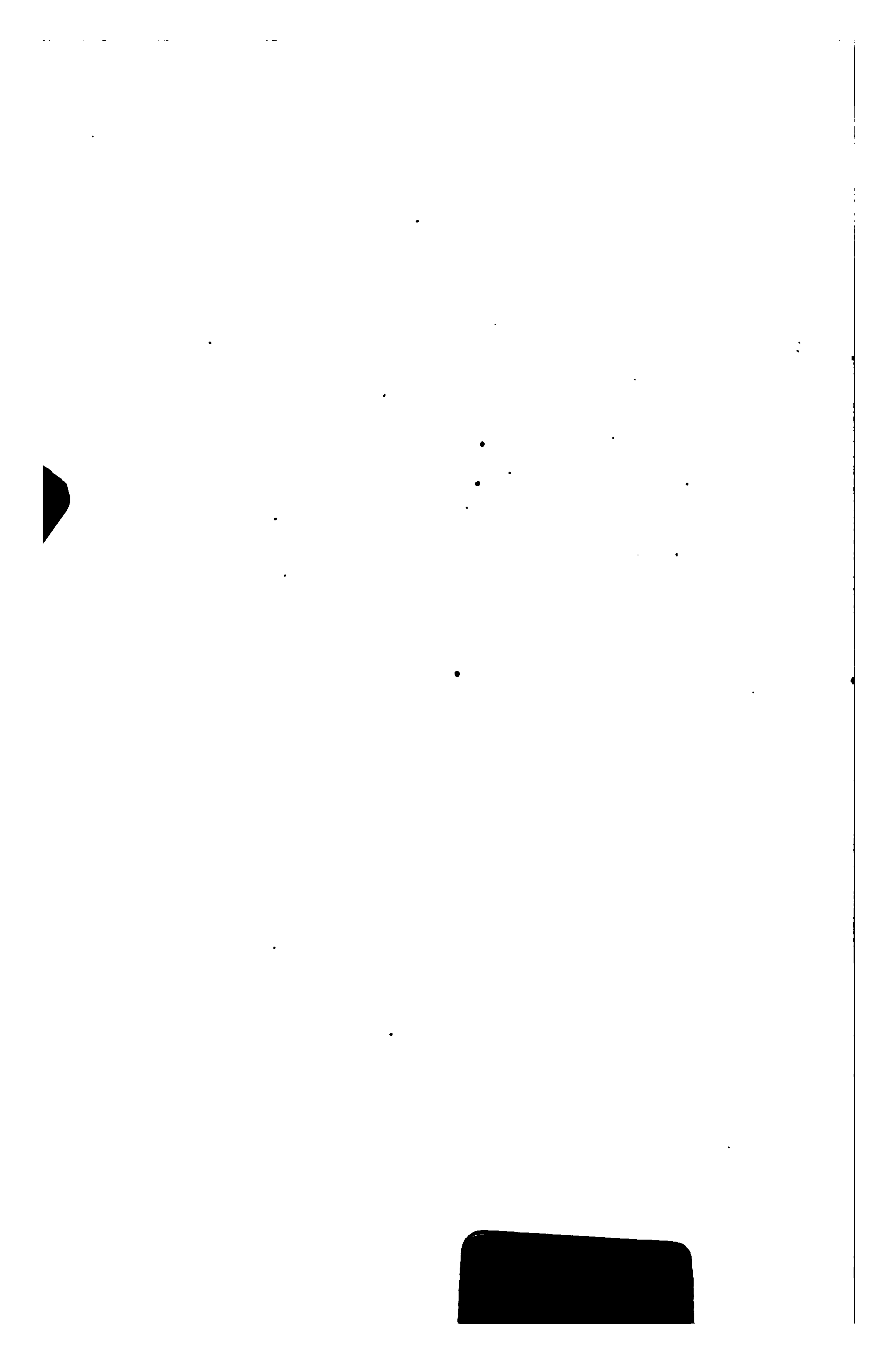
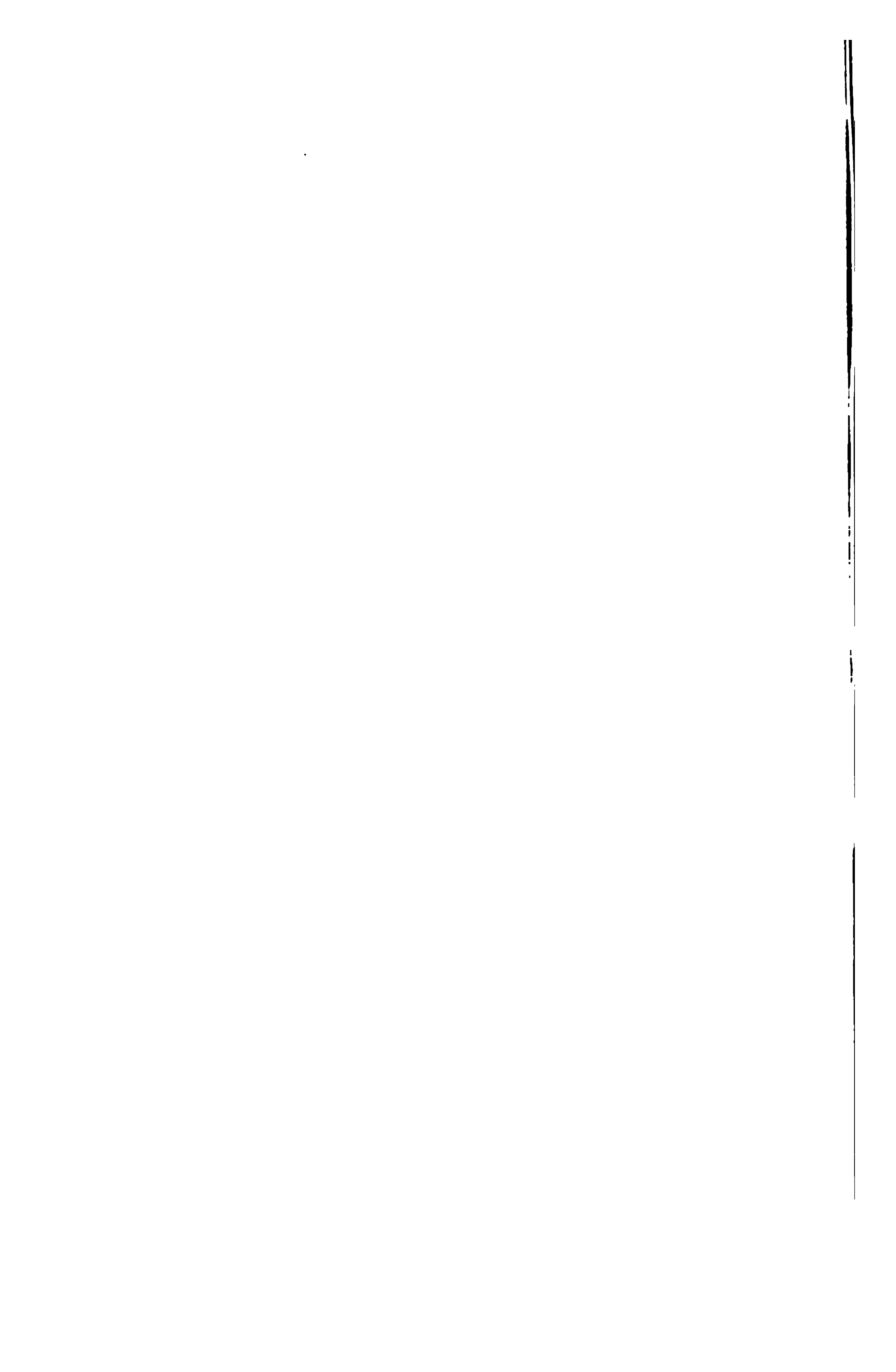
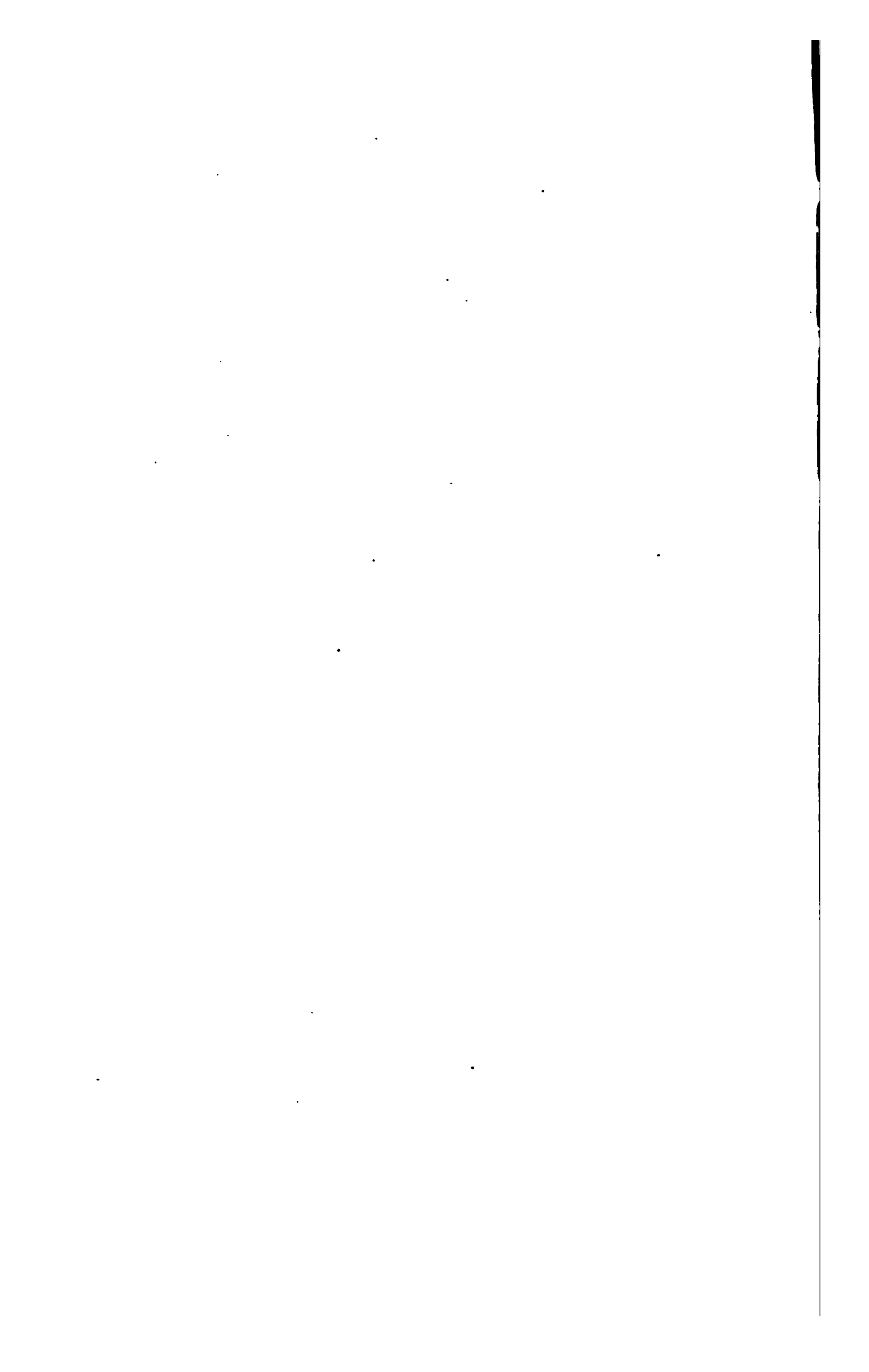






Ideale Lebensziele.

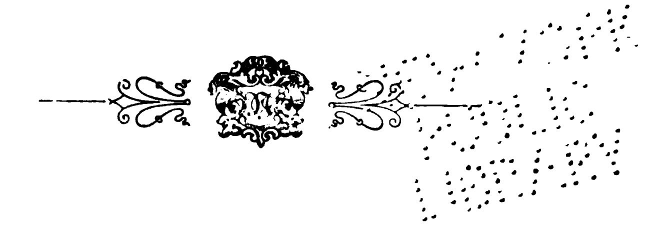
Kritisches, Geschichtliches und Filosofisches

von

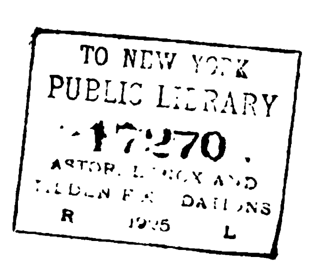
Adalbert Svoboda.

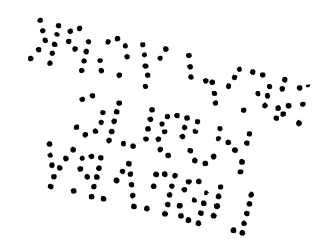
Erster Teil.

Das Namens- und Sach-Register wird dem II. Teil beigegeben.



Leipzig.
Druck und Verlag von C. G. Naumann
1901.


PUBLIC LIBRARY
R
L



Der geistvollen Poetin

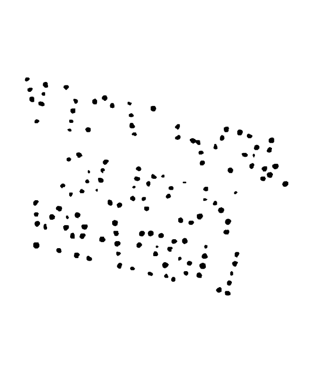
Helene Svoboda

geb. Freiin von Thüngen

mit inniger Neigung

gewidmet.





Vorwort.

Im Verlage von Th. Grieben-Fernau (Leipzig) ist vor einigen Jahren der erste Band meiner „Kritischen Geschichte der Ideale“ erschienen. Er behandelte den „Seelenwahn“, während in der zweiten Abteilung derselben Schrift: „Gestalten des Glaubens“ (Verlag von C. G. Naumann, Leipzig 1898) eine vergleichende Geschichte der Religionen geboten wurde, welche den Götterwahn beleuchtete.

Die „Idealen Lebensziele“, die auch ein für sich abgeschlossenes Buch bedeuten, fügen sich zugleich als letztes Glied den beiden erwähnten Schriften an. Ihre Erwägungen gelten den positiven Zielen des Wissens und des Vernunftstaates, sowie ethischen und Genußidealen.

Die Abschnitte über die Grundeigenschaften der Materie, über den plastischen Trieb, über Wesen und Bedingungen des Lebens, über die Welt- und Naturwirtschaft dürften schon ihres wichtigen Stoffes halber der Teilnahme des Lesers ebenso begegnen, wie die Betrachtungen über die Passionswege zum Wissen und über die Begriffskritik, die man besonders bei haltlosen Behauptungen über Gott und Geist mit Nutzen verwenden kann.

Das Richtmaß beim Prüfen der Lebens- und Erkenntnißwerte lieferten mir die Astralfysik, Fysiologie, Chemie, Biologie und andere Zweige der Naturwissenschaften. Da der Besitz fruchtbarer Kenntnisse Irrsalen beikommen kann, so wurden auch cultur- und kunstgeschichtliche Thatsachen neben völkerkundlichen Erweisen für das Bewerten positiver Ideale herbeigezogen.

Da der Verfasser ein Gegner ungenießbarer Darstellungsformen ist, so wählte er für seine Darlegungen jenen Grundton des Ausdrucks, der sich von seichter Gemeinverständlichkeit ebenso fernhalten will, wie von trockener Pedanterie. Diese hütet sich ängstlich, jene Komik herauszuwenden, die aus menschlichen Thorheiten herausspringt. Wozu diese Angst, da doch das Komische allein den Kummer über menschliche Perversitäten etwas mildern kann?

Ich bin Hinweisen auf erheiternde Kontrastspannungen nirgends aus dem Wege gegangen, nicht in den Kapiteln über die „Weltfysik als Erzieherin", nicht in den Betrachtungen über die Mystiker und andere Geheimräte Gottes, noch weniger in den Abschnitten über „Lieben und Leben" sowie über die Filosofie des Geschlechtstriebs, welche — ethische Interessen stets im Auge — gleichwohl spröde Zurückhaltungen religiös beschränkten Schlages von der Hand weisen.

Der Verfasser wäre erfreut, wenn gerade die Rückhaltlosigkeit seiner kritischen Prüfungen und positiver Vorschläge bei Gesinnungsgenossen Anklang fände. Leser, welche Selbsttäuschungen des Glaubens unter allen Umständen wissenschaftlichen Aufklärungen vorziehen, sollten dieses Buch ungelesen lassen, um sich Aerger zu ersparen.

Würde es jedoch meiner Schrift gelingen, Schwankende zu Anhängern einer stilvollen Weltanschauung umzustimmen, so wäre gerade dieser Erfolg für mich eine große Genugthuung, weil damit der Zweck einer Lebensarbeit erreicht wäre.

München, 1900.

Adalbert Svoboda.

Inhalt.



Ideale des Wissens.

I. Die Weltfysik als Erzieherin.

1. Der souveräne Weltstoff.

Der liebe Gott hat es längst aufgegeben, den Sternenraum als Cicerone zu erklären und hat die Führung durchs Jenseits der verläßlicheren Weltfysik übergeben. Diese schlägt das Weltall wie ein Erbauungsbuch auf, wirft alle Übernatürlichkeiten aus unserem Gesichtsfelde und gibt über unsere Bedeutung im Welthaushalte genauen Aufschluß.

Will der Mensch mehr sein als ein unmoralisches Säugetier, so muß er in dem Auskunftsbuche der Naturwissenschaften eifrig lesen.

Wer die wirkliche Welt erkennt, für den verdämmert die vielangerufene „andere Welt". Diese Fantasieschöpfung der Unwissenheit hat den Geist in den Körper, Gott in die Welt hineingelogen, hat dadurch entsetzliche Denkverwirrungen angerichtet und die Herdenmenge entsittlicht.

Nur wer sich zu den erreichbaren Zielen des Naturwissens erhebt und die Geschichte menschlicher Gedankenarbeit in allen ihren Verzweigungen kennen lernt, kann zum vollen Verständnisse sittlicher Ideale gelangen.

Der Sternenhimmel, der uns sein Wesen entschleiert, ist, man kann es behaupten, ein beredter Docent der Ethik. Mit der Zeit wird dies selbst der Glaubenspöbel einsehen, der seit jeher in der Naturforschung ein sündhaftes und strafbares Beginnen erblickt hat.

Das wirkliche Jenseits ist an sich erbaulich genug. Es stellt uns u. A. 20 bis 30 Millionen Fixsterne vor, Gasbälle mit denselben Grundstoffen, die sich auf der Erde vorfinden. Selbst

seelengläubige Christen werden sich schwer entschließen, glühenden Wasserstoff, vergastes Natrium oder feuerflüssiges Eisen „seligen Geistern“ als Wohnstätte anzuweisen.

Leibeigene kindlichen Denkens haben ja ihre lichten Augenblicke, in denen sie erkennen, daß das „Übersinnliche“ nur eine hohle Verneinung des Sinnlichen und die „reine Geistigkeit“ rein auf nichts gestellt ist.

Abgesehen davon, daß sich Unkörperliches nicht zu bewegen vermag, müßte eine entkörperte Menschenseele, könnte sie auch lichtschnell hineilen, eine Million Jahre fliegen, bevor sie den kosmischen Nebel erreichen würde, um ihre Unsterblichkeit anzutreten.

Der Stoff mit seinen wunderbaren Eigenschaften ist der souveräne Weltenherr, sein eigener Gesetzgeber, rücksichtslos gegen alles Lebende, staunenswert als Bildner von Formen, die er dichtet, um sie wieder zu zerstören, unermüdlicher Arbeiter ohne Zweckabsichten, Wecker des Empfindens und Denkens, ohne selbst im menschlichen Stile zu fühlen und zu urteilen und ohne darauf zu achten, daß denkende Wesen das Richtige erkennen.

Im Menschen, der in seinem Dünkel Götterthrone aufstellt und sich selber darauf setzt, treibt die stoffliche Denkfähigkeit den seltsamsten Mißbrauch, dessen sich nur die Auslese dieser Zweifüßer schämt.

Das einzig Wirkliche in der Welt ist der Stoff, für welchen einen unstofflichen Erzeuger anzunehmen, ebensowenig ein vernünftiger Anlaß vorliegt wie dafür, den Stoff zu verneinen und diese Verneinung Gott zu nennen. Man sehe doch dem Weltstoff mit ehrlicher Wahrheitsliebe unverwandt ins Gesicht. Die Welt in ihrer Großartigkeit ist fürwahr im Stande, den Verlust des Gespensterglaubens wettzumachen.

* * *

Bewegung ist die Daseinsform des Stoffes, der bald in Massen, wie bei rollenden Weltkörpern, bald in kleinsten Unwägbarkeiten, wie beim Schall, Licht und bei der Wärme, in seiner Ruhelosigkeit verharrt.

Was man „Erhaltung der Kraft“ nennt, ist in Wahrheit nur das Fortbestehen der Bewegung und diese ist an die unvergängliche Materie gebunden.

Dieser Bewegung muß man allerdings eine große Eintönigkeit nachsagen; überall im Sternenraume dasselbe Einerlei von Achsendrehungen, dasselbe Aufrechthalten von Anziehungen und Abstoßungen.

Gleichwohl wird diese Monotonie zuweilen unterbrochen, denn nicht ohne Störungen durcheilen manche starrgewordenen Weltkörper ihre Bahnen. Geraten sie durch den Weltraum fliegend an eine ausgedehnte kosmische Wolke, die aus Gasen von hoher Temperatur besteht, so flammt der starre Weltball wieder auf und es beginnt das Fluthen und Erstarren der chemischen Grundstoffe von neuem.

Es blickt uns eine große Nüchternheit aus den Weltgesetzen an und nur in den schönen Formen und in der Denkfähigkeit der Organismen liegt Trost. Hat sich die Vorstellungsthätigkeit der blöden Menge bisher meist auf Abwegen bewegt, — blieben die Völker über die Bedingungen ihrer Wohlfahrt unvollständig unterrichtet, — wurden auch erleuchtete Vormenschen, die sich aus der Sintfluth von Thorheiten zu retten wußten, verkannt, verhöhnt und verfolgt, — so kann gleichwohl jene wunderbare Eigenschaft der Materie, die uns das Denken und Empfinden gestattet, zu unserem Besten vollständig verwertet werden. Wir können und müssen unser Glück im richtigen Verständnisse des Welt- und Lebenswirklichen, sowie in der Bethätigung des Wohlwollens suchen.

* * *

Wer kennt nicht in der magna charta des Weltendaseins die Grundstützen: Stofflichkeit, Entwicklung und Bewegung?

Besehen wir uns zuerst den Weltstoff. Es muß für Widersacher des Materialismus geradehin schrecklich sein, zu erfahren, daß der Stoff der eigentliche Weltbeherrscher ist. Doch was liegt an dem Schrecken stumpfsinniger Leute? Wenn es nur Anhänger einer naturgerechten Weltanschauung einsehen, daß die getrennten Atome, die nach Verbindung streben, die Lenker der Welt, die Väter der Schwerkraft sind, welche die Kurbeln der

Kosmosbälle drehen. Atome, die sich anziehen, stützen den Drang zum Weltendasein!

Fatal ist für glaubenskranke Leute auch das Grundgesetz des kosmischen Haushaltes, daß sich der Stoff weder erzeugen noch vernichten lasse, daß er also eines Erzeugers nicht bedurfte.

Das Gesetz von der Unzerstörbarkeit der Materie zeigt sich selbst bei Erzeugnissen chemischer Umwandlungen, die im Gewichte stets den Stoffen gleichkommen, durch welche die Umänderung bewirkt wurde.

Dieses Gesetz mag ein Trost für jene Menschen sein, welche durchaus fortdauern wollen. Die Materie, aus der sie bestanden, wird in Zersetzungsprodukten immer vorhanden sein.

Man muß es eben lernen, die Wahrheit, wie sie die Welt predigt, unerschrocken aufzunehmen. Das ist eine ethische Pflicht. Wer sich dieser entzieht, begeht eine Ruchlosigkeit und Thorheit zugleich.

Man kann es nicht bestreiten, daß die Weltfysik eine Gottesleugnerin ist, allein man muß sie auch als eine ehrenwerte Wohlthäterin preisen, denn sie befreit uns von Irrtümern und von jener Unsittlichkeit, die aus Religionen hervorquillt.

Was liegt daran, zu erfahren, daß die Welt von einem persönlichen Urheber aus dem Urnichts deshalb nicht graziös hervorgezogen werden konnte, weil der Stoff, aus welchem die Welt besteht, immer vorhanden war?

Die Gottgläubigkeit muß verlegen schweigen, wenn man ihr die Frage vorlegt, ob man die allgemeine Schwere oder die moleculare Anziehungskraft persönlich denken kann und was damit gewonnen ist, wenn man sie Gott nennt.

Noch verlegener wird sie sein, wenn man ihr die Thatsache vorführt, daß der Weltstoff nur deshalb vorhanden ist, um sich anzuziehen und abzustoßen, um in rundlinigen Bahnen um sich selbst und um andere Körper zu kreisen, um zu vergasen und sich zu verdichten, um dann wieder aufzulodern und sich wieder abzukühlen, um die Entwicklung des Lebens zu ermöglichen und um dieses wieder zu zerstören. Ein schier end- und trostloses Wechselspiel! Dabei sollte ein göttlicher Mechaniker die Gasmotoren in Bewegung halten? Ist denn der Gedanke unerträglich, daß die Gasbälle keinen anderen Zweck haben als jenen da zu sein?

Schopenhauer hat mit Recht die Mißgriffe der Systemfilosofen von Kant bis Hegel scharf verurteilt; allein auch er stellt sich mit seinem Willen zum Leben auf die Seite der Mystiker.

In der Welt findet man keinen Willen zum Leben, denn dieses ist in Gasbällen nicht möglich und ist in den dunklen festgewordenen Weltkörpern im besten Falle zeitlich begrenzt und weicht dem Willen zum Sterben. Man könnte eher von einem Willen zu Eisenverbindungen sprechen, da das Eisen im Weltall sehr stark verbreitet ist, wie es die eisenhaltigen Meteoriten und der Niederfall von Eisenpulver beweisen, das man auf Schneefeldern in Spitzbergen gefunden hat.

Wäre es nicht besser für gläubige oder verzagte Weichköpfe, die großartige Zwecklosigkeit der Welt zuzugeben, als vor den thörichten Mutmaßungen der Unwissenheit immer wieder ins Knie zu sinken?

Selbst unter Mystikern, die sich in Abgründe der Gottesbetrachtung gestürzt hatten, gab es einige, in deren Köpfen es plötzlich aufblitzte und die in hellen Augenblicken sich ihres Gottesglaubens schämten. Diese hätten es bei einem unbefangenen Blick in den Sternenraum willig zugegeben, daß ein persönlicher Gott bei der grenzenlosen Eintönigkeit der Welt entweder den Verstand verlieren oder vor langer Weile sterben müßte.

Viel oder wenig Licht sehen, viel oder wenig Wärme spüren, böte einem geistreichen Gott zu wenig Zerstreuung. Es wäre gewiß leicht für ihn, auf das Vergnügen der Weltinspection und auf die Ehre zu verzichten, eine Person zu sein, besonders wenn diese nach dem Modell: „Mensch" entworfen wäre! Welch' ein Modell auch, das aus lauter Kohlenhydraten besteht!

Es bleibt nichts anderes übrig, als es ruhig hinzunehmen, daß die Chemie ebenso wie die Astralfysik außer Stande ist, uns Gott in irgend einer Gestalt vorzustellen. Gegen die Logik der Thatsachen ist nicht aufzukommen.

Ist es auch unmöglich, sich an einer Fiction zu erbauen, so erfreut man sich umsomehr am Weltstoff mit dessen positiven Eigenschaften. Diese kennen zu lernen, ist der Beschwerden des Lebens wert.

Man darf sich übrigens auch da keinen Täuschungen überlassen und soll nicht etwa die „Kräfte" vom Stoff abgelöst

denken. Diese sind nur Eigenschaften desselben und nichts auf sich Gestelltes. Eine dieser Eigenschaften ist die so viel vermögende Anziehungsfähigkeit, die den Zusammensturz der Sterne verhindert.

Eine Art Selbsterhaltungstrieb besitzt auch die Materie. Bestimmte Mittelpuncte der Anziehung gibt es für Sterne nicht. Beständen sie, so würden die Weltkörper gegen den gemeinsamen Centralpunct fallen, alles zerstörend und verheerend.

Dem Weltstoff muß man es entschieden nachrühmen, daß seine Art, sich zu geben, überall dieselbe ist. Er hat Stil; seine Consequenz läßt sichere Schlüsse über den Weltmechanismus und über das organische Leben zu. Wie sich auf Erden Wassertropfen runden, so nehmen im ganzen Universum die Weltkörper die Rundform an. Krystalle bilden sich im ganzen Sternenraum nach demselben Formenzwang. Beweise dafür werden von Meteorsteinen mit ihren Olivin- und Augitkrystallen zur Erde geworfen.

Andere Zukommnisse, die am Weltstoff haften, sind Licht und Wärme. Das Licht ist bekanntlich ein großer Machthaber in Gebieten organischen Lebens. Es löst, verbindet und ermöglicht — verknüpft mit Wärme — das Pflanzen- und Tierleben.

Die Wärme verrichtet auch mechanische Arbeit, wieder nur durch Bewegung. Daß die durch mechanische Kraft veranlaßte Wärme arbeitet, beweisen alle Dampf-, Heißluft- und andere Wärmekraft-Maschinen. Der menschliche Organismus ist auch nur eine Maschine, welche fortwährend Wärme in Arbeit und diese in Wärme umsetzt.

Diese Maschine wird nicht von einer in den Leib hineingedichteten unkörperlichen Werkmeisterin, sondern durch Nahrungsstoffe geheizt. Es mag die einsichtslosen Gegner des Materialismus noch so arg betrüben, an der Thatsache, daß alle lebenden Wesen nichts anderes als Wärmekraftmaschinen sind, wird ihre Trauer nichts ändern.

2. Geburtsstätten der Welten.

Sternenforscher sind Menschen erlesenen Ranges, da sie uns die wirklichen Zustände des Weltganzen zeigen. Sie bedeuten mehr als Leute, die in Vorrechte und Titel hineingeboren werden,

und haben uns wichtigeres zu sagen als gottesfürchtige Filosofen, welche Theologen freundschaftlich die Hand reichen. Beide halten sich in ihrer Eitelkeit für wohlunterrichtete Freunde Gottes, welche die Pläne der Weltordnung prächtig nachzeichnen.

Der Mailänder Astronom Schiaparelli, der uns mit den Erscheinungen auf der Oberfläche des Mars bekannt machte, leistete für die Wissenschaft mehr als jener Filosof, der im Tischrücken Beweise für den Willen zum Leben erblickt hat. Sehen wir uns nun jene Seite des unbegrenzten Raumes an, in denen der Drang zum Weltwerden wahrnehmbar ist.

Durch Fernröhre sieht man die Geburtsstätten der Welten in lose schwebenden Gaswolken, die noch ohne Form und Achse sind und sich nach langem Herumfluten erst zu Gasbällen verdichten.

Die Gesetze der Anziehung, Bewegung und Umsetzung derselben in Wärme sieht man in den Werkstätten für Weltbildung voll bethätigt. Die Stoffteilchen ziehen sich an und werden durch Bewegung und Verdichtung zu Glutherden, aus denen vor allem Wasser- und Stickstoff deutlich herausleuchten.

Mit Recht kann man Weltnebel als Vorratskammern für chemische Grundstoffe ansprechen. Ausgeglichene Existenzen kann man in Nebelschichten jedoch nicht erblicken. John Herschel sah in seinen großen Fernröhren eine fosforescirende Materie über unermeßliche Bezirke in Form von Wolken oder dichten Nebels ausgestreut und nannte sie kosmischen Dunst.

Die Hauptsterne der Plejadengruppe sind in Nebel gehüllt, welche sich in Fähnchen und in flockigen Massen ausdehnen und sich weit über die Plejaden hinaus erstrecken. Irrende Weltstoffteile also, die regellos im Sternenraume herumschweben.

Nach Whewell kommen dicht neben einander in Nebelwolken regelmäßige und unregelmäßige, auflösbare und unauflösbare neblige Streifen und Flecken, Sterne und Sternhaufen vor. Alles Kinder der Nebelmutter!

Die Bildung der Weltkörper vollzieht sich mit eherner Notwendigkeit. Das Verdichten des Weltnebels, die Erhöhung der Wärme hiebei und Abgabe derselben an den kalten Weltraum, die Ablösung von Ringen, das Gestalten von Bällen, die Doppelbewegung derselben, die Verbindung der chemischen Urbestand-

teile des Weltnebels, das Erstarren der Gasfluthen — all' das folgt einer zwingenden Ordnung.

Wenn sich Sonnen auf Bildung von Satelliten, also auf Selbstentkräftung einlassen, so erfolgt ihre Verkrustung rascher. Die Sonnen der Milchstraße werfen nur wenige und kleine Körper von sich ab, weil das Erzeugen von Planetenkindern nicht ihre Neigung ist. Deshalb dauert ihre Leuchtfrist länger, als bei unserer Sonne, die zu viele Planeten aus sich herausgeschleudert hat.

Die Hälfte der Nebelflecke befindet sich im Zustande der Abwicklung; ein Rest matter Gasfluthen zeigt an, daß da Welten vor ihrem Untergange stehen. Im Ringnebel, in dem man keine centrale Masse mehr sieht, muß man ein vergangenes Weltsystem vermuten.

Wenn sich das Licht zum Rot abstuft, werden die Schlackenfelder auf der Oberfläche der Sterne immer größer; zuweilen brechen aus dem Inneren des verkrustenden Weltballs Glutmassen hervor, als ob ein neuer Stern aufleuchten wollte. Es ist aber nur das letzte Lichtzucken eines sterbenden Weltkörpers.

Was zuerst ein dünnes Gefüge glühender Gase gewesen, zerbröckelt nach Milliarden von Jahren im lichten Meteorstaub, wie es in Kometenschwänzen sichtbar wird. Der Kreis für ein Sternendasein wird geschlossen; ein Weltkörper wird am Ende seiner individuellen Existenz wieder dasselbe, was er vor seiner Geburt gewesen: glühendes Gas. Gut noch, daß kosmische Individuen kein Selbstbewußtsein besitzen. Des Zerbröckelns in Meteorstaub bewußt zu werden, müßte unerquicklich sein.

* * *

Wie seltsam sehen doch die Weltenschöße aus, die man sonst Nebelflecke nennt. Ein Blick auf die sonderbare Weltenwiege im Sternbilde des Orion ist belehrender als öde Begriffsturniere in metafysischen Büchern. Die spiraligen Arme, das strahlende Gascentrum, die aus einer dunklen Spalte herausblinkenden vier Sterne zeigen uns in dieser Nebelwolke ein Stück Weltwirklichkeit, die uns als Weltbürger entschieden ansprechen muß.

Sieht man in diese Vorratsmagazine für die Weltenbildung, in die fächer- oder kometenartigen, langgestreckten, kreisrunden oder elliptischen Nebel, so regt sich die Frage, ob je das Entstehen neuer Welten aufhören werde. Manche Forscher bejahen diese Frage. Uns kann es genügen, das wirkliche Jenseits kennen zu lernen, das Werden der Welten zu sehen und uns vom Himmel das Raum- und Lichterhabene definiren zu lassen.

Betrachtet man das Spectrum kreisrunder Nebelmassen, die nach Art von Doppelsternen um einen gemeinsamen Schwerpunct reigen, so sieht man drei helle Linien, die es darthun, daß da Licht von glühenden Massen ausgestrahlt wird. Dabei ist die Ausdehnung dieser Nebelwolken riesig. Schon die einzelnen Nebelstellen führen uns feierlich das Erhabene des Raumes und des Lichtes vor.

Durch Nebelfleke lernt man auch die Erhabenheit der Menge, die Unermeßlichkeit der Zahlen, die Hoheit und Großartigkeit des Weltwirklichen schätzen. Es gibt Nebelflecke, die selbst durch starke Fernröhre unauflösbar sind; allein die auflösbaren weisen nicht nur ungeballte Gase, sondern auch unzählbare Sternenmengen. Da unauflösbare Nebel Werdestätten neuer Weltkörper sind, so steht man beim Anblick des Sternenhimmels Millionen von entstehenden, gewordenen und vergangenen Welten gegenüber.

Die Erhabenheit der Weltenmenge zwingt uns zum Staunen und zeigt so recht die Jammerseligkeit jener Menschen, die sich im Glanze ihres Selbstgefühls, ihrer Uniformen und Titel wenigstens so hoch bewerten, wie eine strahlende Sternengruppe, obwohl sie kaum so viel wert sind, als eine geborstene Sternschnuppe.

Das unbewaffnete Auge sieht auf der Himmelswölbung im Ganzen 6000 Sterne. Das Ergriffensein durch diese Erhabenheit leuchtender Welten steigert sich, wenn man durch's Fernrohr in einem einzigen Nebelschwarm 20000 Sterne zählt (Arago). Die Sternenzahl im Ringe der Milchstraße wird auf 18 Millionen geschätzt (Carus Sterne: „Werden und Vergehen" 1899). Auch eine Zahlenerhabenheit, zu der man mit Andacht aufblickt.

Es gibt aber auch sternenlose Stellen, die den Süd- und Nordpol umkreisen und die selbst auf der empfindlichsten foto-

grafischen Platte keine Lichtspuren zurücklassen. Die Indianer Südamerika's, die so klug sind wie arische Theologen, nennen diese sternleeren Stellen die Eingangspforten in unsere Welt, durch welche alle Dinge ein- und austreten. Vielleicht gibt es auch dort Weltenscharen, deren Licht noch nicht zu uns herübergedrungen ist und die erst nach Millionen von Jahren unsere Nachkommen leuchten sehen werden.

Dieser Erhabenheit gegenüber erscheint unser Wunsch, wie die Welten ewig zu sein, eigentlich recht anmaßend. Wird diese Kühnheit durch das Verlangen gedämpft, sich in Ewigkeit stetig zu vervollkommnen, so könnte man dies eine edle Absicht nennen; allein sie bleibt angesichts der Entwicklung der Welten, die ja auch keinem Vollkommenheitsziel entgegengehen, doch nur ohne Rückhalt.

Für Welten und für Menschen gibt es eben keine Glücksewigkeiten. Man kann die Sehnsucht nach ewigem Leben und Lieben begreifen, allein die Bewegung nach abwärts, nach dem Verlöschen des Denkens und Empfindens ist Naturgebot, dem nicht zu entrinnen ist.

Fürst Bismarck glaubte auch an ein „zukünftiges Leben", weil das gegenwärtige zu traurig und unvollkommen sei, als daß es einer höchsten Individualität entsprechen könnte. Er glaubte an eine „letzte Vervollkommnung". Dieser poetische Glaube wird leider durch Naturthatsachen nicht unterstützt. Menschen und Welten unterliegen denselben Gesetzen des Entstehens und Vergehens, unter deren Einfluß es keine letzte Vervollkommnung gibt. Diese ist nur innerhalb der Culturgesellschaft möglich, welche darnach strebt, die „allzutraurigen und unvollkommenen" Lebenszustände zu mildern oder zu beseitigen.

* * *

Die Selbstbewegung des Weltstoffes den Einflüssen eines persönlichen Ingenieurs zuzuschreiben, ist unbefangenen Astronomen niemals eingefallen. Sie erkennen es, daß aus dieser Unterstellung eine verblüffende Ungereimtheit aufrage.

Es wäre ja angenehm, einen persönlichen Gott umarmen und ihm einige Verbesserungen der Welt vorschlagen zu können.

Allein die „Stufen des Thrones des Allerhöchsten“, von denen einige Sternfysiker im frommen England reden, sind nie gesehen worden. Diese Stufenschwärmer bewundern in jeder gelben oder violetten Spectrumlinie den Beweis eines „hohen unerforschlichen Ratschlusses Gottes“ und freuen sich auf die Neubekleidung ihrer Seele mit „siderischer“ Körperlichkeit, die sie fysischen Erfahrungen zum Trotz erfanden.

Als fromme englische Sternfotografen in einigen Nebeln Knoten erblickten, begrüßten sie in diesen künftige Wohnstätten vernünftiger Wesen, als ob es einen wirklichen Weltgewinn bedeutete, wenn sich das Bischen Durchschnittsverstand der Menschenmehrheit in anderen Weltkörpern abermals blosstellen würde.

Einsichtsvolle englische Astronomen weisen jedoch alle Fantasmen zurück. Sie belächeln jene Schwärmer, welche den „Geselligkeitstrieb“ der Sterne „majestätisch“ finden, die in kleinen oder großen Gruppen an einander gekettet sind. Sie bewegen sich um und neben einander, weil sie müssen.

Es ist immer dieselbe nüchterne, zwecklose Einerleiheit, der wir im ganzen Weltraume begegnen. Darf man dieser Eintönigkeit „Majestät“ zusprechen?

Majestätisch wirkt aber das Licht und die Schnelligkeit seiner Bewegung. Die kosmische Fysik bespricht Weltzustände, die sich vor Jahrmillionen abgespielt hatten. Das Licht braucht trotz der Schnelligkeit seines Fluges (42000 Meilen in der Secunde) von den entferntesten Nebelflecken etwa 20 Millionen Jahre, um zu uns zu gelangen. Wir blicken also förmlich der Ewigkeit in's Herz hinein, wenn wir durch Fernröhre kosmische Nebel betrachten.

* * *

Es ist ein wahrer Segen, daß das astronomische Fernrohr und das Spectroskop alle religiösen Jenseitssagen zurückweist. Nebelwolken zeigen zwar nur ein Stück des wirklichen Jenseits, allein schon dieses erbaut, belehrt und zerstreut Irrtümer. Der Krebsnebel (Crabwolke), der mehr einer Rettigwurzel als einem Krebse ähnlich sieht, ist auch ein Stück Jenseits, in dem man seine ewige Seligkeit nicht absolviren wollte, weil glühendes Wasserstoffgas dazu nicht einladet.

Sieht man vom lichten Kopfe des Spiralnebels im Sternbilde der Jungfrau sichelförmige Gaswolken abfliegen, so wird man lebhaft an Wesen und Form der Kometen gemahnt. Wird uns da gezeigt, daß Anfangs- und Endformen der Welten einander ähnlich sehen?

Es ist recht so, daß Nebelwolken nicht in einförmigen Umrißlinien, sondern in völliger Bewegungsfreiheit herumfluthen. Der Orionnebel allein wurde mit einem Tierrachen, Schmetterling, Trapez und Polypen mit Fangarmen verglichen. Vielleicht geben sich diese Vergleiche etwas kindlich; allein der Mensch kommt über seinen Vorstellungskreis nicht hinaus, und man kann es ihm nachsehen, wenn er irdische Formen im Sternenraume wiederfindet.

Eine autonome Sternenrepublik ist die von John Herrschel beschriebene und auf Einzelkörper hin ausgezählte große Magellanische Wolke.

Die Sternenhaufen weisen dort bald eine unregelmäßige, bald eine Kugelgestalt; dazwischen wogen teleskopisch unlösbare Nebel. Ein kleines Bruchstück der Welterhabenheit und doch nur vorhanden, um Jahrmilliarden lang sich durch unfruchtbare Entwicklungen bis zum öden Schlusse derselben hindurchzubewegen.

Angesichts dieser Riesenmengen des Weltstoffes verketzert der Troß der Unwissenden den Materialismus! Gibt es denn etwas anderes als Materie? Die Vertreter der schmähsüchtigen Unwissenheit sollten sich vor einen Refractor stellen und dort in hellen Nächten Nebelwolken betrachten. Etwa jenes im Sternbilde des Goldfisches mit seinem großartigen Nebeneinander zahlloser Sonnen. Das alles ist Materie und nichts als diese und nirgends ein Feldherr, der die Sternenlegionen anführt. Jede Welt ist ihr eigener Souverän, Gesetzgeber und Totengräber.

Im Nebel des Cepheus-Sternbildes sieht man auch Weltgeburten; dort rissen sich bereits von den Nebelspiralen einzelne Gasbälle als Sonnen oder Planeten los, um sich weiter zu entwickeln.

Das Spectrumbild mancher Sterne beurkundet, daß dort große Revolutionen vor sich gehen. Also auch in den Sternen nicht viel Ruhe und Lebensbequemlichkeit. Erst wenn das Glühen der Gase aufhört, ist die Möglichkeit für die Entwicklung organi-

schen Lebens gegeben. Man muß wünschen, daß das Leben dort edlere und dauerhaftere Formen gewinnt als hier auf Erden.

Nach Helmholtz kann der Sonnenschein mit derselben Stärke noch 17 Millionen Jahre vorhalten und die Quelle irdischen Lebens bleiben. Eine genug lange Zeit für die innerlich Verkrüppelten, um die Ketten ihrer Thorheiten von sich zu schleudern und für die ethisch Aufrechten, um die Pforten des gesellschaftlichen Glücks aufzuschließen!

3. Planetenschicksale.

Als Weltbürger haben wir die Pflicht, uns mit den fysikalischen Zuständen in jener Weltecke umzusehen, in welcher die Sonne Herrin ist. Das Wissen um die Zustände in unserem Planetenpark belehrt uns über unsere Stellung im Universum, bringt die fysikalische Weltordnung zu Ehren und die sittliche um ihren Credit, beantwortet die Fragen nach dem Daseinszwecke und Endschicksale der Planeten sowie nach den Lebensbedingungen auf denselben. Die Planetenfysik liefert auch Beiträge für jenes Capitel in der Aesthetik, das vom Erhabenen handelt.

Die Erhabenheit des Lichtes und der Kraft läßt uns vor allem die Sonne erkennen. Das Lichterhabene weisen uns dort rotglühende Lichtsäulen, die sich zu einer Höhe von 20000 geographischen Meilen erheben. Was in diesen Lichtobelisken brennt? Nichts als Riesenmassen von Wasserstoff. Gut, daß es so ist. Ohne diese Glutthürme gäbe es kein Leben auf der Erdenlinse.

Landschaftliche Besonderheiten gibt es auf der Sonne auch. Durch Fernröhre sieht man Riesenbäume aus dem Feuermeer der Sonne sich erheben. Astronom Young hat 1871 auf der Sonne einen Wald von „Feigenbäumen" beobachtet, der 161000 Kilometer breit und 87000 Kilometer hoch war. Dieser Wald wurde durch eine Explosion zersprengt. Teile desselben erhoben sich innerhalb zehn Minuten zu einer Höhe von 200000 Meilen über der Sonnenfläche. Zum Lichterhabenen ist da das Erhabene der Kraft und der gewaltige Rhythmus chemischer Verbindungen getreten.

Wenn der Drang chemischer Verwandtschaften bei der Abkühlung der Sonne erwacht, so setzt es großartige Kämpfe der

Elemente, die mit irdischen Maßstäben nicht gemessen werden dürfen.

Wie kleinlich wäre es, einen persönlichen Dirigenten anzunehmen, der die chemischen Grundstoffe in dem großen Sonnenkessel durcheinander mengt! Dort herrscht der Stoff in selbstherrlicher Eigenständigkeit.

Indem sich die Elemente chemisch vermählen, werden große Wärmemengen frei, welche der weiteren Abkühlung ein langsameres Tempo vorschreiben. Es bekämpfen sich da Wärme und Abkühlung in großartiger Weise; diesen Kämpfen danken wir unser Leben.

Als die Erde aus der Sonne herausgeworfen wurde, erhielt sie als Mitgift alle Grundstoffe derselben, auch das Helium, das erst 1896 als Bestandteil von irdischen Mineralien und in Mineralquellen nachgewiesen wurde.

Die Explosionen, die auf dem Sonnenkörper vorkommen, dürften sich auf jenen Sternen wiederholen, die plötzlich aufflammen. Dabei bricht nach Zöllner entweder ihre dünne Erstarrungsrinde durch oder es treten vulkanische Ausbrüche auf. Es wirken da Riesenkräfte, welche die Ruhe hassen.

Rastlose Bewegung, flammende Stoffe, Abkühlung und endlich nach langsamen Veränderungen Erstarrung — auf diese Grundtöne ist das Sternendasein gestimmt. Lyrische Frömmigkeit erblickt in den Sternen die Heimstätte der Seelen und der Seligkeiten und stellt sich einen gewaltigen Feuerreiter vor, der von Stern zu Stern eilt, Brände schürend und löschend.

Die Sternfysik lächelt über diese Lyrik. Sind es Astronomen, die zu irdischen Dummheiten Ähnlichkeiten in Planeten suchen, so stellen sie sich ganz besonders blos. So glaubte der Astronom Gruithuisen beim Anblick eines fosforischen Glanzes auf dem Planeten Venus eine allgemeine Freudenbeleuchtung bei der Krönung eines neuen Venuskaisers annehmen zu sollen.

Welche Beleidigung steckt doch darin, daß den Venusbewohnern das zurückgebliebenste aller Gefühle, das dynastische, zugeschrieben wurde! Hoffentlich behelfen sich die Venusbewohner, wenn sie überhaupt vorhanden sind, ohne Kaiserlichkeiten.

* * *

Das Erhabene der Kraft war beim Entstehen der Planeten im Spiele. Es war eine enorme Gewalt, welche durch Abschleuderung feuerflüssiger Massen aus der Sonne die Planeten kreisen ließ, von deren Mutterkörper abermals Gasmassen abflogen, um Monde zu bilden. Der Stoff floh bei diesen Abschleuderungen vor sich selbst, da er zu rasch bewegt ward. Die Anziehungskraft wurde dabei von der Fliehkraft besiegt.

Ob ein Vernunftzweck bei diesem Schleuderspiel erreicht wurde? Ist dieses ewige Drehen massiger Kugeln um sich selbst und um andere Bälle nicht ein wüstes und anmutloses Geschehen? War es etwa angemessen, daß fromme Weichlichkeit zu diesem ungraziösen Tanze Sfärenmusik aufspielen ließ?

Einen anderen Beweis von Anziehungs- und Fliehkraft liefern jene Planetoiden, welche als Bruchstücke eines durch rasche Abkühlung spröde gewordenen und deshalb zersprungenen Weltkörpers sich zwischen Mars und Jupiter bewegen.

Sternschnuppen als Fragmente von Kometen und Planetoiden sind keine soliden Weltexistenzen mehr, und ihr Beruf, als Weltsand herumzuirren, entspricht keinem verständlichen Zwecke. Die kohlenstoffhaltigen Bestandteile der Meteormassen lassen auf längst zertrümmertes organisches Leben schließen. Man fragt sich angesichts dieser Reste, ob bei der Zerstörung des organischen Lebens Vernunft, Wohlwollen und Zweckursachen mitgewirkt haben.

Doch wir können uns damit zufrieden geben, daß, so lange die senkrechten Gasbewegungen in der Sonne andauern, für die Erde die Licht- und Lebensquelle rieseln werde. Die Autokratin Sonne spendet ihren Planetenkindern Wohlthaten, ohne es zu wollen.

Durch fortwährende Abkühlung und Zusammenziehung wird sie nach etwa 20 Jahrmillionen (Langley) Licht und Wärme gänzlich einbüßen, gleichfalls ohne es zu wollen. Die jetzt noch glühenden Stoffe werden erkalten, sich verdichten und erstarren, weil es ein ehernes Weltgesetz so gebietet.

Beim Verflackern des Sonnenlichtes wird das große Sterben über alle Planeten hereinbrechen und der Mummenschanz des Lebens wird ausgespielt sein. Wie kleinlich ist doch die Annahme, daß Weltgesetze auf einen Accord menschlicher Nutzziele abgestimmt sind!

Die Haupttöne, in welchen das Dasein der Weltkörper hinschwirrt, ist deren gasiger, flüssiger und fester Zustand, dem sich mitunter die Zerbröckelung anschließt. Die Weltbälle durchschreiten diese Stationen mit großer Langsamkeit; sie können ja genug Zeit verschwenden, denn einem Vernunftzweck gehen sie nicht nach. Mit diesem haben auch jene Planeten nichts zu schaffen, die zur Zeit nichts anderes sind, als Anstalten für Gaserzeugung.

Zu ihnen gehört der Riesenplanet Jupiter, auf dem das Feuer Oberherr ist, wie es die Wasserstoffdämpfe beweisen, die dort in heftiger Aufregung fluten, so daß das Antlitz dieses Sonnenkindes ohne Unterlaß sein Aussehen ändert.

Auf der südlichen Halbkugel dieses Planeten leuchtet ein roter Widerschein, der vielleicht von vulkanischen Erregungen stammt. Ob dieser Planetenbruder der Erde je dazu gelangen wird, eine Vegetation oder gar menschenartige Wesen zu wege zu bringen, die ihr moralisches Elend wie wir durch's Leben schleppen?

Jedenfalls werden die Grundstoffgase im Jupiter Jahrmillionen brauchen, bevor sie zu jener Ruhe gelangen, die organisches Leben gestattet. Welche Riesenkräfte leisten da ihre Arbeit, die ganz vergeudet erschiene, wenn es auf diesem Planeten nicht einmal zum Hervorbringen von Organismen käme. Das würde allerdings nur mit der erhabenen Zwecklosigkeit der planetarischen Existenzen im Einklange stehen.

* * *

Nun zu der Frage, ob auch auf den anderen Planeten Organismen zu finden wären. Auf sonnenfernen Planeten müßte das organische Leben allerdings anders als auf der Erde beschaffen sein. Die Sonne könnte bei ihnen keine so lebhafte chemische Umsetzung hervorrufen, wie bei irdischen Organismen. Auch bei der Verschiedenheit in den Mischungsverhältnissen der chemischen Stoffe sowie bei der ungleichen Artung der Atmosfäre dürften die Organismen auf den Planeten verschieden gestaltet sein. Menschen des Durchschnittsstils als Modelle für Planetenbewohner anzunehmen, wäre bei deren Erbärmlichkeit doch kaum statthaft.

Auf Kometen konnte beim Beginnen ihrer Erstarrung Leben auftreten, das jedoch in der Sonnennähe wieder vernichtet wurde. Ein grausames Gesetz, das im Leben kein bleibendes Gut erblicken läßt, denn der Pendelschlag der kosmischen Lebensökonomie stellt neben das Schaffen das Fortschaffen.

Ob die Entwicklung des Lebens in anderen Weltkörpern sich auf Kohlenstoffverbindungen beschränkt und nicht von anderen Wärmeverhältnissen abhängt, als auf der Erde, wer könnte dies ermitteln?

Für alle Weltkörper dieselben Lebensbedingungen voraussetzen, hieße eine Einförmigkeit annehmen, welcher die Natur selbst auf unserem Planeten beim Gestalten der Organismen aus dem Wege geht. Gleichwohl ist das Leben auf der Erde an Verbindungen des Kohlenstoffes mit anderen Grundstoffen und vornehmlich an den Eiweißstoff gebunden, der bei einer Wärme von 70° C. gerinnt.

Da die Materie in der ganzen Welt dieselbe ist, da die fysischen Gesetze überall die gleichen Grundtöne halten, so könnte vielleicht die Annahme aufrecht bleiben, daß organisches Leben in jenen Weltkörpern nicht bestehen könnte, deren Temperatur sich über 70° C. erhebt.

Fixsterne mit Eigenlicht könnten ebenso wenig organisches Leben aufkommen lassen, wie Nebelflecke. Es ist ja Licht die grundlegende Bedingung organischen Lebens; aus angemessener Entfernung muß es jedoch wirken, soll Leben aufsprießen. Bei Gasbränden könnten Organismen des uns bekannten Schlages nicht keimen.

In unserem Planetengarten könnte Mars Organismen beherbergen, wenn er von der Sonne nicht zu viel Wärme empfänge. Auf dem Merkur finden sich nur zum Teile Bedingungen der Bewohnbarkeit vor. Die Asteroiden und Monde haben nur wenig oder gar keine Atmosfäre, welche das Leben gestatten würde; außerdem sind sie meist zu weit von der Sonne entfernt, um Organismen die Hand zu reichen.

Die äußeren großen Planeten Neptun und Uranus, die noch schwach glühen, müssen vorderhand vom organischen Leben ebenfalls absehen. Vielleicht wird vor der Erstarrung ihrer Rinde die Sonne ihre Wärmekraft bereits eingebüßt haben und

Die Haupttöne, in welchen das Dasein der Weltkörper hinschwirrt, ist deren gasiger, flüssiger und fester Zustand, dem sich mitunter die Zerbröckelung anschließt. Die Weltbälle durchschreiten diese Stationen mit großer Langsamkeit; sie können ja genug Zeit verschwenden, denn einem Vernunftzweck gehen sie nicht nach. Mit diesem haben auch jene Planeten nichts zu schaffen, die zur Zeit nichts anderes sind, als Anstalten für Gaserzeugung.

Zu ihnen gehört der Riesenplanet Jupiter, auf dem das Feuer Oberherr ist, wie es die Wasserstoffdämpfe beweisen, die dort in heftiger Aufregung fluten, so daß das Antlitz dieses Sonnenkindes ohne Unterlaß sein Aussehen ändert.

Auf der südlichen Halbkugel dieses Planeten leuchtet ein roter Widerschein, der vielleicht von vulkanischen Erregungen stammt. Ob dieser Planetenbruder der Erde je dazu gelangen wird, eine Vegetation oder gar menschenartige Wesen zu wege zu bringen, die ihr moralisches Elend wie wir durch's Leben schleppen?

Jedenfalls werden die Grundstoffgase im Jupiter Jahrmillionen brauchen, bevor sie zu jener Ruhe gelangen, die organisches Leben gestattet. Welche Riesenkräfte leisten da ihre Arbeit, die ganz vergeudet erschiene, wenn es auf diesem Planeten nicht einmal zum Hervorbringen von Organismen käme. Das würde allerdings nur mit der erhabenen Zwecklosigkeit der planetarischen Existenzen im Einklange stehen.

* * *

Nun zu der Frage, ob auch auf den anderen Planeten Organismen zu finden wären. Auf sonnenfernen Planeten müßte das organische Leben allerdings anders als auf der Erde beschaffen sein. Die Sonne könnte bei ihnen keine so lebhafte chemische Umsetzung hervorrufen, wie bei irdischen Organismen. Auch bei der Verschiedenheit in den Mischungsverhältnissen der chemischen Stoffe sowie bei der ungleichen Artung der Atmosfäre dürften die Organismen auf den Planeten verschieden gestaltet sein. Menschen des Durchschnittsstils als Modelle für Planetenbewohner anzunehmen, wäre bei deren Erbärmlichkeit doch kaum statthaft.

die Sonne in anhaltender Einförmigkeit! Alles, was da im Planetengarten glüht und blüht, hat nur den Zweck, da zu sein und schließlich die Form zu wechseln.

Bei den Planetoiden darf man schon gar nicht nach Daseinszwecken fragen. Die kleinsten von ihnen: Echo, Maja und Vala vermöchten kaum für eine Kaninchengesellschaft das fysische Auskommen zu liefern, wenn man sie überhaupt bewohnbar denken dürfte.

Mit Recht schlagen die Gelehrten der Sternkunde vor, solche Planetenzwerge „ihres Weges gehen zu lassen", ohne sich um sie zu kümmern. Mit diesem Weltsand ist eben nichts anzufangen; er beweist nur überzeugend, daß es keinen genialen Entwurf für das Planetensystem geben kann, wie Schwärmer annehmen.

Und wären die Planetoiden mit menschenähnlichen Wesen und diese mit Denkfähigkeit ausgestattet, ob diese Weltsandmenschen im Sinne der religionsstolzen Erdenbürger beteuern würden, daß nur ihnen zulieb die Sonne angezündet wurde? So thöricht wären sie kaum. Sie würden wahrscheinlich das Gewirr im Ballsaale des Universums gelassen betrachten und sich damit abfinden, daß von der großartigen Unruhe auf der Sonne die Ruhe in den Entwicklungsprocessen der Planeten abhänge.

* * *

Wo vernünftige Zweckabsichten fehlen, die sich an das Dasein der Planeten lehnen, brauchen uns deren Schicksale nicht an's Herz zu greifen. Nüchterne Urteile, nicht Gefühle sind da am Platze.

Das Geschick ihrer Entwicklungen mag in manchen Fällen jenem der Erde gleichen. Diese zog sich zusammen; ihre Rinde senkte und faltete sich; dem Seitendruck der Gewölbespannungen folgten Zusammenschiebungen, jähe Brüche und endlich ein Absinken. Das Antlitz der Erde runzelte sich; die flüssigen Tiefschichten quollen als Lava hervor; das Biegen und Brechen auf der sich stetig abkühlenden Erde ließ Gebirge, Vulkane und Erdbeben entstehen.

Diese waren nach Sueß, Thomson und Darwin d. J. nur Kundgebungen des Kampfes zwischen der Eigenwärme der Erde

und der Kälte im Weltraume. Bei diesem Kampfe erfuhren die Organismen arge Rücksichtslosigkeiten, die den Glauben an eine gemütliche Naturverwaltung zerstören.

Der Zwang des Weltgesetzes von der Zusammenziehung der sich abkühlenden Weltbälle herrscht auch auf dem Monde. Die Veränderungen auf demselben weisen auf kein langes, fruchtbares Daseinsziel hin. Der Krater Linné, in dessen tiefe, über 10000 Meter aufgerissene Höhlung die Astronomen Lohrmann und Mädler zwischen 1822 und 1832 hinabsahen, hat sich 1866 vollständig geschlossen und warf keinen Schatten mehr. Im J. 1867 jedoch zeigte er sich wieder als Krater mit einem Durchmesser von 600 Metern. Also Kratereinsturz wie bei irdischen Vulkanen und weitere Abkühlung der Mondkugel!

Die Veränderungen auf dem Monde werden kartografisch treu verzeichnet. Die Mondkarte von Beer und Mädler verzeichnete nur 7735 Krater und 77 Rillen, jene von Julius Schmidt, der an seiner Mondkarte 34 Jahre lang gearbeitet hatte, bereits 32836 Krater und ringförmige Gebilde nebst 348 Rillen, während die Karten von J. Nasmyth und J. Carpenter 50000 Krater zeigen. Nach ihrem Werke: „The Moon“ (1872) sieht der Mond wie ein Sieb aus; man kennt seine Oberfläche besser als manche Erdteile. Da zu sein, um wie ein Sieb auszusehen, ist wenig.

Den Temperaturunterschied von + 300° Celsius bis — 75° C. in kurzer Zeit auszuhalten, vermögen selbst die hohen Gebirge des Mondes nicht; sie verwittern und die Kraterwälle zerfallen.

Einige Krater füllen sich bis zum Rande wahrscheinlich mit Lava, denn die vulkanische Bewegung dauert auf dem Monde fort. Diese wird durch die Rillen erwiesen, die als tiefe Risse manches Gebirge durchsetzen, während die gezackten Hörner derselben sich senken. Der Mond schrumpft heftiger zusammen als die Erde, was auch die auf dessen Südpol hoch hinaufgepreßten Gebirge bezeugen.

Selbst die vielen kleinen Krater deuten auf das fortwährende Einsinken der Mondoberfläche hin. Das blasse Gelb, das helle und dunkle Grau, das Braun und Weiß auf dem Monde gemahnen fast daran, daß unser interessanter blasser Nachbar noch einiges Leben berge.

Auch hat man neuerdings Bürgschaften für die Annahme gewonnen, daß der Mond über Wasser und über eine dünne Atmosfäre verfüge. Gleichwohl wäre es unbehaglich, als Mondbewohner über Rillen Brücken zu schlagen, Wärmeunterschiede von 375° C. zu empfinden und vulkanisch bebenden Boden zu bebauen.

Im Ganzen müßten die Lebenszustände auf dem Monde trostlos sein, wenn sie auch mit irdischen Verhältnissen nicht auf derselben Linie ständen.

Noch trostloser muß es um die beiden Mondzwerge stehen, welche in rasender Eile den Mars umkreisen und nach d'Arrest nur einen Durchmesser von zwei deutschen Meilen besitzen.

Man sieht eines dieser Weltkörperchen nächtens rechts und links vom Mars auftauchen; es ist dies das innere Marsmondlein Fobos, das sich in 7²/₃ Stunden um seinen Gebieter herumtummelt, als ob dies überhaupt einen klugen Sinn hätte.

Auch Fobos geht seiner Zersplitterung entgegen, wie die 200 Planetoiden mit ihren Durchmessern von 10 bis 60 Metern. Einem verständigen Zweck zulieb kugeln sich diese winzigen Weltvaganten nicht durch den Raum.

Für sie Bewohner anzunehmen, ginge nicht an. Wären sie auch dort zu finden, sie müßten wie wir zu Grunde gehen, denn mit dem Tode bezahlt man ja das Leben. Diese Existenzpolitik einem geistvollen Gotte zu unterstellen, wie gottlos wäre dies!

* * *

Der rötliche Nachbarplanet der Erde, Mars, leidet ebenfalls an Veränderungen, die an irdische Zustände gemahnen. Mehr Geschmack und Ursprünglichkeit in diesem Wechsel würde mehr Weltverstand darthun. Die „Meere" und Buchten des Mars ändern auch ihre Größe und Farbe.

Ein schwarz aussehendes „Meer" schillert dort nach einer Zeit hellgrau. Vielleicht ist es eine Gesichtstäuschung wie die plötzlich auftauchende Doppellinie der „Kanäle." Nur die Pole tragen ihre Eiskappen wie bei der Erde.

Ähnlichkeiten irdischer Bildungen begegnet man also auf anderen Planeten und man darf annehmen, daß auch dort der

Entwicklung die Zerstörung folgen werde. Kann man darin Absichten des Wohlwollens erblicken?

Die keineswegs sichergestellten Marsbewohner als Gärtner und Ackerbauer deshalb hinzunehmen, weil auf der Oberfläche des benachbarten Sonnenkindes gerade schwarze Linien zu sehen sind, die man für Kanäle erklärt, ist umso unhaltbarer, als diese Linien sich in gewissen Jahreszeiten verdoppeln. Dann verschwinden sie gänzlich und neue feine Linien tauchen auf. Könnten diese „Kanäle" nicht eine Analogie der Mondrillen sein, auf welche eine wechselnde Beleuchtung fällt?

Irdische Zustände in den gelben Marscontinent hineinzudichten, ist ebenso unzulässig wie der Weltrepublik einen persönlichen Präsidenten zu bewilligen. Überallhin den Widerschein menschlichen Wesens hinzusetzen, ist schon deshalb unstatthaft, weil man für die Personification von Weltzuständen ein elenderes Modell als den Menschen gar nicht wählen kann. Gott als Ebenbild des Menschen ist nichts als eine Gotteslästerung,

Man muß ja zugeben, daß in Köpfen erlesener Menschen, welche die Umwelt aufmerksam betrachten, die Erkenntniß derselben aufdämmert. Uns sind die chemischen Grundstoffe, die Bewegungsgesetze, die wechselnden Zustände der Weltkörper bekannt.

Wir blicken verständnißvoll in die Sternenwüste und in den Planetenpark hinein und wissen, was sie bedeuten. Könnte man da nicht von einem Weltbewußtsein sprechen, das im menschlichen Gehirn aufschimmert? Nicht doch! Die Welt ist keine Person mit Selbsterkenntniß und das Übertragen des Menschlichen auf Kosmisches ist ungereimt. Und poetische Beiläufigkeiten sind unwissenschaftlich.

So viel ist jedoch sicher, daß der Stoff, der in Organismen die Augen aufschlägt, bewußtseins-, empfindungs- und denkfähig ist. Gut, daß sich auf Organismen diese Fähigkeit beschränkt! Wie elend müßten sich die großen Planeten und ihre kleinen Collegen, die Asteroiden, vorkommen, wären sie dessen bewußt, daß sie Jahrmillionen lang um die Sonne kreisen müssen.

Das kleine Planetenfräulein Hilda müßte sich vor Gram und Langweile verzehren, wenn sie der Sklaverei bewußt wäre, immer wieder um die Sonne Rundtänze ausführen zu müssen. Ihr einziger Trost könnte es sein, zu wissen, daß dem öden

Drehzwang der Weltgries ebenso unterworfen ist wie die großen Planeten.

Wie sehr ist auch der **Uranus** zu beglückwünschen, der 84 Erdenjahre zur Umkreisung der Sonne braucht, daß er ohne Bewußtsein ist. Besäße er Selbstbesinnung, so wäre diese Monotonie der Bewegung rein zum Hinaustanzen aus der Welt.

Hegel hat ohnehin diesen grünglänzenden Planeten aus dem Sonnensystem hinausfilosofirt. Er verbeugte sich vor der heiligen Siebenzahl der Planeten zu einer Zeit, in welcher ein achter Planet schon gefunden war. Hegel dachte sich: Wozu so viele Planeten? Sieben genügen. Dafür hat er den „absoluten Geist", seinen Privatgott, in die Welt hineinfilosofirt.

* * *

4. Vergangenheit und Zukunft der Erde.

Nichts liegt unserer Teilnahme näher als die Entwicklung des Planeten, den wir bewohnen. Die Zeit bis zur Erstarrung desselben war lang genug. Sie umschließt erstaunlich viele Jahrmillionen. Einen Plan kann man bei der Erdbildung nicht erkennen; eher das Gegenteil. Diese Planlosigkeit zeigte sich in dem urzeitlichen Wechsel von Meer und Festland. Es tauchte bald da, bald dort eine Insel auf, während Meere hin- und herwanderten. Spuren derselben findet man auf Gipfeln hoher Berge in Muscheln und in Korallenresten, nachdem sich der vormalige Meeresgrund bei der Zusammenziehung des Erdballs emporgetürmt hatte.

Wenn man auf den Gipfeln der Pyrenäen, der Alpen, der Karpathen und selbst des Himalaya die Formen der Fauna und Flora aus Urzeiten der Erdbildung betrachtet, so muß man in diesen Archiven ein wertvolles Vermächtniß der Gestaltungsfähigkeit der Materie erkennen.

Die Vegetation Mitteleuropas zur Neogenzeit mit ihren prächtigen Palmwedeln und Blätterfächern, mit immergrünen Eichen, Amber- und Zimmtbäumen war nur da, um Futter für riesige Dickhäuter zu liefern und ihre Schönheit wurde von keinem vernünftigen Wesen bewundert.

Der Natur lag in ihrer Unpersönlichkeit und in ihrem dumpfen Schaffensdrange nie daran, ihre ursprünglichen Formbildungen anerkannt zu sehen. Wozu auch, wenn man an das Ende alles Schönen denkt? Die Eitelkeit eines Künstlers saß im Weltstoff nie. Es focht ihn nicht an, daß die Schönheit der verschwundenen Geschlechter und Arten von Pflanzen und Tieren, die einen üppigen Formenreichtum entfaltet hatten, von keinem verständnißvollen Auge gewürdigt wurde.

* * *

Bei der Erdbildung waren mehrere Schöpfer thätig, nicht etwa einer. Zuerst spielte der Druck eine große Rolle, wie es die starken Faltungen, Knickungen und steilen Aufrichtungen der Erdschichten beweisen. Die Schwere, die Anziehung der Stoffteile traten ebenfalls auf den Plan. Der Schwere reichten Wärme und chemische Verwandtschaften die Hand.

Lebewesen in Kalk- und Kieselgehäusen waren bei der Erdgestaltung mitbeteiligt. Ihre schön geformten Überreste bilden oft mehrere hundert Meter hohe Schichten. Das sind Friedhöfe von Tieren, die vor Jahrmillionen die Erde bewohnt hatten.

Luft und Wasser waren außerdem zwei einflußreiche Schöpfer, die sich an der Ausgestaltung der Erdoberfläche kräftig beteiligten. Zu den Mitschöpfern der Erde gehören auch jene Spaltalgen, die man Diatomeen nennt. Sie vermachten der Erde ihre kieseligen Hüllen und da ein Individuum dieser Pflanzenart in einem Tage 4000 neue aus sich entläßt, so wird es verständlich, daß die Ablagerungen der Diatomeen sogar eine Höhe von 150 Metern erreichten.

Wenn feste Weltkörper in einander stürzen und sich wieder in Glühnebel auflösen, wenn Neubildungen dem Zerfall der Welten folgen, so muß man in diesem Nacheinander von Weltwerden und Weltzerstören ein Urgesetz des Universums ansprechen, das nach Gesichtspuncten menschlichen Empfindens nicht beurteilt werden darf. Im Sinne dieses Gesetzes geben die Bewegungsvorgänge in der Welt einen Wechsel der Form, aber nie einen Verlust von Grundstoffen zu.

Organisches Leben ist auch nur eine Ausformung der Materie, die dem Wechsel unterworfen ist; das Mitempfinden kommt beim Vernichten des Lebens nicht zur Geltung; denn der organische Stoff läßt zwar das Mitleid bei Tieren und Menschen sich entwickeln, allein er selbst bleibt dem Allvernichter Tod gegenüber mitleidlos. Ihm ist das Leben nur eine vorübergehende Gestaltung chemischer Stoffe.

Die Astralfysik ist eine ernste, der Sentimentalität unzugängliche Lehrerin. Sie versichert uns, daß die Planetenkinder Licht und Leben einbüßen werden und daß das Endergebniß ihrer Entwicklung die Starrniß der Vernichtung sein wird.

Sie spricht von verschiedenen Voraussetzungen dieses großen Nirwâna. Sternfysiker stellen in Aussicht, daß die Planeten mit der Zeit sich nicht mehr in Ellipsen, sondern in Spiralen gegen die Sonne bewegen und in dieselbe hineinstürzen werden. Dabei werde die Erde mit allen kostbaren Schöpfungen menschlichen Scharfsinns nichts anderes werden als Heizmaterial für die Sonne.

Herrschel spricht von dem Spiralnebel Nr. 4964, in dem der Zusammensturz der zu ihm gehörigen Körpermassen längst erfolgt ist. Eine Analogie für unser Planetensystem?

Bis sich die Sonne der Rotgluth der Fixsterne nähern wird, dann droht auch ihr die Verdunkelung. Mit dem Erstarren der Sonne wird die Vereisung der Erde beginnen und die letzten Tage werden für unseren Planeten anheben.

Die meteorischen Staub- und Steinwolken, die den Weltraum erfüllen, werden nach weiteren Annahmen der kosmischen Fysik die Bewegung der Planeten verlangsamen und deren Umlaufszeit herabsetzen, so daß der Sonne Anziehungskraft stärker wirken wird. Dann kommt ein Tag, an dem das Planetenkind Erde der alten Mutter Sonne an die Brust fliegen wird, um wieder aufzulohen.

Fysiker weisen auch auf die Möglichkeit hin, daß jene irdischen Quellen versiegen werden, denen Kohlensäure entströmt und daß in weiter Zeitferne auch die Herabminderung der Wasser- und Sauerstoffmenge das Fortkommen der Organismen hemmen würde.

Der allgemeine Aushall des Lebens auf Erden ist nur eine Folge der kosmischen Zwangsgebote, die kein Erbarmen mit

persönlichen Wünschen kennen. Es ist nicht Sache der Weltgesetze, uns darüber zu trösten, daß wenn auch die Kraft- und Stoffmengen innerhalb der Welt immer dieselben bleiben, dennoch alles Gewordene verbraucht wird. Ganz in den Grund gebohrt werden gewisse religiöse Annahmen durch die Behauptung des Fysikers Helmholtz, nach welcher dereinst im All ein vollständiger Stillstand aller Naturprocesse eintreten, kein ewiges Licht leuchten, dafür aber ewige Ruhe herrschen werde.

Da alle Organismen auf der Erde, obenauf der Mensch, Kinder des Sonnenlichtes sind, so werden alle diese Lichtkinder wie Abendrot verdämmern müssen.

Ein Ende mit Schrecken brauchen wir übrigens nicht zu befürchten. Lange vor der Umarmung von Sonne und Erde wird alles Lebende hinieden aus dem Dasein geschieden sein. Das Sterben am Ende der Erdentage wird ein seliges sein, wenn wir es nur wollen.

* * *

All den in Aussicht gestellten Vernichtungsgefahren kann man muthig ins Antlitz sehen. Allerdings schlägt das Weltgesetz, nach dem alles aus Grundstoffen allgemach Gestaltete seine Formen einbüßt und in seinen Urstand zurückfällt, scheinbar ein zweckloses Verfahren ein. Allein das Gestalten der Weltdinge strebt gleichwohl einem Gipfelpuncte zu, von dem aus erst der Weg zum Zerfall der Form angetreten wird.

Dieser Thatsache kann man eine ethische Mahnung abgewinnen, die sich an einen großen Zweck anschließt. Die Geschichte der Völkerthorheiten zeigt uns, daß man sich bisher den Idealen der gesellschaftlichen Wohlfahrt, den sittlichen Zielen des Vernunftstaates nur wenig genähert habe. Man verfolge denn unverdrossen die Wege nach den Gipfeln der Gesittung.

Wenn auch Welten nach großem Kraftaufwande nur deshalb ins Dasein treten, um das Gewordene zu zertrümmern, wenn sie auch großen Zwecken zu dienen nicht berufen sind, so setzen wir unserem Hiersein selber Vernunftziele, denn der Weltensouverän: Stoff hat uns mit der Denkfähigkeit ausgerüstet. Indem wir diese zum vollen Ausblühen bringen, indem wir

unser Wissen und unsere Gesittung auf feste Fundamente stellen, erfüllen wir einen erlesenen Lebenszweck.

Klimmen wir denn zu den Höhen der Erkenntniß empor, auch wenn nach vielen Jahrmillionen die mattgewordene Sonne auf Trümmer von Cultürburgen herabsehen wird.

Die letzten Menschen werden ihren brechenden Blick getröstet auf jene Culturherrlichkeiten richten, welche die Völker nach langen Kämpfen mit ihren ruchlosen Eigenschaften doch ersiegt haben werden. Damit würde das Ende des Erdenlebens wie eine edle Tragödie ausklingen, die zwar erschüttert, aber auch tröstet und emporhebt.

* * *

Bis zum Schlusse der Erdentage werden viele Jahrmillionen über die Köpfe der Menschen hinweggehen. Beeilen wir uns denn, so lange die Gasstürme in der Sonnenatmossfäre toben, uns in den Vollbesitz jener großen Lebenswerte zu setzen, an denen die Volksmehrheiten bisher achtlos vorübergegangen sind. Weiteres Säumen wäre Frevel. Wir müssen endlich daran gehen, alte Thorheiten abzufegen und nach dem Vollgenusse der Wissenswerte und der Werke schöpferischer Elitemenschen entschieden zu langen. Es ist die höchste Zeit dazu.

Seit der Entstehung höher entwickelter Pflanzen und Tiere bis zum Erscheinen der Menschen sind nach beiläufiger Berechnung 9 bis 10 Millionen Jahre verflossen. Das, was man Cultur nennt, ist bei vielen Volksstämmen noch gar nicht zum Knospenansatz gekommen. So alt die Menschheit und so flüchtig angelegt die Bahnen für eine verstandesgerechte Lebensführung. Da muß Wandel geschaffen werden! Der Scenenwechsel in den Entwicklungen der Welt und unseres Planeten ist ja von namenloser Großartigkeit, allein was in der Welt vermißt wird, müssen wir thun: Vernunftzielen nachgehen.

Man kann es ja nicht annehmen, daß sich die Völker immer mit Göttern und mit anderen Irrtümern herumschlagen, daß sie sich nie einen vernünftigen Unterricht gefallen lassen und des trägen Tempos im Erwerben und Verallgemeinern notwendiger Kenntnisse nicht überdrüssig werden.

Es ist doch nicht unerreichbar, sich von überkommenen Thorheiten zu befreien, wohlwollenden Gemeinsinn zu bethätigen, die Unnützen der Gesellschaft, die oben und unten die Qual anderer bedeuten, besser zu erziehen, das nationale und internationale Zusammenleben auf friedliche Grundlagen zu stellen, die Früchte der Wissenschaft von allen Volksgenossen pflücken zu lassen und sich das Leben genußreich zu gestalten.

Ein Filosof in der Mönchskutte meinte freilich, der Weltgeist habe zur Erfüllung seiner großen Absichten eine ganze Ewigkeit Zeit. Die fysische Weltverwaltung verbietet jedoch jede Zeitverschwendung. Die Uhr wird für die Erde ebenso wie für die Sonne ablaufen.

Die Menschen haben bisher ihre Zeit an Wahnideale verschwendet, wie die Sonne ungeheure Wärmemengen nutzlos in den Weltraum verschleudert hat. Gleichwohl hat die lebenspendende Sonne bewundernswerte Werke menschlicher Spürkraft ermöglicht. Licht und Wärme! — bleibe denn der Fortschrittsruf der Völker. Das Leuchten des Wissens und die Wärme wechselseitigen Wohlwollens.

Die Völker sollten endlich resoluter als bisher nach den Wegen fragen, die zu ihrem Glücke führen. Es ist allerdings wahr, daß sich die Gesetze des Weltgeschehens mit menschlichen Culturinteressen nicht decken und daß die Entwicklung des politischen und wirtschaftlichen Wohlbefindens der Völker kein Weltanliegen, sondern nur eine Privatsache der Menschen ist, die bisher in ihrer Mehrheit stumpf und träge besserer Zeiten harrten und ohne von ihrer Denkfähigkeit Nutzen zu ziehen, sich um die Achsen alter Thorheiten immer wieder drehten.

„Versagt ihr uns den Himmel“, eifern die Anwälte der jenseitigen Paradiese, „so wird die glaubenslose Menge gänzlich entarten und einen Ersatz für sie in niedrigen Genüssen suchen.“

Etwas edler dachte jener zur Filosofie bekehrte Theolog, den der Vorwurf heftig kränkte, daß die Scala der Entwicklungen im Universum keinen Vernunftzweck aufweise. Er wollte die Ehre des Weltgeistes retten und rühmte ihm nach, daß er ein fantasiereicher Poet sei. Dabei vergaß der Erfinder der göttlichen Einbildungskraft das wüste Einerlei der Weltbrände und die öde Fantasielosigkeit, die sich in den Weltgesetzen ausspricht.

Astronomen, die es mit der Wissenschaft ernst nehmen, finden in dem eintönigen Auf und Ab der Entstehung und Vernichtung keine dichterische Erregbarkeit und keine Vorzüge, die man bei Menschen der Auslese achtet. Mit welchem Frohmuth würden sie einen persönlichen Verwalter begrüßen, der in der Welt große Ziele zu erreichen strebte. Wie gern würden sie ihm um den Hals fallen und ihn bitten, wenigstens den menschlichen Gesittungsadel immer wieder in frische schöne Körperhüllen zu senken, damit er immer weiter leben, lernen, schaffen und lieben könnte. Allein Astronomen von Stil ist Gott in keiner Gestalt begegnet. Sie wissen es, daß kindliches Wünschen gegenüber der Beredsamkeit festgefügter Naturthatsachen nichts bedeutet.

Wir, die wir die Lehren des Weltwirklichen achten und an die Entwicklung der menschlichen Denkthätigkeit glauben, hoffen nicht ohne Zuversicht, daß sich die Zukunft des Erdendaseins hell gestalten werde. Wir halten eine gedeihliche gemeinsame Gedankenwirtschaft der Völker und die Beseitigung aller gesellschaftlichen Qualen für möglich. Über die Wege zu dieser erträglichen Zukunft will dieses Buch an anderen Stellen Auskunft geben.

5. Kometen.

Daß die kosmische Fysik eine Erzieherin vornehmsten Ranges ist, wird jeder mit ihr Vertraute zugeben. Die durch sie erzielte Weltanschauung bedeutet eine Befreiung von mystischen Kindlichkeiten, welche seit Jahrtausenden in Menschenköpfen spukten.

An der Gestaltung einer klaren und richtigen Weltanschauung nehmen die Kometen einen wesentlichen Anteil, weil sie es sind, welche die Annahme zerstören, daß ein eminent wohlwollender, kluger Ingenieur und großer Menschenfreund die Weltsachen in Ordnung halte. Sie vernichten auch die willkürlichen Unterstellungen der Scheinfilosofen, die selbst in Kometenschwänze das „Weltprincip" einer göttlichen „Denksubstanz" hineindichten.

Die armen Kometen sind Weltkörper mit einer unsicheren Existenz, denn sie zerfallen in Stücke, teilen sich und schleudern Schweife ab. Eine seltsame Form des Abschieds vom Dasein!

Die Irrsterne sind unglückliche Gesellen, die ihrem „Kopfe" folgen, bis sie ihn ganz verlieren; sie sind Fackelträger bei ihrem

eigenen Leichenbegängnisse. Von einer Regelmäßigkeit der Bewegungsbahnen und der Umlaufszeiten ist bei ihnen keine Rede. Sie fliegen in Parabeln und Hyperbeln in der Welt dahin, und besuchen mitunter auf kurze Zeit unseren Planetenpark, ohne je wiederzukehren. Andere wieder durcheilen in langgestreckten Ellipsen ihre Bahn, so daß ihre Sonnenferne 17000 Millionen Meilen beträgt.

Diese Weltwanderer schleppen Lichtschweife von vielen Millionen Meilen nach und streuen aus diesen Reste ihrer geborstenen Körperlichkeit im Sternenraume aus. Während die Planeten sich von West nach Ost bewegen, halten die Kometen die entgegengesetzte Bewegungsrichtung ein.

Der Vernichtung geweiht brauchen sie sich an's Regelrechte nicht zu halten und lehnen sich gegen die Weltordnung besonders dann auf, wenn ihren Weg irgend eine Planetenbahn schneidet. Bei solchen Kreuzungen ändern sie ihre Bahn.

Die Irrsterne bestehen, wie es die chemische Prüfung der Meteoriten erweist, aus denselben Grundstoffen wie die Erde. Nur verbanden sich in ihnen Eisen, Nickel und Fosfor in anderer Weise als auf der Erde. Diamanten und Kohle fand man auch in Meteoriten, die zur Erde herabgefallen sind.

Da Kohle das Endproduct von Pflanzen ist, so kann man bei einem üppigen Steinregen die botanische Hinterlassenschaft eines zerschlissenen Sternes prüfen. Dieselben chemischen Bestandteile dort, dasselbe Schicksal der künftigen Zertrümmerung hier?

Nach unseren Vorstellungen und Empfindungen ist es kein des Daseins wertes Ziel, wenn ein Weltkörper sich Millionen von Jahren um sich und um andere Sterne bewegt, um dann als Staub- und Steinring, als Ahasver nutzloser Drehungen sich kleinweis zu vernichten.

Die Kometen frondiren in überzeugender Weise gegen die Annahme, daß alles in der Welt wunderbar gesetzmäßig und wohlgeordnet sei und werfen die Hypothese von einem überaus gütigen und schlauen Weltarchitecten über den Haufen, wie es die Astralfysik überhaupt thut.

Man kann naiv fragen, welchen Gewinn die Welt von den Eilfahrten der Irrsterne habe. Was nützen ihr die in Hohlkegeln sich ausbreitenden Schweife, die sich bald von einander

wegbiegen, bald über einander lagern? Eine große Sache ist das Erzeugen eines wenn auch zuweilen über 40 Millionen langen Schweifes oder mehrerer Schweife nicht.

Auf ein ästhetisches Vergnügen für uns unbedeutende Erdenpilger ist es dabei gewiß nicht abgesehen. Wenn sich in Kometen durch Sonnenstrahlen Natrium entzündet, das wie bei dem Schweifstern Wells (1882) gelb leuchtet; — wenn sich im Kopfe eines Kometen fünf Kerne bilden, die in einer Linie „wie Perlen an einer Schnur" glänzen, wie es bei dem 1883 beobachteten Irrstern wahrgenommen wurde; — wenn Kometen durch Spaltung Abkömmlinge erhalten, die sich in derselben Bahn getrennt bewegen, so sind dieß durchaus ansprechende Thatsachen.

Allein Freude am Dasein könnte Kometen nicht werden, wenn sie des Empfindens fähig wären. Die seltsamen Weltvaganten opfern ihre Körperlichkeit, nachdem sie eine Art Selbstentleibung vollzogen hatten und bestatten nicht ohne Lichtprunk ihre Reste im Sternenraume.

Die Kometen haben das Recht, als solide Weltkörper zu existiren, längst eingebüßt und spielen nur die Rolle von Weltkehricht, als welcher sie den ihnen anvertrauten Stoff dem Universum redlich zurückgeben.

Bei Kometen zeigt sich keine Neigung zum Dasein mehr, sondern das Bedürfniß, sich in's Grab zu legen, die Bewegung in langgestreckten Ellipsen aufzugeben, weltenmüde endlich Ruhe zu finden.

Ob ein solches Weltenschicksal tragisch genommen werden darf? Nicht doch! Bei Kometen vollziehen sich mechanische Gesetze, die kein Mitempfinden anklingen lassen. In ihren „Köpfen" steckt keine Vorstellung, sondern nur Petroleum, Benzin, Kochsalz und Eisen. Hauptsächlich diese Grundstoffe flammen auf, wenn die Kometen in die Nähe der Sonne kommen.

Da entwickeln sie ihr Eigenlicht bei gelben Natriumlinien, worauf Kohlenwasserstoff und Eisen auflohen und verdampfen.

Während dieses Stoffzerfalls sind bei Kometen Schweifbildungen begreiflich. Selbst bei diesen tritt keine Regelmäßigkeit auf. Es herrscht volle Freiheit im Ausgestalten der Kometenschwänze.

Bald umschwirrt den Kopf des Irrsternes eine Sichel oder eine Streitaxt aus Meteoren bestehend, oder es lösen sich lichte Bogen vom Kometenkern ab, deren Helligkeitsgrad wechselt. Bald hängen an Kometen verschiedene Lichtarme, die an vielarmige asiatische Götter gemahnen; — man sieht, daß die zerbröckelnden Weltpilgrime von der Gravitation nicht mehr beherrscht werden.

Lange und dünne Schweife enthalten nur Wasserstoff, kurze und breite nur Kohlenwasserstoff, während Kometen, welche einen kurzen und einen langen Schweif nachschleppen, beide Stoffe aus sich herausschleudern.

Auch am Kerne wechseln die Drehungen des verkommenden Irrsternes, der in seinen letzten Zügen sich jeder Gesetzmäßigkeit entschlägt. Er stirbt nicht wie ein Pedant und will von dem System, dem er angehört hat, nichts mehr wissen. Der Sterbende streut noch etwas Weltsand in den Sternenraum, der ja ohnehin mit Meteoritenstaub angefüllt ist und hört dann auf zu sein.

Allerdings dauert sein Sterben lang genug, allein was lang gelebt hat, kann auch lange in den letzten Daseinszügen liegen. Ein Ableben im menschlichen Sinne ist es ohnehin nicht.

Kein gefühlvoller Gott weint einem zerschlagenen Sterne nach. Dieser existirt ja als Meteorstaub weiter. Ethische Ziele sind dem Universum nicht gesetzt. Das dreht sich und bewegt sich eine trostlose Ewigkeit lang, bis das Ende der Entwicklungen eintritt. Leuchtet dabei etwas auf, was man Weltvernunft nennen könnte? Gleichwohl gibt es Fantasie„filosofen", welche es hoch beteuern, daß eine *sittliche* Weltordnung wirklich vorhanden sei.

Es wäre ja dankenswert, wenn es eine moralische Weltleitung gäbe, allein die Geschichte der Kometen sowie alles was sich in der Welt um seine Achsen dreht, läßt selbst eine von verstandesgerechten Zweckabsichten gelenkte *fysische* Weltordnung vergebens suchen.

Es geht nicht an, die unnennbar großartigen, souveränen Grundkräfte, die den Kosmos in Bewegung halten, nach irdischen Maßstäben zu beurteilen und thöricht ist es, die Nutzziele eines geordneten menschlichen Haushaltes auf die Welt zu übertragen.

* * *

Zu den Kräften, die in Kometen ihre Energie entwickeln, gehören nach den neuesten Forschungen auch elektrische Repulsionen, welche den Stoffbestand der Schweifsterne verringern und die Bildung des Meteoritenringes auf der Kometenbahn fördern.

Von Fysikern wurde die Frage aufgeworfen, ob die Irrsterne der großen Kälte im Weltraume zum Opfer gefallen sind und ob sie uns die Zukunft anderer Weltkörper anzeigen. Die Wärme setzt sich nämlich in lebendige Arbeit um, wenn sie von einem wärmeren Körper auf einen kälteren überströmt.

Beim völligen Ausgleich der Temperaturen im Sternenraume würden die Wirkungen aller Kräfte aufhören und die Entwicklungen ihr Ende erreichen (Clausius). Die Welt würde wie ein schlechtes Drama enden, in welchem sich im letzten Acte alles zum Sterben niederlegt. Was sagen Theologen zu dieser Möglichkeit? Sie geben keine Antwort, — weil ihnen die Welt mit ihren Gesetzen überhaupt ein verschlossenes Buch ist.

Nun einen Blick auf die Waisenkinder der Kometen, auf Meteoriten, die sich in elliptischen Bahnen um die Sonne bewegen und in der Erdnähe aufflammen. Ein Schwarm von Schnuppen kehrt in je 33½ Jahren wieder und es leuchten von diesen Kometenfragmenten in einer Stunde je 27 000 auf. Das Volk nennt die Lichtschnuppen Thränen des heil. Laurentius. Wenn ein Weltkörper seinem eigenen Untergange lichte Thränen nachweint, so muß bei Unkundigen natürlich ein Heiliger auf den Plan treten.

In bezug auf den Daseinszweck dürften den Kometen Doppelsterne ziemlich nahestehen. Bei diesen umkreist ein Stern den andern in Umlaufzeiten von 342 bis 1200 Jahren. Wahrscheinlich wurde da ein Weltkörper aus dem anderen weggeschleudert und nun kreist die Tochter um den Mutterstern eine Ewigkeit lang herum. Ein monotones Dasein!

Ob Doppelsterne bewohnbar sind, kann bezweifelt werden. Fachmänner behaupten, daß es in der großen Menge der Himmelskörper nur wenige geben könne, die Organismen beherbergen. Wozu auch überall Leben, das ohnehin kläglich aufhören muß?

Die zerbröckelnden Kometen weisen, um alles zusammenzufassen, beredt darauf hin, daß jeder Weltentwicklung ein Welt-

zerfall folgen muß, wie auch jedes Leben eine Bejahung bedeutet, der eine Verneinung unentrinnbar folgt.

Man muß sich eben mit diesem Weltgesetze gelassen abfinden und braucht dieses Auf und Nieder nicht einmal mit trostloser Resignation hinzunehmen, denn das Leben rollt so viel Schönes und Wunderbares vor uns auf, die Quellen des Lernens, Forschens und Wissens sprudeln so reichlich, daß man aus ihnen sehr viel Trost, Erbauung und Genuß holen kann.

6. Bewegungen im Weltall.

Das Weltgeschehen stützt sich auf die Bewegung des Stoffes. Diese ist die Grundthätigkeit der Materie. Wer weiß es nicht, daß auch das menschliche Leben von Bewegungen abhängt, die nicht gewollt werden, sondern naturgegeben sind.

Man denke an die Bewegungen der Herzpumpe, des hellen und dunklen Blutes, an die elektrischen Leitungen der Nerven, an die abwechselnde Zusammenziehung der Längs- und Kreismuskelfasern des Magens, an die Thätigkeit aller Organe, welche chemische Stoffe bereiten und zersetzen.

Die Unrast des Stoffes kann man bei Weltbildungen genau beobachten. Aus den Keimstätten der kosmischen Bälle treten, wie man weiß, kugel- und scheibenförmige sowie elliptische Nebel hervor, an denen man mit Hilfe der stärksten Instrumente schon eine Drehbewegung wahrnimmt. Später tauchen als winzige Flimmerpuncte Sterne auf, die an dem Reigen der Weltkörper gleichfalls teilnehmen, deren Daseinsberuf eben Bewegung ist.

Selbst die feinsten Stoffteilchen stehen im Banne des Bewegungsgesetzes. Nicht nur Licht und Wärme, auch die Elektricität und chemische Thätigkeit sind nichts anderes als wellenartige Bewegungen der winzigsten Stoffteile.

Von der „Harmonie" der Sternenbewegung weiß die Astralfysik nichts. Diese schildert nicht blos die Unebenmäßigkeit in der Verdichtung der Nebelflecke, die aus ungeordneten Massen bestehen, sondern erzählt auch von den excentrischen Bahnen der Doppelsterne, die ebenfalls der Annahme von der gerühmten Gleichmäßigkeit in der Bewegungsart der Weltkörper widersprechen.

Außerdem versichern Astronomen von dem Range eines Newcomb, daß Planeten, die sich in kreisförmigen Bahnen um ihre Sonnen bewegen, unter den Sternen eher Ausnahmen als Regel sind. Wozu auch regelrechte Gleichmäßigkeit bei dem gänzlichen Mangel an fruchtbaren Daseinszielen?

Gesetzt, es gäbe einen persönlichen Gott, der sich in der Welt teilnahmsvoll umsieht, um zu prüfen, ob alles anständig klappt. Wahrscheinlich würde ihn die Unregelmäßigkeit in den Bewegungen der Weltkörper am meisten ansprechen, denn die ewige Eintönigkeit im Rundreigen der Sterne wäre ja furchtbar langweilig. Und den Genuß edlen Zeitvertreibs würde ein persönlicher Gott doch beanspruchen dürfen. Je regelrechter die Weltbälle herumrollen würden, desto weniger Unterhaltung böten sie.

Kurzweile empfände der gütige Weltenvater auch gegenüber dem Wechsel der Helligkeitsstärke der „veränderlichen" Sterne nicht, bei denen die Abkühlung der geschmolzenen Massen nicht überall gleichmäßig erfolgt.

Dem göttlichen Welteinsiedler wäre ja die Spectralanalyse längst vor deren Erfindung durch zwei deutsche Professoren bekannt und es könnte kaum sein Interesse fesseln, wenn er es immer wieder bestätigt fände, daß in weißen Sternen meist Wasserstoff, in gelben Metalldämpfe, in orangefarbigen Gase von Natrium, Magnesium, Wasser und Eisen glühen und daß in roten Sternen vom Kohlenwasserstoff die nahe bevorstehende Verkrustung eines Weltballs angezeigt werde.

Die geistliche Religionspolizei sollte sich die Mühe nehmen, mit den Sternen nähere Bekanntschaft zu machen. Sie würde zu guter letzt vielleicht nicht davor zurückschrecken, nachdem ihr in der Welt nichts als Stofflichkeiten begegnet wären, im lieben Gott selbst einen „Materialisten" zu vermuten.

Die Gasbälle eilen in allen Himmelsgegenden mit der verschiedensten Geschwindigkeit nach den mannigfachsten Richtungen hin, als ob wirklich etwas Bedeutendes damit erreicht werden sollte. Die drei- und mehrfachen Sterne führen nebeneinander ihre Weltfahrten aus und lassen durch ihre beträchtlichen Massen Verwicklungen und Störungen in der Bewegung der anderen Gasbälle eintreten. Sie verhöhnen gleichsam die Gleichmäßigkeit

in der Bewegung als eine Pedanterie, die aus den Angeln gehoben zu werden verdient.

Man verlernt es, kleinlich zu sein, wenn man die Statistik des Sternenhimmels kennen lernt. Diese ist belehrender als die Statistik der arischen „Cultur"staaten, die moralisch wie sie ist, die ehelichen Geburten scharf von den unehelichen scheidet.

Die Zahl der Sterne ist nicht unbegrenzt; in der Weltwüste gibt es nicht wenige Bezirke, welche fast durchaus sternfrei und dunkel sind. Darüber braucht man sich nicht zu wundern. Es schwanken ja alle Weltkörper zwischen Vergasung und Verkrustung, zwischen der frischen Bewegung nach vorwärts und zwischen dem Rücklauf zur Todesstarre. Im Universum kann es auch Friedhöfe für ausgelebte Welten geben ...

Man bekommt keine Antwort, wenn man nach fruchtbaren Weltzwecken fragt. Wir müssen uns denn damit begnügen, das Weltvorhandene zu *erkennen.*

Einen Kampf ums Dasein giebt es im Sternenraume nicht. Alles folgt dem ehernen Taktschlage: Entstehen und Vergehen. Das Vergangene bleibt im Dasein ebenso geborgen wie das Werdende und Reifende.

* * *

Die Ahnfrau der Bewegung ist die Gravitation, welche leuchtende und dunkle Weltbälle einander umkreisen läßt. Alles verstandlos und eintönig! Gleichwohl glaubt die blödsichtige Unwissenheit an die Glückspaläste des Himmels. Mit wissenschaftlichen Ermittlungen rechnet eben die Ignoranz nicht, sie sucht nur jede Wahrheit niederzuschlagen, deren Sternenlicht sich in unsere Herzen senken will.

Leider herrscht das *Gesetz* von der *Gewalt* des *Stärkeren* in der *ganzen Welt.* Diesem Gesetze verdanken es Kometenreste, daß sie in der Nähe der Sonne verbrennen und Völker, daß sie der Übermacht barbarischer Culturfeinde unterliegen.

Wir könnten eigentlich stolz darauf sein, daß wir zu Weltnebeln in naher chemischer Verwandtschaft stehen; diese bergen nämlich nach spectralanalytischer Untersuchung meist Stickstoff und Wasserstoff, während sich im Menschen diesen beiden Ele-

menten noch Kohlenstoff gesellt. Der Mensch hat als chemischer Verwandte von Weltkörpern das Recht, sich gegenüber der kosmischen Zwecklosigkeit zu fragen, ob auch fernerhin das Leben der von Irrtümern gefesselten Menschenherden zwecklos abklingen soll oder ob es nicht besser wäre, wenn die trägen Volksmassen aus ihren gewohnten Bahnen herausträten, indem sie es jenen Sternen nachthun, welche die Geleise gleichmäßiger Bewegung verlassen.

Die Sterne müssen sich bewegen, um vorwärts zu kommen. Auch Menschen müssen kräftig vorschreiten, um sich aus den Klammern thörichter Weltansichten zu befreien. Wer nach rückwärts strebt, gehe zu Grunde. Es liegt nichts an dem Dasein von Leuten, welche das Glück der anderen hemmen und zerstören. In allen anständigen Menschen muß aber trotz der erhabenen Zwecklosigkeit des Weltgeschehens der Wunsch lebendig sein, daß das Völkerdasein nicht zwecklos verhalle.

7. Pflichten der Weltbürgerschaft.

Es sollte längst bekannt sein, daß alles Metafysische erträumt ist und daß man sich nur mit dem Weltfysischen abzugeben habe. Ein aufmerksamer Umblick in der Welt übergibt uns wertvolle Elemente für unsere ethische Lebenshaltung. Erkennt man das Weltwahre, so trennt man sich rasch und entschieden von all' den Märchen, welche in alles Unbekannte plump hineingedichtet wurden. Man kümmert sich nicht mehr um Hypothesen, die uns um das Glück betrügen, die Welt, wie sie ist, zu verstehen und die auf sich gestellte Sittlichkeit zu erfassen.

Die Hypothese, welche der Welt einen persönlichen Urheber zuspricht, ist, man darf das nicht übersehen, eine große Macht, ein Erbstück von weitgreifendem Einflusse, eine Zwangsvorstellung, welcher sich wenige selbständige Denker zu entziehen vermögen.

Es ist nicht zu billigen, wenn in der Einsicht Vorgeschrittene mattherzige Compromisse empfehlen, wenn sie der großen Menge ein Fantasiespielzeug überlassen wollen und sich damit zufrieden geben, daß nur die oberen drei Tausend von der himmlischen Väterlichkeit absehen. Man muß es mehrere Generationen hin-

durch — den Unbelehrten an's Herz legen, daß der liebe Gott grundsätzlich auf alle Höflichkeiten verzichtet, weil er nur ein großes Versehen, eine bloße Verneinung der Körperlichkeit, das Kind eines Fehlschusses ist, der für alles Vorhandene eine Urheberschaft sucht und die Welt für eine persönliche That hält.

Die Weltkunde ist es, die uns über unsere Stellung und Bedeutung im Haushalte der Natur belehrt; sie spült von uns die Ansteckungsstoffe alter Irrtümer, alles Kleinliche und Nichtige ab und vollzieht an uns nicht nur einen Reinigungs- sondern auch einen Veredlungsproceß.

Sich von Fantasietäuschungen befreien heißt sittlich sein; religiöse Wahnsatzungen von sich ablösen, ist ein ethisches Gebot. Pflicht der Erziehung ist es, diese Irrsale aus den Vorstellungsbezirken der Jugend überhaupt auszuschalten, da der Kampf gegen dieselben Zeitverschwendung ist.

Da nur das Erwerben des Wissens um die Naturstellung der Menschen unsere wahren Interessen ernster Pflege übergeben kann, so ist das energische Auflehnen gegen Widersacher dieses Wissens, gegen die rücksichtslosen Lanzknechte des Wahns eine Pflicht, die vom Zwange im Ideendienste auferlegt wird.

Bei diesem Kampfe braucht man nicht nach jenen brutalen Gewaltmitteln zu langen, welche die Gemeinheit von Gottes Gnaden anzuwenden liebte.

Der Zwang zum vernünftigen Unterricht hat ja auch den Zweck, die bisher in der Einsicht Zurückgebliebenen zum Erwerben notwendiger Erkenntnißwerte zu geleiten und nebenbei Defectmenschen entweder genesen oder aussterben zu lassen.

Aus den Sternen kann ein jeder nach Belehrung Verlangender ein Stück Lebensfilosofie herauslesen. Welche Lehren sie verkünden? Sie legen uns an's Herz, nur mit dem Weltwirklichen zu rechnen, Begriffe nicht zu versachlichen und alle Hypothesen zurückzuweisen, die von Naturthatsachen Lügen gestraft werden.

Die rotglühenden, der Erstarrung nahenden Lichtbälle ermahnen uns, nicht weiterhin müßig einer besseren Zukunft zu harren, da die Zeit nicht zum Warten, sondern zum Thätigsein da wäre. Wollen wir die richtige Einsicht in die Werte des Lebens gewinnen, so ist es nur ein ethisches Verdienst, wenn wir

dem Träger unserer großen Irrsale die Fahne aus der Hand winden.

Wir können es nicht ändern, daß die Welt ebenso wie die Vernunft eine Gottesläugnerin ist. Zum Gram darüber ist kein Grund vorhanden. Die kosmische Fysik stellt uns willig und überzeugend die eigentlichen Weltgebieter vor.

Schon Laplace beteuerte, daß er in der Welt keinem Majordomus begegnet sei und daß Gott kein Bedürfniß wäre. Man kann es verachten oder belächeln, wenn die Gendarmen der Kirche in der Vollblüthe ihres Unverstandes erklärten, daß der Abfall von Gott die „größte Sünde" bedeute. Weil sie selber bei den weitklaffenden Lücken in ihrem Schulwissen unrichtig denken, erkennen sie es nicht, daß die Trennung von Irrsalen eine Denktugend und ein sittlicher Vorzug zugleich ist.

Sie modelliren in ihrer Verwahrlosung den lieben Gott nach einem elenden Vorbilde und es stört sie die Frage nicht, ob und wo für den göttlichen Welteinsiedler ein genug großer Denkapparat aufgetrieben werden könnte.

Die Astralfysik hat keinen persönlichen Ordner ermittelt, welcher Kräften Stöße versetzt, um die Welt in Bewegung zu erhalten. Wir wissen es, daß sich das Universum mit seiner selbstherrlichen Materie selber verwaltet, daß es ein unermeßlicher Freistaat ohne Präsidenten ist.

Die Summe der Gesetze und Eigenschaften, die im Weltstoffe stecken, ist eben die Weltordnung. Entstehen und Vergehen, Entwicklung und Abwicklung ist der Takt für das Weltvorhandene; allein diesen Takt schlägt kein eitler Kapellmeister im Stile Jahves, der sich nach dem alten, schlecht redigirten Judenbuche seiner vortrefflichen Einrichtungen wegen so gern selbst belobt hat.

Bei menschlichen Handlungen fragt man nach Zwecken. Da die Welt keine persönliche That ist, so hat man eigentlich keinen Anlaß, sich nach deren Zweckursachen zu erkundigen. Thut man es dennoch, so folgt man nur einer Denkgewohnheit, deren Schlüsse haltlos bleiben.

Für einzelne Weltbälle einen göttlichen Wirtschaftsrat aufzustellen, wäre kleinlich; allein für die vollständige Weltvorsehung sich mit bloßen Verneinungen zufriedenzugeben, die in der Un-

durch — den Unbelehrten an's Herz legen, daß der liebe Gott grundsätzlich auf alle Höflichkeiten verzichtet, weil er nur ein großes Versehen, eine bloße Verneinung der Körperlichkeit, das Kind eines Fehlschusses ist, der für alles Vorhandene eine Urheberschaft sucht und die Welt für eine persönliche That hält.

Die Weltkunde ist es, die uns über unsere Stellung und Bedeutung im Haushalte der Natur belehrt; sie spült von uns die Ansteckungsstoffe alter Irrtümer, alles Kleinliche und Nichtige ab und vollzieht an uns nicht nur einen Reinigungs- sondern auch einen Veredlungsproceß.

Sich von Fantasietäuschungen befreien heißt sittlich sein; religiöse Wahnsatzungen von sich ablösen, ist ein ethisches Gebot. Pflicht der Erziehung ist es, diese Irrsale aus den Vorstellungsbezirken der Jugend überhaupt auszuschalten, da der Kampf gegen dieselben Zeitverschwendung ist.

Da nur das Erwerben des Wissens um die Naturstellung der Menschen unsere wahren Interessen ernster Pflege übergeben kann, so ist das energische Auflehnen gegen Widersacher dieses Wissens, gegen die rücksichtslosen Lanzknechte des Wahns eine Pflicht, die vom Zwange im Ideendienste auferlegt wird.

Bei diesem Kampfe braucht man nicht nach jenen brutalen Gewaltmitteln zu langen,* welche die Gemeinheit von Gottes Gnaden anzuwenden liebte.

Der Zwang zum vernünftigen Unterricht hat ja auch den Zweck, die bisher in der Einsicht Zurückgebliebenen zum Erwerben notwendiger Erkenntnißwerte zu geleiten und nebenbei Defectmenschen entweder genesen oder aussterben zu lassen.

Aus den Sternen kann ein jeder nach Belehrung Verlangender ein Stück Lebensfilosofie herauslesen. Welche Lehren sie verkünden? Sie legen uns an's Herz, nur mit dem Weltwirklichen zu rechnen, Begriffe nicht zu versachlichen und alle Hypothesen zurückzuweisen, die von Naturthatsachen Lügen gestraft werden.

Die rotglühenden, der Erstarrung nahenden Lichtbälle ermahnen uns, nicht weiterhin müßig einer besseren Zukunft zu harren, da die Zeit nicht zum Warten, sondern zum Thätigsein da wäre. Wollen wir die richtige Einsicht in die Werte des Lebens gewinnen, so ist es nur ein ethisches Verdienst, wenn wir

dem Träger unserer großen Irrsale die Fahne aus der Hand winden.

Wir können es nicht ändern, daß die Welt ebenso wie die Vernunft eine Gottesläugnerin ist. Zum Gram darüber ist kein Grund vorhanden. Die kosmische Fysik stellt uns willig und überzeugend die eigentlichen Weltgebieter vor.

Schon Laplace beteuerte, daß er in der Welt keinem Majordomus begegnet sei und daß Gott kein Bedürfniß wäre. Man kann es verachten oder belächeln, wenn die Gendarmen der Kirche in der Vollblüthe ihres Unverstandes erklärten, daß der Abfall von Gott die „größte Sünde“ bedeute. Weil sie selber bei den weitklaffenden Lücken in ihrem Schulwissen unrichtig denken, erkennen sie es nicht, daß die Trennung von Irrsalen eine Denktugend und ein sittlicher Vorzug zugleich ist.

Sie modelliren in ihrer Verwahrlosung den lieben Gott nach einem elenden Vorbilde und es stört sie die Frage nicht, ob und wo für den göttlichen Welteinsiedler ein genug großer Denkapparat aufgetrieben werden könnte.

Die Astralfysik hat keinen persönlichen Ordner ermittelt, welcher Kräften Stöße versetzt, um die Welt in Bewegung zu erhalten. Wir wissen es, daß sich das Universum mit seiner selbstherrlichen Materie selber verwaltet, daß es ein unermeßlicher Freistaat ohne Präsidenten ist.

Die Summe der Gesetze und Eigenschaften, die im Weltstoffe stecken, ist eben die Weltordnung. Entstehen und Vergehen, Entwicklung und Abwicklung ist der Takt für das Weltvorhandene; allein diesen Takt schlägt kein eitler Kapellmeister im Stile Jahves, der sich nach dem alten, schlecht redigirten Judenbuche seiner vortrefflichen Einrichtungen wegen so gern selbst belobt hat.

Bei menschlichen Handlungen fragt man nach Zwecken. Da die Welt keine persönliche That ist, so hat man eigentlich keinen Anlaß, sich nach deren Zweckursachen zu erkundigen. Thut man es dennoch, so folgt man nur einer Denkgewohnheit, deren Schlüsse haltlos bleiben.

Für einzelne Weltbälle einen göttlichen Wirtschaftsrat aufzustellen, wäre kleinlich; allein für die vollständige Weltvorsehung sich mit bloßen Verneinungen zufriedenzugeben, die in der Un-

sichtbarkeit, Unermeßlichkeit und Unbegreiflichkeit Gottes lägen, überspränge die Grenzen der Kindlichkeit.

Es gibt Filosofen, die zum Messelesen wie geboren sind und die immer wieder neue Gottesformen aufstöbern. Einer davon setzte die Mönchskapuze auf und erklärte, Gott wäre das „höchste Sein", ohne zu ahnen, daß eine solche Erklärung denn doch wie die höchste Sinnlosigkeit aussieht.

Ein anderer Gelehrte, der in den Verdacht der Gottlosigkeit nicht geraten wollte, äußerte feierlich, daß die Materie dem Geiste und die Natur dem lieben Gott gleichkäme.

Diese Demimonde der Unwissenschaft erklärt mit theologischem Behagen das Körperliche für geistig und den Unsinn für sinnig.

* * *

Keine Widerrede möglich: auch die Geschichte der Völker ist eine beredte Gottesleugnerin. Gäbe es eine sittliche Weltordnung, die Schicksale der Völker hätten sich fürwahr anders gestaltet und die Millionen von Defectmenschen hätten für ihre Frevel kein freies Spiel gehabt.

Sprechen Dichterfilosofen von einem Gott in der Geschichte, so fehlt dieser Gestalt jener wohlwollende Gemeinsinn, dessen Spuren man im gottlosen Tierreiche begegnet. Wie freut man sich über Wirbeltiere, die ihre erblindeten, kranken oder verkrüppelten Artgenossen füttern und die gefährdeten Gattungscollegen muthig beschützen.

Dieses Wohlwollen schimmerte beim „Gott in der Geschichte" nicht auf. Bei Jahve sicher nicht. Dieser schmähte heftig sein auserlesenes Volk. Der christliche Gott, sein Nachfolger, flocht auch in die Geschichte der Erdbürger entsetzliche Grausamkeiten ein. In seinem Namen wetterten die Päpste alles Vernünftige und Menscheneble nieder. Sie überfluchten noch den lieben Jehova. Dieser wüthete nicht etwa deshalb, weil er in den Menschen nur jämmerliche Verdauungsschläuche und angekleidete chemische Küchen erblickte, sondern weil er von Haus aus als grimmiger Despot gedacht wurde.

Unter den Ahnen schlechter Regenten stehen auch die unterseeischen Ascidien, bei denen die wichtigen Organe: Herz und

Gehirn noch gar nicht entwickelt waren. Bei Jahve kann man diese Organe auch vermissen. Die Bibel wenigstens schildert ihn als einen eitlen und grausamen Herrn, der Liebe fordert und Haß zurückgibt. Er gab sich wie ein muskelstarker Häuptling, der einen bösen Volksstamm mit Raubtierinstincten beherrscht.

Unter der Geißel eines solchen Herrn konnte Sittlichkeit nicht aufblühen; er forderte vor allem unterthänige Verbeugungen und unbedingten Gehorsam für sich. Die Sittlichkeit aber will es, daß der Mensch nicht einem zornigen Donnerer, sondern sich selbst und seinen Artgenossen angehöre und an Jenseitigkeiten ohne Verbeugung vorübergehe.

Sittlichkeit kann in Menschenherzen nur bei einer glaubensfreien Weltanschauung dringen, die sich mit positiven Idealen abgibt.

Eine moralische Weltordnung hätte die Herrschaft grausamer Despoten nie gestatten und hätte es nie dulden können, daß sich Millionen mißhandelter Staatsbürger die Frevel eines machtberauschten Plattkopfes widerstandslos gefallen lassen.

Weder Götter noch Völkerhirten haben sich je für ethische Lebensziele erwärmt. Gekrönte Defectmenschen nehmen im Welthaushalte nicht einmal den Rang harmloser fleißiger Erdhummeln ein. Ihre Gewaltthätigkeit stellt sie mit Anarchisten auf eine Linie.

Beschränkte und wohldienerische Historiker sehen ebenfalls über Völkergeschicken den Glanz der Weisheit Gottes ausgegossen, während die Universalgeschichte auf jedem Blatte die Annahme von der „sittlichen Weltordnung" beredt widerlegt.

Nur die Erkenntniß des fysischen Weltregiments schützt uns vor jenem verhängnißvollen Irrtum, welcher Gott mit wohlwollendem Lächeln in der Culturgeschichte lustwandeln läßt.

Die Sternenwelt prägt uns also die Pflicht ein, nur das Wirkliche zu verehren und den wahnwitzigen Respect der Untermenschen für das Haltlose aufzugeben. Die Weltfysik kennt keine himmlischen Werte, für die sich die Christenherde interessiren soll. Sie ruft uns zu: Sittigt euch durch Erkenntniß des

Wahren, denn alles Unwahre und von der Fantasie Vorgetäuschte setzt euch zu Nullmenschen herab.

Die Astralfysik macht uns mit der rastlosen Bewegung und unablässigen Arbeit in der Welt bekannt. Sie ermahnt uns, fruchtbare Arbeit zu verrichten und deshalb alle religiösen Unterstellungen aus unserem Gesichtsfelde zu schlagen. Es ist grelle Unsittlichkeit, wenn man dies nicht thut. Erst nach der Vernichtung aller theologischen Einflüsse kann die neue Aera der vernünftigen Menschenerziehung beginnen. Zu dieser fruchtbaren Vernichtungsarbeit fordert die Astralfysik kräftig auf.

II. Eigenschaften des organischen Stoffes.

Von namenloser Wunderbarkeit sind die Eigenschaften und Antriebe, die am organischen Stoffe hängen. In diesem laufen chemische Processe ab, die mit dem Wachsen und Ernähren verbunden sind; in ihm sitzt der Drang, Formen zu bilden, sein Selbst aufrechtzuhalten und das Geschlecht fortzusetzen; ihm ist endlich die Fähigkeit des Empfindens, Denkens und der treuen Erinnerung an persönliche Besonderheiten leiblicher und ethischer Art eigen.

Auch nur flüchtiger Beobachtung leuchtet die Ungereimtheit ein, daß diese Eigenschaften von der Materie getrennt nicht gedacht werden können und daß es absurd ist, einen besonderen unstofflichen Träger dieser Fähigkeiten in den organischen Stoff hineinzudichten.

Leider entstieg kindlichem Fantasieweben die Vorstellung von einem unsichtbaren und unkörperlichen Träger des Lebens, Empfindens, Denkens und schöpferischen Gestaltens. Dem selbstherrlichen organischen Stoff wurde der Geistdämmer, dem Wirklichen das Unwirkliche, der „vergänglichen und gemeinen" Leiblichkeit die angeblich unzerstörbare vornehmere Unkörperlichkeit zur Seite gesetzt. Der Geist zog mit großem Prunke in das weitgespannte Wahnreich als dessen erster Machthaber ein.

Noch heute wird dem Aristokraten Geist zulieb der Plebejer: Materialismus als das vom Idealen Abgewandte geschmäht, obwohl nur das Streben ideal ist, das Wirkliche zu verstehen und das Wahre zu achten.

Den Stoff als Weltmonarchen anzuerkennen, ist ein ethisches Gebot und nur eine Denktugend ist es, wenn sich Menschen zu

der Einsicht erheben, daß man alles Ihrer Majestät der denkenden, empfindenden, treu sich erinnernden, formbildenden, lebenspendenden Materie danke.

Die Fähigkeit des Empfindens bemerkt man schon bei Pflanzen und bei den niedersten Organismen. Von Pflanzen werden Lichtstrahlen und andere äußere Einflüsse als Reize aufgenommen, auf welche sie reagiren. Warum sollten sie auch nicht empfinden, da sie ebenso wie tierische Zellenstaaten leben?

Ist doch die Empfindung nur eine Form der Bewegung innerhalb eines Organismus. Man bedarf nicht der Nerven, um zu empfinden, da dem organischen Stoffe die Empfindungsfähigkeit als Grundeigenschaft anhaftet, wie man es bei Pflanzentieren wahrnimmt.

Die Taster, welche Nahrungsmittel suchen, um Leben und Gattung zu erhalten, sind die primitivsten Organe der Empfindung. Diese schreitet bis zu unseren feinverzweigten Nerven eine hohe Entwicklungstreppe hinan.

Vielleicht ist die Empfindung der Organismen nur die Steigerung einer Grundeigenschaft aller Atome, die schon bei chemischen Verbindungen in Geltung kommt.

Über jeden Zweifel hinausgehoben ist doch die Thatsache, daß der organische Stoff denkt. Spuren davon merkt man schon bei niederen Organismen. Der erste Gedanke derselben liegt in der Frage: Wo ist das Futter? Der zweite gilt der Geliebten und der dritte bewegt sich um die Sorge der Eltern, welche die Kinder gut untergebracht sehen wollen.

Langsam hat sich das organische Leben entwickelt und mit ihm das Denken. Die Organe desselben passen sich den Lebensbedingungen an. Der organische Stoff läßt Augen verkümmern, die unnöthig sind. In lichtlosen Höhlen verwachsen Käfern, Olmen und Fischen die Augen, weil sie zwecklos sind. Bei den blinden Fischen aus den Grotten der Insel Cuba, beim Vulkan-Wels, der aus dem Krater des Kotopaxi hinausgeschleudert wird und beim Blindmull findet es der Organismus geraten, die Augen verkommen zu lassen, weil deren Sehbestimmung nicht vorhanden ist. Der Stoff denkt!

Verfolgt man die Naturziele des Denkens in den untersten Schichten der Tierwelt, so findet man, daß im Interesse der

Lebenserhaltung zuerst der Magen denkt. Die Fortpflanzung fordert auch das Ihre, so daß sich alles Denken und jede Bewegung des lebenden Organismus um diese beiden Mittel- und Gipfelpuncte dreht.

Mit dem Wunsche, sich immer zu sättigen, verbindet sich nicht bei Tieren, die zu verständig sind, um religiös zu werden, aber bei Menschen der erste Schritt in das Labyrinth des Fehldenkens: die Annahme eines himmlischen Volksküchenmeisters.

Bei den Naturzielen des Denkens bleibt die große Gesellschaft tierischer Organismen stehen. Sieht man näher zu, so bewegen sich auch die meisten Arbeitsformen der Menschen um die Interessen des Unterleibs. Die Lebenserhaltung regte die Denkthätigkeit der Menschen schon vor 80000 Jahren an, als sie in Urwäldern gegen ihre tierischen Nahrungsconcurrenten die Kieseläxte geschwungen hatten.

Es ist bemerkenswert, daß manches Insectengehirn in bezug auf seine Leistungsfähigkeit mehr wert ist als das Gehirn eines Durchschnittsmenschen. Dieses besitzt zwar etwa eine Milliarde Nervenzellen, die durch 9—10000 Millionen Nervenfäden mit einander verbunden sind. Für Vorstellungen und für deren Verbindungen also ein hinreichendes Material, welches leider nicht so gut verwendet wird, wie das Gehirn einer Ameise, die mehr Intelligenz beurkundet als mancher Werketagsmensch.

Daß unser Denken ohne Gehirn und ohne Nervenleitungen nicht möglich wäre, wird selbst der beschränkteste Schwärmer für Übernatürliches zugeben. Das menschliche Gehirn besteht nun aus einer Reihe von Grundstoffen, worunter sich Eiweiß, Milch-, Kiesel- und Fosforsäure befinden. Daß ohne diese Chemikalien das Denken unmöglich wäre, steht mit überzeugender Kraft fest.

Viel hat der Mensch der Fosforsäure zu danken. Ohne Fosfor keine Knochen und kein Gehirn, keine aufrechte Bewegung und kein Denken. Die Fosforsäure, die aus dem Boden in Pflanzen und aus diesen in den menschlichen Körper dringt, ermöglicht auch die schöpferische Denkthätigkeit. Im Gehirn leuchtet der Fosfor als „Geist“; leider verbreitet er bei Staubmenschen nicht viel Glanz.

Wenn die Natur sich auch nicht darum kümmert, ob Menschen auf den richtigen Wegen zur Einsicht schreiten, sie fördert diese gleichwohl durch das Zulassen von Entwicklungen.

Es wurde ja durch religiöse Einflüsse fast alles im Gemeindenken der Völker verdreht und verschoben und nur die einsamen, kühnen Denker, die unter ihnen aufragen, weisen auf die Möglichkeit hin, daß dem wüsten Despotismus der Wahnideale die Herrschaft fruchtbarer Ideale folgen werde, welche die Menschen sich selbst zurückgeben wird.

Ist es denn gar so notwendig, den Leib als Zither zu denken, auf welchem der sentimentale Minstrel: Geist die Saiten zupft? Ist es denn so schwer faßlich, daß das Denken vom Gehirn allein mechanisch verrichtet werde?

Wie verdächtig muß es doch einem halbwegs normalen Menschen erscheinen, daß er nur unter Beihilfe einer unsichtbaren Person, der Seele, denken kann! Ist denn nicht schon die Unsichtbarkeit einer Person eine Sinnlosigkeit ohne gleichen, da ja zum Begriffe des Persönlichen wahrnehmbare Unterschiede gehören?

Beobachtet man die Denkgrenzen eines Kindes, eines schwachbegabten Menschen, eines Blöd- oder Irrsinnigen, so zeigt sich, daß mancher Käfer mehr Verstand besitzt als die „Krone der Schöpfung" mit unentwickelter oder gestörter Denkfähigkeit.

Jene Verblendeten, welche erbeben, wenn sie vom Denken des Stoffes reden hören, sollten sich nur an die Thatsache erinnern, daß das kranke Gehirn das Aufhören des gesunden Denkens bedeutet. Dieses ist an die normale chemische Beschaffenheit des Gehirns gebunden, das nur materiell ist.*)

* * *

*) Der alte, manigfach gedeutete Eleatensatz von der Einerleiheit des Seins und Denkens kann auch als Hinweis auf die Denkfähigkeit der organischen Materie gedeutet werden, welche ist und denkt. — Spinoza, der mit dem Worte: Gott nicht gebrochen hat, dachte wohl kaum an die Selbstherrlichkeit des denkenden Stoffes als er der „Substanz" die Eigenschaften der unendlichen Ausdehnung und des unendlichen Denkens zuschrieb. Die Unendlichkeit des Denkens ist ein mystisches Wort ohne Rückhalt in der Wirklichkeit. Wenn sich ein Käfer tot stellt, um einer Gefahr zu entrinnen, so vertritt er den denkenden Stoff; die „Unendlichkeit des Denkens" spiegelt sich aber in seiner Heuchelei ebensowenig wie in der Gedankenarbeit eines genialen Dichters.

Daß der Materie Gedächtniß zugesprochen werden muß, beweisen bei Mineralen dieselben Krystallformen und bei Organismen die Wiederholung derselben Grundgestalt. Diese wunderbare Eigenschaft besitzen Pflanzen, wenn sie Blüthen und Früchte bilden; das Samenkorn, wenn aus demselben ein Baum hervorwächst; der männliche Same und das weibliche Ei, welchem ein neuer Mensch mit den Form= und Gesinnungseigenschaften der Eltern entkeimt, sowie das menschliche Gehirn, welches durch Nervenreize Bilder des Wahrgenommenen in sich birgt.

Rückschlagsbildungen bei Tieren und Menschen erweisen ebenfalls das gute Gedächtniß der Materie an längst vergangene Formen und Ausrüstungen.

Die Neigung zu Rückfällen in die Körperformen der Stammeltern zeigt sich u. A. in den Querstreifen auf den Beinen der Esel- und Pferdefüllen, die das gestreifte Fell des Stammvaters des Hauspferdes, Esels, Quaggas und Zebras beurkunden.

Der Urahn aller Rosse und Esel muß fünf Zehen besessen haben, die man noch am Pferdeembryo wahrnimmt. Auch dreizehige Füllen bestätigen die Erinnerung an die Körperformen jenes Urahns.

Riesige Kinder zwerghafter Eltern erweisen aus demselben Gedächtnißfond des organischen Stoffes heraus die Körpergröße der Vorfahren. Daß der Stammvater der Menschen eine Bestie von hervorragender Grausamkeit gewesen war, zeigen die nur allzuhäufigen Rückfälle in dieselbe.

Einen verblüffenden Beweis von dem Gedächtnisse des organischen Stoffes liefert auch die Thatsache, daß die von einem Pferdehengste erzeugten Nachkommen immer etwas Eselartiges an sich tragen, wenn die Pferdestute früher einmal sich mit einem Eselhengste Intimitäten erlaubt hat.

Daß die späteren Befruchtungen der Mutter in den Nachkommen die Spuren des ersten Vaters zeigen, sieht man außerdem bei Negerinen. Waren diese mit einem weißen Manne einmal vermählt, so bleibt die Erinnerung daran an den weißen Kindern hängen, die später von Negern gezeugt wurden.

Das treue Formgedächtniß des organischen Stoffes verschafft uns hohe Freuden, indem es uns die Pforten des Naturschönen erschließt. Bleibt auch die Grundform bei Pflanzen und Tieren,

die Menschen mitgerechnet, die gleiche, so ist deren Ausgestaltung immer verschieden, so daß es nicht zwei unbedingt formgleiche Individuen derselben Art gibt. Das ist eine wunderbare Eigenschaft der Materie, welche allein das Leben seines Jammers wert macht.

Man denke nur an die Kostbarkeiten der Frauenschönheit und an die Kunst, welche innerhalb der Gattungsformen das scharf Persönliche ausprägt. Der Künstler muß sich zwar wie die Natur an das Gattungsgerechte halten, kehrt aber wie die Natur die ursprünglichen Linien des Individuellen heraus. Meist ahnt es der Künstler nicht, daß auch er nur ein Leibeigener des Naturdranges ist, Formen zu bilden.

Das treue Gedächtniß des organischen Stoffes wird auch dadurch bezeugt, daß sich durch Vererbung zufällige Mißbildungen bei Tieren zu typischen gestalten. Selbst Narben der Eltern, nicht blos Denkgebrechen und sittlichte Defecte vererben sich auf deren Kinder.

Aus solchen Naturvorgängen Schlüsse zu ziehen, ist fruchtbarer, als über die Welt krause Privateinfälle vorzubringen, die mit der Wirklichkeit nicht im Einklange stehen. So hat Kant gemeint, daß nur die Grobheit der Materie an der tiefen Erniedrigung der menschlichen Natur schuld sei; der Geist vertrage nicht die „Unbiegsamkeit der Fasern“ und die „Unbeweglichkeit der Säfte“.

Davon weiß die Physiologie nichts und Kant hat das ihm Unbekannte nicht behaupten sollen. Er äußerte auch, daß die Bewohner der sonnennahen Planeten das Glück der Weisheit mehr genössen, als die „entfernteren Planetensöhne, die in ihrem eigenen Lichte und in ihrer eigenen Wärme wandeln“. Das „impulsive, jugendliche, zur That treibende Denken müsse bei ihnen größer sein als bei uns“.

Kants Annahmen sind insofern nicht zutreffend, als die sonnenfernen Planeten gar nicht bewohnbar sind. Einen Stich ins Komische zeigt jene Unterstellung Kants, nach welcher die unglückliche Fähigkeit der Menschen zu sündigen, von der Mittelstellung der Erde unter den Planeten abhänge. Die Sonnenwärme jucke den Bewohnern der Erde das Fell.

Diese Ansicht nähert sich der Mutmaßung jener Ausleger der Natur, welche auf die arterhaltende Liebe, die doch ein kostbares Genußgut ist, das Brandmal der Sünde legen.

Wenn Schopenhauer feierlich behauptet, die Welt sei die Selbsterkenntniß des Willens, so kann man diesem Ausspruch ebenfalls keinen wissenschaftlichen Wert zuerkennen.

Wenn ferner der Naturwissenschaft von einem Gelehrten vorgeworfen wird, es sei ihr nicht gelungen, die Entstehung des Bewußtseins begreiflich zu machen, so wird da einem bloßen Begriffsworte zu viel Ehre angethan.

Die Erklärung des Bewußtseins liegt in diesem Worte selbst. Die Vorstellung, daß man ist, wird eben durch das Leben selbst bedingt, das auf leibliche Funktionen gestellt ist. Hören die Bedingungen für diese Verrichtungen auf, so verflackert auch das Bewußtsein bei Menschen ebenso gut wie bei Aufgußtierchen.

Allerdings gibt es Zwielichtmenschen, welche im Bewußtsein einen dämonischen Gesellen erblicken, der auf seine Selbständigkeit stolz die Unvergänglichkeit der Kraft beteuert und dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele heimlich Nahrung reicht.

Einige Stubenfilosofen erklären das Bewußtsein als das Undefinirbarste und Wunderbarste beim Menschen. Nicht doch! Das Bewußtsein ist nicht der mystische Träger einer ewigen Seelenkraft, sondern nur die Vorstellung, welche den eigenen Leib von der Umwelt unterscheidet und diese Vorstellung wird durch Nervenreize hervorgerufen.

Ohne Sinnesnerven erhielte das Bewußtsein, die Ichvorstellung, nur wenig Nahrung. In den Nerven, das Gehirn mit begriffen, steckt somit die Quelle des Bewußtseins. Dieses ist also leicht definirbar und um nichts wunderbarer als die Nerven. Wozu also der feierliche Hinweis auf das „Wunder" des Bewußtseins? Das Entstehen desselben hängt auch nur von Eiweiß, Kiesel- und Fosforsäure ab. Souverän Stoff will es so.

III. Der plastische Trieb.

Dem Stoff ist ein plastischer Trieb eigen, welcher das Wachstum bei Organismen fördert und Formen bildet. Staunenswert wie die Denkfähigkeit des organischen Stoffes ist dieses Dichten und Gestalten von Formen, dessen die Materie, die wirkliche und sichtbare Herrin der Welt, fähig ist. Einen unsichtbaren Formbildner anzunehmen, der gleichwohl persönlich jede Einzelform zurechtknetet oder nur so im Allgemeinen die Formen entwirft, bliebe unausdenkbar. Man muß sich mit dem entzückenden Formbildungsdrang der Materie bescheiden, ohne einen besonderen Zauberer dahinter zu stellen.

Aus der Eignung des Stoffes, in den mannigfachsten Gestaltungen offenbar zu werden, springt eine reiche Quelle ästhetischer Freuden. Mit einfachen Liniengruppen beginnen die Zierformen bei Pflanzen und Tieren und schreiten zu edleren, reich verschlungenen, langsam aber entschieden vor.

In den Graptolithen, die wie Spiralsägen aussehen und in den Trilobithen begegnet man dem ersten Zierwerk organischer Körper. Regelmäßigkeit und einfache Linienführung ist das Kennmal dieser Schmuckformen. Dieselbe Gleichmäßigkeit und Linienschlichtheit findet sich in Rindenornamenten jener Bäume wieder, in deren Kohlen altes Sonnenlicht und längst entschwundene Sonnenwärme erhalten wurden.

Die Gestaltungsfreudigkeit des Poeten Stoff kennt keine Grenzen. Er ließ es geschehen, daß zahllose Geschlechter von Pflanzen und Tieren verschwanden. Von den 60 Pflanzenarten in der Grauwacke und von den 800 Pflanzengeschlechtern der Steinkohlenformation besteht keines mehr.

War es doch dem gestaltungsfrohen Plastiker Stoff nie um neue Formen bange. Wozu alte Bildungen erhalten, wenn neue auszuformen, keine Verlegenheit bereitet? Wie überflüssig auch, den Verlust alter Tier- und Pflanzenformen bereuen, da es bei der Zwecklosigkeit des Ganzen doch gleichgiltig bleibt, ob sie früher oder später vergehen, ob neue Formen dafür einspringen oder nicht.

Die von unten nach oben die Erdschichten durchsetzenden Conchylien verändern ihre Form und treten in der ältesten und jüngsten Ausgestaltung ganz verschieden auf. Fehlen Pflanzen und Tieren die günstigen Bedingungen des Fortkommens, so sterben sie aus.

Der Natur wird in Zukunft am Sein oder Fortsein der Menschen auch nichts liegen. Was da ist, muß mit der ganzen Erde fort. Um Privatempfindungen sentimentaler Leute, die ewig leben und ewig selig werden wollen, kümmert sich die Natur nicht. Gleichwohl schwelgt sie im Schaffen neuer organischer Formen, die durch neue Lebensbedingungen zu Tage kommen.

Einfache Formen entsprechen beschränkten Daseinszuständen, reichere plastische Bildungen wurden durch verwickeltere Lebensbedingungen angeregt.

Der formbildende Stoff ist in seinen ersten Gestaltungsmühen ein noch ungeübter Zeichner. So haben die Blätter der marinen Urpflanzen wellige, schiefgerichtete Rinnen, die plump aussehen. Auch die Pflanzen im amerikanischen Silur weisen steife Spirallinien und eintönige Verästelungen auf. Die devonische Flora in Canada zeigt schon zierlichere Formen, besonders bei den riesigen Schafthalmen.

Die Pflanzen der Steinkohlenzeit überraschen durch ihre Riesenformen, deren Entwicklung reiche Niederschläge und die mit Wasserdünsten gesättigte Atmosfäre begünstigt hatten. Die Rinde des Bärlappbaumes schwingt sich bereits zu Arabesken auf, die im gothischen Maßwerk wiedergefunden werden. Auch der Siegelbaum hat eine mit Zierlinien geschmückte Rinde, die bei Bäumen der Gegenwart vermißt werden. Die Schachtelhalme der Steinkohlenzeit trugen ebenfalls einen eleganten Rindenrock.

Kein klug beobachtendes Wesen hat die ebenmäßigen Formen der damaligen Baumfarne mit ihren Riesenblättern und die Schönheit der Lepododendren mit ihren Schuppenrinden bewundert. Sie versanken ungesehen in Lagunen und verkohlten darin. Der Stoff schuf Formen, nicht um zu zeigen, daß er ein geschickter Bildner ist. Zu den Genüssen des Naturfreundes gehört es aber, wenn er die schönen Formen der Urpflanzen heute noch bewundern kann.

In der Tertiärzeit wurden die Pflanzenformen mannigfaltiger. Stattlich genug sehen die Idealllandschaften aus, welche Graf Saporta für sein Buch: „Die Pflanzenwelt vor dem Erscheinen des Menschen" abbilden ließ. Die Üppigkeit des Pflanzenwuchses ermöglichte das Fortkommen von Wirbeltieren. Meere verschoben sich, Berge erhoben sich, Giraffen und Dinotherien fraßen die Blätter der Palmen und dann kamen Tiere, von denen wiederum die Pflanzenfresser verzehrt wurden. Das Gebot: Töte, um zu leben — trat bereits in volle Geltung.

Eine Entwicklungsperiode der Pflanzenwelt folgte der anderen. Mit der Aenderung des Klimas änderten sich die Formen der Pflanzen. Von diesen starben viele Arten ebenso aus, wie die Mastodonten und Dinotherien, die sich von ihren Blättern genährt hatten. Sie waren da, um gewesen zu sein! Das Verhängniß aller lebenden Wesen!

* * *

Im Pflanzenreich der Gegenwart tritt die Fähigkeit der Formbildung in wahrhaft hinreißender Weise auf. Wie kleinlich wäre es auch da, einen unsichtbaren Zeichner anzustellen, der für die einzelnen Pflanzen die Formmuster entwirft, nach denen sie (wie eine Algenart) Kieselpanzer anziehen, Blätter, Blüthen, Früchte, Samen und Holzschichten gestalten. Diese Formen zu betrachten gehört zu den ungetrübten Seligkeiten des Lebens.

Eine staunenswerte Mannigfaltigkeit der Formen zeigen schon die Formen der Pflanzenzellen, die spiralig, vielkantig, stern-, spindel-, netz- und kettenförmig sind. Bei höheren Gefäßpflanzen bilden sich — in scharfe Spitzen auslaufende Zwillingskrystalle.

Die Stämmchen des Pinselschimmels mit ihren perlenschnurartigen Aesten bieten im Mikroskop betrachtet einen optischen Genuß. Die dem unbewaffneten Auge unsichtbare Formenwelt ist wenigstens ebenso schön wie die sichtbaren Bildungen.

Man kommt auf die Lebenskosten, wenn man es der Mühe wert findet, sich mit der Formenanmut der Naturdinge intim bekannt zu machen. Auch Blatthaare, Blattschuppen und Stengelstachel weisen originelle Formen, welche der plastischen Gestaltungsfähigkeit des organischen Stoffes alle Ehre machen.

In den Geweben der Rinde, im Bast und im Mark von Bäumen finden sich ebenfalls reizvolle Linienzüge. Man mache nur einen Längsschnitt durch die Markkrone der Fichte und betrachte dann die mannigfachen Spirallinien darin.

Bei Blättern staunt man nicht minder über den Reichtum der Linienführung. Besonders originell gestaltet ist das kannentragende Blatt von Nepenthes, das seinen Deckel schließt, wenn ein Insect in die Kanne geräth.

Wie zart und mannigfach gestaltet sind die geschlechtlichen Organe der Pflanzen. Der feine Duft, der den heirathenden Blumen entsteigt, ist ein Vorzug, dessen das anmaßende Menschentier entbehrt.

Auch in bezug auf die Formen des Samens stehen Pflanzen über dem Menschen. Man sehe sich nur den Samen des Weidenröschens mit seinem Haarschopf oder den netzumzogenen Samen einer Klatschrose oder den Samenmantel der Eibe an, um zu erkennen, daß in bezug auf Mannigfaltigkeit der Formen Pflanzen den Menschen den Rang ablaufen.

Doch Eines haben Pflanzen mit Menschen gemein: Krankheiten, die mit Mißbildungen verbunden sind, bei denen wiederum der Stoff seine nie ausgeschöpfte Laune im Gestalten beurkundet.

Ein Vorzug der Pflanzen vor den Menschen ist auch deren größere Lebensdauer. Es gibt Affenbrotbäume, deren Alter auf 6000 Jahre geschätzt wird; älter ist ja nicht die „Welt"-geschichte.

Im Ganzen haben Pflanzen vor Tieren den Vorzug, daß sie nicht des Contrastes der Häßlichkeit bedürfen, um ihre Form- und Farbenschönheit zur Geltung zu bringen.

Die Flora des Meeres zeigt, wenn sie sich auch nur auf 6000 Algenarten beschränkt, einen erstaunlichen Formenreichtum. Die Algen sind an den Rändern ihrer Verästelungen plissirt, gelappt, breiten sich sternförmig aus, erheben sich in zierlicher Schlankheit bis zur Höhe von 1500 Fuß und breiten sich wie Pfauenschwänze oder gepreßte Stoffe aus. Die Algenblätter schillern in allen Farben und in allen Tongraden derselben; einige irisiren sogar.

Die Algen sind schön für sich; ästhetische Zwecke haben sie nicht. Man kann ihre Formenpracht nur nach der Flut auf dem Strande oder in botanischen Werken betrachten.

Der organische Stoff gibt sich da wie verpflichtet zur Ausgestaltung zierlicher Formen und Farben und bleiben diese unbewundert, nun so kümmert es ihn weiter nicht. Wie vornehm ist doch diese selbstlose Objectivität im Beurkunden der unerschöpflichen Gestaltungsgabe der organischen Materie!

* * *

Der Drang Formen zu gestalten tritt schon bei den einfachsten Vertretern des Tierlebens auf, die im kambrischen Zeitalter Stöcke bauten; sie setzten an eine Grundlinie Spitzen an, die in runde, geschweifte oder spiralige Arabesken ausliefen.

Das Strahlentierchen vertritt mit seiner Gittereinrahmung in der Urfauna das Formzierliche. Auch die Wurzelfüßer gehörten zum alten Formadel. Wie in der Musik die Wiederholung derselben Tonschritte ästhetisch befriedigt, so löst in den Schalen der Wurzelfüßer die Wiederholung derselben Linien, Rundungen und Ausästungen den Formenwohllaut aus.

Die Rhizopoden bestehen aus zierlich nach außen gekerbten Kammern, aus langgezogenen Spiralen, aus gezackten Kieselnadeln und aus glockenförmigen Schalen.

Die Radiolarien strahlen nach allen Richtungen ihre Scheinfüßchen aus, bilden Becher, Sterne und Kugeln, welche von feinen Schmucklinien umschlossen sind. Mancher Mensch könnte sich seiner Äußerlichkeit beim Anblick dieser Strahlen-Wurzelfüßer schämen! Sie haben übrigens nicht umsonst gelebt, denn

aus den Kieselschalen der Wurzelfüßer wurden die Sofienmoschee und viele Paläste in Paris gebaut.

Die Seelilien der Steinkohlenzeit zeigen gleichfalls zierliche Formen aus zusammengeschobenen Sternen, während die Seeigel der Jurazeit durch ihre reizenden Ornamente sich hervorthun. Sie lieferten Vorbilder für Schmucksachen, die man in altgermanischen Gräbern gefunden hat. Die Kunstindustrie könnte überhaupt aus den Schmuckformen der Urfauna manches Ziermotiv verwerten.

Geradezu prächtige Formen sind den Ammonshörnern aus dem unteren, mittleren und oberen Jura eigen. Anmutigere Linienvariationen auf dasselbe Grundthema kann man sich kaum denken. Tintenfische haben sie gedichtet.

Das Amonshorn der Triasformation zeigt auf seiner Schale ein Labyrinth von Linien, die gleichsam Wellen schlagen und in zierlichen Zacken im Wellenthal verlaufen. Die edle Regelmäßigkeit in den Linien der Nummuliten ist auch ein Beweis, daß der formbildende Stoff die Symmetrie liebt. Die Pyramiden Egyptens sind aus Nummulitenkalk erbaut. Sie sind eigentlich in erster Linie Grabstätten einzelliger Urtiere; dann erst traten sie nebenher als Grabmäler der Faraone auf.

Zur Bildung schöner Formen zeigte der Stoff nicht immer Neigung. Man sieht es an den Stachelkrebsen der kambrischen Formation, deren Urenkel, der Molukkenkrebs, ebenfalls mit einem Stachelkranz ausgestattet ist.

Der gepanzerte Flügelfisch aus der Devonzeit mit seinem einzigen Auge auf dem Kopfscheitel und mit einem Körperschild, der mit kleinen runden Scheiben übersäet ist, darf auch nicht zu den Schönheiten der Urfauna gerechnet werden. Er vertritt das Formgroteske.

Recht häßlich waren auch viele Säugetiere der Triasformation; ihr Gaumen war mit Riesenzähnen gepflastert. Wehe den Knochen der von ihnen verzehrten Tiere!

Zur Tertiärzeit lebten Tiere, die riesig und ungeschlacht entweder Bäume benagten oder andere Tiere verspeisten. Sie sind ausgestorben, denn der formbildende Stoff konnte auch Feineres gestalten. Das ausgestorbene südamerikanische Riesengürteltier trug einen Panzer, der aus verzierten Gliedern bestand.

Die Unterbrechung der Fläche mit Zierlinien gab sich da fast wie ein ästhetisches Vorhaben.

Die Huftiere der älteren Tertiärzeit fielen ebenfalls durch ihre Häßlichkeit auf, so der Brontops mit seinen zwei Nasenhörnern.

Das Schreckhorn war auch ein häßliches Urtier, mit seinen zwei Spitzhörnern über den Augen und mit zwei Stumpfhörnern über den Ohren und mit abwärts gekehrten langen Keilzähnen.

Hat sich aus dem Häßlichen das Formanmuthige entwickeln sollen? Wen hätten sie auch durch Schönheit bestricken können? So etwa der Mammut-Elefant mit seinen nach auswärts gekrümmten 15 Fuß langen Stoßzähnen, die rechts und links die Freßconcurrenten bekämpfen konnten.

Daß die Urfauna jenseits von reizenden Formen stand, beweist außerdem der Kammsaurier, dessen hochgebogene Nase, kurzer Schwanz, weit zurückliegende Augen und gerippter Stachelkamm sich in weiter Entfernung vom Schönen hielten.

* * *

Die Flora und Fauna der Gegenwart zeigen gleichfalls ein wahres Schwelgen in Formbildungen. Die Mannigfaltigkeit derselben offenbart sich schon bei jenen Spaltpilzen, die den Tod in's Menschenblut tragen. Der Cholerabacillus sieht wie ein gebogenes, an beiden Enden stumpfes Keilchen aus, während der Bacillus anthracis geraden, punctbesäten Stäben gleicht. Wie die regelmäßig gegliederte Rinde des Siegelbaumes, den wir aus Steinkohlenflötzen kennen, sieht sich der Spaltpilz Sarcina ventriculi in 1800facher Vergrößerung an (Kerner von Marilaun). Es ist ein ganz netter Todeskeim, der die „unsterbliche" Menschenseele auslöscht.

Die Milzbrandbacillen haben die Form von Cylindern mit knotigen Abgrenzungen. Der Strahlenpilz, der bei Menschen und Tieren Eiterungsprocesse veranlaßt, besteht aus Kränzen von Kolben, die sich rund um einen Mittelpunct stellen. Ihr Daseinszweck ist: quälen und töten.

Der Gestaltungsdrang offenbart sich beredt auch bei Schwämmen, deren Kieselnadeln an Sterne und Anker gemahnen.

Einer der prachtvollsten Kieselschwämme ist der „Blumenkorb der Venus“ (Euplectella), dessen feine Kieselfäden das zierlichste Gewebe bilden. Einen ästhetischen Genuß will dieser Venuskorb nicht anbieten, denn er kommt nur in den Tiefen der südasiatischen Meere vor.

Den lieben Gott Korbflechter sein zu lassen, weil er sich langweilt oder weil er seine Zeit mit Vorbildern für die Kunstindustrie ausfüllen will, wäre vernunftlos. Einen persönlichen Weltarchitekten anzunehmen, der dem Stoff überall Anweisungen zu Formprägungen gibt, wäre ebenfalls kindlich.

Man muß sich schon dazu bequemen, die Fähigkeit der Formbildung als Hauseigentum des Stoffes gelten zu lassen. Kanzelfilosofen würden sagen: Der Wille zu Formgestaltungen ist eine immanente Qualität der Materie.

Das Streben, ursprüngliche Formen zu schaffen, wirkt sich auch bei den Rippen- und Röhrenquallen in einer bestrickend reizvollen Weise aus. Die Polypoiden sind Tiere, die mit ihren breiten Aesten und feinen Auszweigungen wie die zierlichsten Pflanzen aussehen.

Unter den Röhrenquallen ist eine wahre Aristokratin erlesener Form die Apolemia contorta (C. Vogt); sie ist ein form- und farbenprächtiger Zellenstaat, eine Art Phalanstère, in dem der Nähr-, Wehr- und Zeugungsstand durch besondere Zellen vertreten ist. Vom Ganzen abgetrennt verkommen die einzelnen Functionäre und liefern so eine abfällige Kritik des communistischen staatlichen Haushaltes im Stile Fouriers.

Welche Zierlichkeit und Mannigfaltigkeit der Formen findet man unter den Pflanzentieren des Meeres! Sie schwimmen mit ihren regelmäßig gemusterten oder mit zierlich gebrochenen und geschwungenen Glockenscheiben im Meere und lassen ihre Fühlfäden wie fein gewirkte Treffen herabhängen.

Ohne Sinnesnerven, nur von der Begierde getrieben, Nahrung dem Hohlbauch zuzuführen, bewegen sie sich wie graziöse Coquetten. Sie sind nichts als ein mit reichen Arabesken versehener, in allen Farbentönen schillernder Magen. Was die niedlichen Fangarme umfassen, wird mit Nesselgift bespritzt. Reizend und giftig wie egyptische Tänzerinnen bei einer Fantasia!

Im Kalkgewebe von Polypenstöcken treten gleichsam Nachbildungen von Blumen und Sternen auf. Darf man dies eine Erinnerung an bereits Geformtes nennen?

Seltsam genug, daß Kalkgebirge die Verdauungsproducte der Harthäuter unter den Polypen und der Rindenkorallen sind. Sie waren als Bau- und Werkmeister bei der Bildung des Festlandes und der Gebirge wesentlich beteiligt, nicht eine allmächtige Unsichtbarkeit.

Die Seeanemonen wetteifern in Formen- und Farbenpracht mit Alpenblumen. Die Blätter dieser Actinien, bewegliche Fangfäden, sind blau, rosenrot, gelb, grün, braun und weiß gestreift. Der Stoff, aus dem sie gebildet sind, schafft origineller als ein Maler, der nur Naturgegenstände nachbildet.

Auch in anderer Beziehung nehmen die Polypen den Menschen gegenüber einen Vorrang ein. Polypen sind als Einzelwesen hinfällig wie Menschen, als Stöcke sind sie aber unsterblich. Auf den Grüften der Ahnen gedeihen die Urenkel vortrefflich, ohne den Familienstolz schlechterzogener Edelleute.

Die Jugend der Klippenrosen und Tausendschönchen, die ihre farbigen Blätter graziös bewegen, um Nahrung zu erbeuten, dauert länger als bei Jungfrauen. Werden diese gepflückt, so welkt ihre Schönheit durch Zeugungen und Geburten bald dahin. Anders bei Klippenrosen und Seenelken. Werden sie entzweigerissen, so setzt sich der ewig zitternde Fühlerkranz der tierischen Blumenkrone irgendwo fest und setzt einen Stamm an. Dem Reste desselben entkeimen neue Fühler; beide Theile leben und blühen weiter.

Der Formen und Farben schaffende Stoff ist ein stolzer selbstgenügsamer Künstler; er stattet u. A. Actinien wie poetische Backfische mit allen Reizen aus, obgleich sie nichts anderes sind als tückische Freßsäcke, die Gift umherspritzen, um Futter zu erlangen.

Von staunenswerter Zierlichkeit sind auch die Seefedern. Diese Polypenstaaten weisen anmuthig gebogene Linien, fächerförmige Bildungen und feingezackte Spitzen, die sich auf einem schlanken Stiele wiegen. Ihre Daseinsaufgabe geht aber über das Fressen und Schönsein nicht hinaus.

Der Wohllaut in den Formen der Stachelhäuter und anderer Seetiere darf nicht etwa dazu verleiten, ihnen ästhetische Zwecke

anzudichten. Dieser Linienwohlklang dient nicht Schönheits-, sondern nur Ernährungszwecken.

Die Haarsterne strecken fünf Paar Arme aus, die sich oft in mehr als 20000 niedlichen Ranken und Federchen auflösen Diese formgefälligen Fühler haben nur den Zweck, alles was sich als eßbar anfühlt, in die Mundöffnung zu schieben. Das Holdsein ist nicht ihre Absicht.

* * *

Das Bekanntwerden mit den mannigfachen Ausformungen im Tier- und Pflanzenreich macht allein manche Lebensunbill wett. Am wunderbarsten muß uns die endlose Mannigfaltigkeit im Umbilden des Linienthemas: Menschenantlitz anmuthen. Das plastische Gestalten im organischen Stoffe zeigt sich da am bedeutsamsten.

Die Gehirnthätigkeit beeinflußt den Linienzug und den Ausdruck des Gesichtes. Die Eigenart der Denkarbeit wirkt auf die Gesichtsbildung ein. Die Schrift im Gesichte beurkundet wahrheitsgetreu die Gemeinheit oder Vornehmheit der menschlichen Sinnesart. Wir lernten einen Naturdichter kennen, der von Bildung unberührt, einen Kopf auf den Schultern trug, in dem sich die Gebundenheit des Denkens in verschwommenen Zügen deutlich äußerte. Nach einigen Jahren angestrengten Lernens und literarischen Schaffens blickte man mit Vergnügen in dasselbe Gesicht, auf welches eine scharfe Intelligenz ihre Verklärung gelegt hat.

Der Formenbildungsdrang der Materie zeigt sich auch in der Fähigkeit des Menschen, in Linien die Naturformen nachzubilden. Man zweifle deshalb nicht an der Echtheit der in der Höhle la Madelaine im Perigord gefundenen Zeichnung des wollhaarigen Mammuth, die in einem Elfenbeinstück eingeritzt ist und zwar ebensowenig wie an dem Alter der Zeichnung eines Renntieres, welche Prof. Heim auf einem bei Schaffhausen gefundenen Knochen entdeckt hat.

Man findet ja heute bei den Negern von Centralafrika ähnliche auf Felsen eingekratzte Zeichnungen von Tieren (Dr. Holub). Warum sollten Urmenschen nicht gute Zeichner gewesen sein?

Auch in ihnen wirkte der plastische Trieb der organischen Materie. Unter dem Einflusse desselben wurde die bildende Kunst ins Dasein gestellt. Der Formbildungstrieb sitzt im Maler, Bildhauer und Architecten und drängt sie zum Gestalten. Das Streben, Formen zu bilden, steckt auch im Naturmenschen, den es anregt, den eigenen Leib, Waffen und Werkzeuge mit Ornamenten zu bedecken.

Wie sich dieser Drang in der Kunst bethätigt hat, soll in dem Abschnitt über die Ideale der Kunst näher beleuchtet werden.

IV. Streben organische Bildungen Vollkommenes an?

Gewiß haben wir allen Grund, die Thätigkeit des Gehirnes und seiner Arbeitsgenossen der Nerven ebenso wie die chemischen Werkstätten im Rumpfe und im Unterleibe zu bewundern. Doch diese Bewunderung findet Grenzen bei gewissen Constructionsfehlern im menschlichen Körper.

Von unserem Auge sagt Helmholtz, es sei im Einzelnen so mangelhaft, daß kein Arbeiter optischer Werkzeuge mit einer so ungenau functionirenden Waare durchkommen würde.

Da durch den Scharfsinn einiger Elitemenschen das Fernrohr und das Mikroskop erfunden wurden, so erscheint damit die naturgegebene Unvollkommenheit des Auges wettgemacht, denn auch die Denkfähigkeit des Gehirns ist eine Morgengabe der Natur.

Die Herzpumpe könnte beim Menschen ebenso wie das Auge besser construirt sein, denn sie arbeitet unzuverlässig. Der Küchenchef des Magens hat, man weiß es, oft böse Launen.

Die anderen Retorten in den chemischen Laboratorien unserer Innerlichkeit versagen mitunter ihren Dienst und quälen uns damit. Das allmonatliche Märtyrertum der Frauen ist ebenfalls eine plumpe und rücksichtslose Einrichtung ebenso wie alles, was sich um das Aufdämmern eines neuen Menschenlebens stellt. Für das Quälen der Menschen findet die Natur viele Formen.

Spinoza sucht zwar die Natur zu entschuldigen und meint in seiner Ethik, daß „nichts in der Natur geschehe, was einem Fehler zugeschrieben werden könnte". Nicht doch! Der fysische Schmerz ist keine angenehme Erfindung, auch die Verbildungen der artgerechten Gestalt sind launenhafte Absprünge von der Grundform, die unnötig sind.

Kein klug beobachtendes Wesen hat die ebenmäßigen Formen der damaligen Baumfarne mit ihren Riesenblättern und die Schönheit der Lepododendren mit ihren Schuppenrinden bewundert. Sie versanken ungesehen in Lagunen und verkohlten darin. Der Stoff schuf Formen, nicht um zu zeigen, daß er ein geschickter Bildner ist. Zu den Genüssen des Naturfreundes gehört es aber, wenn er die schönen Formen der Urpflanzen heute noch bewundern kann.

In der Tertiärzeit wurden die Pflanzenformen mannigfaltiger. Stattlich genug sehen die Ideallandschaften aus, welche Graf Saporta für sein Buch: „Die Pflanzenwelt vor dem Erscheinen des Menschen" abbilden ließ. Die Üppigkeit des Pflanzenwuchses ermöglichte das Fortkommen von Wirbeltieren. Meere verschoben sich, Berge erhoben sich, Giraffen und Dinotherien fraßen die Blätter der Palmen und dann kamen Tiere, von denen wiederum die Pflanzenfresser verzehrt wurden. Das Gebot: Töte, um zu leben — trat bereits in volle Geltung.

Eine Entwicklungsperiode der Pflanzenwelt folgte der anderen. Mit der Aenderung des Klimas änderten sich die Formen der Pflanzen. Von diesen starben viele Arten ebenso aus, wie die Mastodonten und Dinotherien, die sich von ihren Blättern genährt hatten. Sie waren da, um gewesen zu sein! Das Verhängniß aller lebenden Wesen!

* * *

Im Pflanzenreich der Gegenwart tritt die Fähigkeit der Formbildung in wahrhaft hinreißender Weise auf. Wie kleinlich wäre es auch da, einen unsichtbaren Zeichner anzustellen, der für die einzelnen Pflanzen die Formmuster entwirft, nach denen sie (wie eine Algenart) Kieselpanzer anziehen, Blätter, Blüthen, Früchte, Samen und Holzschichten gestalten. Diese Formen zu betrachten gehört zu den ungetrübten Seligkeiten des Lebens.

Eine staunenswerte Mannigfaltigkeit der Formen zeigen schon die Formen der Pflanzenzellen, die spiralig, vielkantig, stern-, spindel-, netz- und kettenförmig sind. Bei höheren Gefäßpflanzen bilden sich — in scharfe Spitzen auslaufende Zwillingskrystalle.

Die Zusammengesetztheit seines Organismus schließt jene allerdings problematische Unsterblichkeit aus, deren das einzellige Tier teilhaftig wird, das sich durch Teilung vermehrt.

Die Vielzelligkeit muß der Mensch mit seinem Leben bezahlen. Die Natur will es so. Sie verwaltet übrigens das Leben der Menschen ebenso objectiv und parteilos wie jenes der Bacterien. Einen Unterschied im Wesensrange der Beiden kennt sie nicht. Sonst würden nicht so viele Menschenleben von den kleinsten Organismen gepflückt werden. Die Typhusstäbchen wollen auch leben; man sieht es ihrer hastigen Eigenbewegung an, daß sie sich ihrer Existenz freuen.

Sie tummeln sich bald im Grundwasser, bald im Menschenblute. Wo sie einen Nährboden finden, dort lassen sie sich nieder. Das Vertilgen eines Menschenlebens ficht sie nicht an, wenn nur ihre Art erhalten wird.

Die Spirillen des Wechselfiebers sind gleichfalls lebenslustige Wesen, wie es ihre muntere Bewegung im Blute des Kranken beweist, der dafür umso trauriger wird, weil es ihm an's Leben geht.

Der Erreger der Cholera ist ebenfalls auf Ansiedlungen in Menschen angewiesen. Er muß ihnen aber auch dankbar dafür sein, daß sie ihr Gebrauchswasser immer aus denselben unreinen Lachen schöpfen.

Zu den Quälern der Menschen gehört auch der Strahlenpilz, der in ihren Körpern Quartier nimmt, um Fistelgänge zu bilden, um in's Herz, in Lungen, in das Eingeweide einzudringen und den Tod des Gastfreundes zu veranlassen.

Ist es vielleicht auch auf Rechnung der ausgleichenden Weltgerechtigkeit zu setzen, daß die Strahlenpilze gleichzeitig mit dem von ihnen zu Grunde gerichteten Menschen zu sein aufhören?

Der geniale Robert Mayer weist auf die Abhängigkeit des Menschenlebens von chemischen Zersetzungen und Entmischungen hin. Bringt man in die Säftemasse eines lebensrüstigen Mannes nur ein Gran fauliger Jauche, so gelingt es keinem Mittel, dem schnell tötenden Faulfieber Schranken zu setzen.

Man denke, ein Tropfen Jauche zwingt nach Annahme der Animisten den Geist, seine Unsterblichkeit sofort irgendwo anzutreten. Ist auch da der „Geist“ nicht von der Materie abhängig?

Sehr wichtig ist die Frage, wie sich die Natur zu der kostbaren Spende der Denkfähigkeit gestellt hat. Diese rasch und sicher zur Entwicklung zu bringen, war nie ihr Ehrgeiz. Wäre es anders, so gäbe es keine Religionen.

Daß es der Natur nicht um Entwicklung des Denkens zu thun war, beweisen all' die ausgestorbenen Tiergeschlechter, die über ein winziges Gehirn verfügten. Dieses reichte vollständig zum Futter- und Weibchensuchen aus. Mehr brauchten sie nicht. Millionen von Menschen kommen über diesen Lebenszweck auch nicht hinaus und strengen deshalb ihr Gehirn nicht viel an.

Die Natur förderte nie unmittelbar die Gesittung; sie gab die Vererbungen der Wahnseuchen, des Schlechten zu, entfesselte immer wieder die urtümlichen Raubtierinstincte der Menschen, regte Nächstenhaß häufiger als Nächstenliebe an und milderte nicht die rohen Impulse der Selbstsucht und des Größenwahns. Damit hemmte sie das Vorwärtskommen der Einsicht und die Glücksfähigkeit der trägen Menge.

Außer der Denkfähigkeit ist auch die Sprache eine kostbare Naturmitgift der Menschen. Wird sie aber hauptsächlich dazu verwendet, um Erbthorheiten zu erhalten, so hört sie auf, eine Wohlthat zu sein.

So viele Jahrtausende des Völkerdaseins sind verstrichen und immer gehen die Menschenherden an ihren Glückszielen stumpfsinnig vorüber. Immer noch herrscht der große Despot Wahn, dessen Geißel von der Sklavenmenge ehrfurchtsvoll geküßt wird.

Die Bemühungen der vernünftigen Minderheit um die Interessen des großen Heeres der Urteilsfaulen versprechen auf lange hinaus noch keinen Sieg. Die denkträge Menge steht auf derselben Linie mit anderen Tieren, die ebenfalls nur ihren Hunger und ihren Geschlechtstrieb befriedigen.

Ist es nun dieser Sachlage gegenüber bedauerlich, daß es so wenige Weltkörper gibt, auf denen sich denkfähige Organismen entwickeln können? Wo sie aufkämen, müßten sie zu Grunde gehen, einerlei, ob sie die Pflichten ihrer kosmischen Stellung erkennen oder nicht.

V. Wesen und Bedingungen des Lebens.

Woher das Leben kommt? Die Chemie gibt auf diese Frage Antwort. Sie hat bereits eine Reihe organischer Stoffe vom Harn bis zum Senföl und zur Ameisensäure erzeugt und vielleicht wird auch die Zeit kommen, wo das erste Protoplasma dem Bugglas des Chemikers entsteigen wird. Die lebende Materie hat sich in Zwischenstufen aus dem leblosen Stoff allgemach entwickelt.

Das Leben entstand durch Selbstentwicklung aus stofflichen Elementen. Mögen sich Zwielichtmenschen noch so sehr vor den materiellen Voraussetzungen des Lebens bekreuzen, noch so dummdreist den „Materialismus" schelten, die Geisthypothese wird ihnen über ihre Stofflichkeit nicht hinweghelfen.

Es gibt keinen chemischen Grundstoff, aus dem der Geist wie ein Stück ewigen Feuers hervorblitzte. Man braucht sich nicht darüber zu grämen, daß in menschlichen Körpern vierzehn verschiedene Grundstoffe, vom Sauerstoff bis zum Silicium und Eisen nebst 23 chemischen Verbindungen vom Ammoniak bis zum Sumpfgas und kohlensaueren Calcium stecken.

Man kann es auch ruhig tragen, daß Drüsen, Zellen, Nerven und Muskeln ohne alle unkörperliche Oberaufsicht in uns still ihre Arbeit verrichten. Ebenso gelassen kann man die Thatsache hinnehmen, daß sich jedes atmende und wachsende Wesen zu Tode lebt.

Auch der Tod sagt uns, was das Leben bedeutet. Ein gar so kostbares Gut ist es nicht, schon deshalb nicht, weil es eines Tages für immer abklingt. Einer jeden Reihe frischen blühenden Lebens steht eine Kette von Vernichtungen zur Seite. Ein ewiges Hinauf und Hinab. Jeder Entwicklung zum Leben folgt die

Die Unterbrechung der Fläche mit Zierlinien gab sich da fast wie ein ästhetisches Vorhaben.

Die Huftiere der älteren Tertiärzeit fielen ebenfalls durch ihre Häßlichkeit auf, so der Brontops mit seinen zwei Nasenhörnern.

Das Schreckhorn war auch ein häßliches Urtier, mit seinen zwei Spitzhörnern über den Augen und mit zwei Stumpfhörnern über den Ohren und mit abwärts gekehrten langen Keilzähnen.

Hat sich aus dem Häßlichen das Formanmuthige entwickeln sollen? Wen hätten sie auch durch Schönheit bestricken können? So etwa der Mammut-Elefant mit seinen nach auswärts gekrümmten 15 Fuß langen Stoßzähnen, die rechts und links die Freßconcurrenten bekämpfen konnten.

Daß die Urfauna jenseits von reizenden Formen stand, beweist außerdem der Kammsaurier, dessen hochgebogene Nase, kurzer Schwanz, weit zurückliegende Augen und gerippter Stachelkamm sich in weiter Entfernung vom Schönen hielten.

* * *

Die Flora und Fauna der Gegenwart zeigen gleichfalls ein wahres Schwelgen in Formbildungen. Die Mannigfaltigkeit derselben offenbart sich schon bei jenen Spaltpilzen, die den Tod in's Menschenblut tragen. Der Cholerabacillus sieht wie ein gebogenes, an beiden Enden stumpfes Keilchen aus, während der Bacillus anthracis geraden, punctbesäten Stäben gleicht. Wie die regelmäßig gegliederte Rinde des Siegelbaumes, den wir aus Steinkohlenflötzen kennen, sieht sich der Spaltpilz Sarcina ventriculi in 1800facher Vergrößerung an (Kerner von Marilaun). Es ist ein ganz netter Todeskeim, der die „unsterbliche" Menschenseele auslöscht.

Die Milzbrandbacillen haben die Form von Cylindern mit knotigen Abgrenzungen. Der Strahlenpilz, der bei Menschen und Tieren Eiterungsprocesse veranlaßt, besteht aus Kränzen von Kolben, die sich rund um einen Mittelpunct stellen. Ihr Daseinszweck ist: quälen und töten.

Der Gestaltungsdrang offenbart sich beredt auch bei Schwämmen, deren Kieselnadeln an Sterne und Anker gemahnen.

verzehrt, der Stickstoff verlangsamt den Verbrennungsproceß, hemmt und schützt. Beim Zusammentritt dieser vier chemischen Grundstoffe schimmert das Leben auf.

Daß das Leben nichts anderes als Chemismus ist, beweist auch der Eiweißstoff der Zellen, in denen durch Oxydirung Bewegung erzeugt und die Lebensthätigkeit ermöglicht wird. Eiweiß ist es also, nicht die Seele, wodurch das Leben aufzuckt. Ohne Eiweiß, Fette und Kohlehydrate kein Leben!

Wie die Grundstoffe der Organismen und der Minerale dieselben sind, so sind auch die chemischen Fundamente bei Tieren und Pflanzen die gleichen. Die Materie wird, man muß es wiederholen, von keiner Zauberhand am Leitseil gehalten, sie verwaltet sich selbst.

Ihre Eigenschaften kennen zu lernen, gehört zu den höchsten Zielen des Wissens, welches befreit, erhebt und sittigt.

* * *

Selbst Theologen können es nicht leugnen, daß der Sauerstoff die Betriebsmittel zum Leben liefere. Die chemischen und mechanischen Vorgänge im lebenden Körper würden ohne Luft aufhören.

Für den Seelenglauben ist es allerdings fatal, überall über die Materie stolpern zu müssen, die durch einen ungereimten Fantasiestreich vor Jahrtausenden schon als Gegensatz des Geistes bezeichnet wurde.

Altindische Spiritisten erkannten genau die Gefahren des Stoffes für ihre gehätschelte Annahme und logen alle Materie aus der Welt hinaus, indem sie dieselbe für eitel Schein erklärten.

Die Vorliebe für einen bequemen Irrtum war seit jeher bei Anhängern kindlichen Fehldenkens vorhanden.

Auch heute wird der Materialismus von Leuten beschimpft, die es nicht ahnen, daß ihre geärgerten Worte nur die Selbstverspottung ihrer Unwissenheit bedeuten. Sie würden nicht mit so viel Hoffart auf die besser Unterrichteten herabsehen, wüßten sie, daß der Mensch durchweg aus sehr billigen Chemikalien besteht.

Ein Durchschnittsmensch von 70 Kilogr. Gewicht enthält nämlich u. A. 115 Gramm Eisen und keine Spur von Edelmetallen. Der Rest der Chemikalien, die beim Ableben an die Natur abgeliefert werden, ist entsetzlich wohlfeil. Fehlen dem Ablebenden auch noch Einsicht und sittliche Anständigkeit, so geht kein beträchtlicher Wert mit ihm zu Grunde.

Nicht nur Sauerstoff und Eiweiß ermöglichen das Leben, auch Wasser, Wärme, Licht und Elektrizität liefern die Bedingungen desselben. Der Kreislauf des Wassers, der durch die Sonne bewirkt wird, zeigt die Umsetzung der Wärme in mechanische Kraft. Hinauf, herab! Ohne diese Wasserwege kein Pflanzen- und kein Tierleben. Ohne Sonnenlicht kein Lebensfeuer, das bald langsam, bald rasch verflackert.

Wo das Leben beginnt? Auf dem Meeresgrunde. Der Seeschlamm ist noch heute mit organischem Urschleim bedeckt. Diesem entsprießen die einfachsten Formen von Tieren und Pflanzen, von Wurzelfüßern und Diatomeen, welche sich mit unglaublicher Schnelligkeit vermehren.

In diesem Zellenstoff kann man den Anfang des Lebens begrüßen. Die Scheiben- und Napfsteinchen, welche im Tiefseeschlamm eingebettet sind, zeigen einen Reichtum der Formen, welche die bildnerische Fähigkeit des Stoffes in beredten Zügen weist.

Im Seeschlamm also sprudeln die ersten Quellen des Lebens und beginnen die Formbildungen. Dann wurde das Leben amfibisch ....

Wunderbare Siege des Forschens verzeichnet die Chemie, die den Zustand der Erde vor Jahrmillionen beleuchtet. Sie sagt uns, daß der Kohlenstoff in den frühesten Entwicklungszeiten der Erde noch nicht vorhanden war, weil er nur durch Zersetzung organischer Stoffe entsteht. Da nun Pflanzen ihre Lebensbedingnisse vom Kohlen-, Wasser-, Sauer- und Stickstoff beziehen und da in der ganzen Gruppe von ungeschichteten krystallinischen Gesteinen Kohlenstoff nicht zu finden ist, so kann behauptet werden, daß Pflanzen und Tiere nicht nacheinander, sondern gleichzeitig entstanden sind.

Die Pflanzen nehmen die Kohlensäure auf, welche die Tiere abgeben und diese empfangen den Sauerstoff, der Pflanzen entbehrlich ist. Pflanzen und Tiere ernähren sich wechselseitig und

das älteste Gestein, das Kohlenstoff enthält, kann man somit als Lager organischer Reste ansprechen. So den Graphit. Diamanten, in denen Algen nachgewiesen wurden, entstanden offenbar aus der Krystallisation einer Flüssigkeit, in welcher Kohlenstoff aufgelöst war.

* * *

Es wurde im Welthaushalte viel Zeit verschwendet. Wird von sentimentalen Naturforschern angenommen, organische Bildungen seien das Ziel der Erdendaseins, so wundert man sich, daß die Vorbereitungen dazu gar so lange dauerten, denn die Zeit der Abkühlung der Erde bis zu ihrer jetzigen Temperatur ist der Versicherung von Forschern zufolge nach Milliarden von Jahren zu berechnen.

Nach Versuchen Bischofs sollen 35 Millionen Jahre erforderlich gewesen sein, ehe die Erde sich von 2000° Wärme auf 500° abgekühlt habe. Und nun das organische Leben zur Entwicklung gelangt ist, soll es nach verhältnißmäßig kurzer Zeit wieder aufhören? Ein Pessimist könnte immerhin äußern, die Geschichte der Völker sei so reich an Frevelthaten, daß der Wunsch gerechtfertigt erscheine, die Abkühlung der Erde hätte nie zur Entwicklung organischen Lebens geführt.

Man sollte überhaupt nicht nach Zwecken der Organismen fragen. Nutzwecken gehen sie nicht nach, wenn sie auch der Mensch für seine Interessen ausbeutet. Selbst die Arterhaltung wird von der Natur nicht immer folgerecht durchgeführt, denn sie hat schon viele Tier- und Pflanzengattungen aussterben lassen.

Das Leben entsprudelt zwar dem Stoffe, allein es muß am Ende des Planetendaseins für immer weichen. Gäbe es einen persönlichen Weltingenieur, der das anordnet, was die Materie ausführt, man möchte nicht an seiner Stelle sein. Es müßte ihn die Zeit, in der alles Leben aushallt und wo alle Formen zerfallen, mit einer wahrhaft trostlosen Stimmung heimsuchen, selbst wenn er den Mummenschanz der Zwecklosigkeiten in der Welt von Neuem beginnen wollte.

* * *

Die Riesentiere der Kreidezeit dienten einem Vernunftzweck in keinem Falle. Schönheitsabsichten vertraten sie, wie schon bemerkt wurde, ebenfalls nicht. Die Mosasaurus-Arten streckten ihren Körper 30 Meter lang hin. Der hochbeinige, zu einer Höhe von 36 Metern aufragende Atlantosaurus war ein plumpes Ungetüm; die riesigen Iguanoden, deren Skelette der Verfasser im Brüssler Museum gesehen hat, reckten sich zu einer Höhe von sieben Metern empor; groß und unschön waren auch die Flugechsen mit der Flügelspannweite von sieben Metern. Diese Riesentiere gefielen selbst der Natur nicht und verdienten die Versteinerung.

Einleuchtender ist schon der Daseinszweck der Eiche im Naturhaushalte, denn sie ist das gastfreundliche Kosthaus für 119 Insectenarten. Und der Lebenszweck dieser Insecten? Die Leibeigenen der Eiche sollen sie sein und Ehen schließen, um Familien zu hinterlassen. Das ist ja auch der Hauptzweck des menschlichen Hierseins.

Den Daseinszweck der Schmarotzer in der Tierwelt kann man anständig kaum nennen. Vom Leben des Anderen sich nähren, wie rücksichtslos! Wenn das Männchen als Parasit sein eigenes Weibchen bewohnt und es als Nahrungstrog mißbraucht, so spricht sich darin eine grelle Mitleidlosigkeit aus.

Die Schmarotzer am gesellschaftlichen Körper der Menschen sind auch klägliche Erscheinungen. Und Parasiten sind alle jene Schichten der Bevölkerung, welche dieser das Lebensmark und die Glücksfähigkeit entziehen.

Wo diese Schmarotzer zu finden sind, weiß man. Eine Art derselben quält die Gesellschaft mit den Sorgen um das Nachdasein, wo es nichts zu suchen gibt. Eine andere Sorte entwendet den Staatsbürgern die Luft zum politischen Atmen und zur freien Bewegung auf Rechtsgebieten.

Ein drittes Parasitengeschlecht confiscirt im persönlichen Interesse alles, was dem Menschen wertvoll erscheinen muß. Daß hinter der Einrichtung des Schmarotzens kein kluger und gütiger Erdenverwalter gedacht werden kann, liegt wohl auf der Hand.

Erfreulicher als das Parasitendasein ist das Licht verbreitende Leben der Noctiluken. Man könnte sie einen poetischen Einfall der Natur nennen, wenn man diese persönlich denkt.

Bei den Noctiluken, kleinen Schleimbläschen, heißt leben — leuchten. Sie bedecken oft mit zolldickem Schleim das Meer. In jedem Körperchen der Noctiluka flackern tausende von kleinen Lichtpuncten. Der Sternenhimmel blinkt oben, das Meer unten. Dort große Feuerbälle, da winzige Flimmerwesen, von denen in einem Wassertropfen hunderte wohnen.

Es geben Kunde von ihrem Leben durch nächtliches Leuchten auch Infusorien, Glockenpolypen, Röhrenquallen, Medusen, Seesterne, Ringelwürmer, Rädertierchen und Feuerwalzen, die ihr weingelbes Licht schimmern lassen.

Da nach Du Bois-Reymond bei Zusammenziehung von Muskeln sich Elektrizität entwickelt, so mögen auch bei diesen Meerbewohnern elektrische Entladungen stattfinden. Mit dem Leben hört ihr Leuchten auf.

Doch Noctiluken, die sich durch Selbstteilung fortpflanzen, haben die Fortdauer des Meerleuchtens, eine Art Unsterblichkeit so zu sagen in der Hand. Jedenfalls sorgen sie durch ihre Existenz für einen Genuß der Menschen, von denen, wie man weiß, nur ausnahmsweise Licht ausgeht: Ideenlicht.

* * *

Bewundernswert ist bei Organismen die Fähigkeit des Variirens, der Abänderung der Merkmale, welche das Individuum von anderen unterscheiden. Man denke daran, daß es nicht zwei Menschen mit denselben Gesichtszügen gibt. In Äußerlichkeiten individualisirt die Natur; nur in der Entwickelung der Denkart gibt es so selten Unterschiede, deren man sich freuen könnte!

Das Erhalten des einmal Vorhandenen und Gewordenen durch Vererbung widerspricht zwar dem Naturgesetze des Individualisirens. Allein consequent wie ein logisch denkender Mensch braucht ja die Natur nicht zu sein.

Da das Schicksal der Erde mit Nutzzwecken nichts zu schaffen hat, so darf man sich darüber nicht wundern, daß sich Pflanzen auf dem Festland ungemein langsam entwickelt haben. Die Vegetation der Juraperiode besaß lederartige Formen und konnte Säugetiere nur kümmerlich ernähren.

Erst beim Aufkommen saftiger und zarter Blätter konnten Pflanzenfresser besser gedeihen und diese gewährten wieder den Fleischfressern unter den Tieren entsprechende Nahrung. Um das Fressen und Gefressenwerden drehte sich immer das Leben! Auch ein Zweck.

Freudenreich mag das Leben der riesigen Urtiere nicht gewesen sein. Die meisten von ihnen waren Märtyrer von Überflutungen, denen wir die Conservirung ihrer Reste verdanken. Viele von ihnen lebten im Wasser und auf dem Lande, um den Flutschwankungen standzuhalten. Sie wurden von der Natur mit Organen versehen, welche auf die Fähigkeit der Anbequemungen hinweisen.

Gleichwohl sind von 200000 Tierarten bereits 30000 ausgestorben. Daß sie nicht alle erhalten wurden, was liegt daran? Es genügt, wenn ihre Körper in verkieselter Form unsere Museen schmücken. Wird doch am Ende der Tage alles Leben von der Erde weggefegt werden.

* * *

Nun zurück zu den Gesetzen, Bedingungen und Voraussetzungen des Lebens. Der geniale Ernst Häckel, der so viel Licht in die Wissenschaft vom Leben gebracht hat, nennt dieses die Summe aller Bewegungserscheinungen am Organismus.

Die Stützen des Lebens sind also nicht etwa Seelen, die nach kirchenväterlicher Weisheit im vierten Monate der Mutterschaft in den Uterus springen, sondern Zellen. Kann man den Menschen einen Zellenstaat nennen, so braucht er darauf eben nicht stolz zu sein, denn solche Staaten sind alle anderen Tiere auch.

Um sich im Dasein zu behaupten, tritt als Hauptagent in der Zelle wieder der Hunger auf. Die lebende Gallerte besitzt auch im kleinsten Tropfen die Fähigkeit, in verschiedenen Richtungen hinzufließen, um Nahrungsmittel zu finden. Auch bei der Zelle gesellt sich zum Appetit der Fortpflanzungstrieb, der zweite Generalagent des Lebens.

Der Hunger ist zwar ein prosaischer, aber gleichwohl einflußreicher Lebensfactor. Er regt zuerst zum Handeln, zur Erwerbung von Nahrung an. Gemütvoll sind seine Methoden

nicht. Das stärkere Tier verschlingt gewissensruhig das schwächere, denn der Lebensdrang will es so.

Die Natur ist mit Jehova nicht einverstanden, der das Nichttöten verordnet hat. Sie gebietet: Tötet, um zu leben! Der Hunger macht das Tier zum Egoisten; die ganze Welt ist für den tierischen Selbstling nur deshalb da, um ihn zu ernähren; einen anderen Zweck hat sie für ihn nicht. Bei Pöbelmenschen ist es kaum anders.

Während der Selbsterhaltungstrieb, der sich nur um persönliche Anliegen dreht, zur Eigensucht führt, läßt der Drang der Arterhaltung die Entwicklung des Gemeinsinns zu, der auch Anderen Liebesdienste zuwendet. Es gibt Tiere, die selbst ihr Leben auf's Spiel setzen, wenn Artgenossen Gefahren drohen. Allzueifrigen Bemühungen um eigene Vorteile entkeimen oft Perversitäten; die Teilnahme jedoch an Interessen der Lebensgenossen löst Handlungen edlen Stils aus. Deshalb spielt in der Ethik die Sorge für sich und für andere eine maßgebende Rolle.

Nächst dem Verlangen nach Nahrung führt der Naturdrang zum Wachsen beim belebten Stoff eine wichtige Aufgabe durch. In jedem Ei steckt der Trieb zu wachsen und zum vollständigen Organismus fortzuschreiten. Das Wachstum selbst wird durch Wärme ermöglicht, ohne welche es kein Weiterschreiten zum Leben gäbe. Die Schnelligkeit und Formrichtigkeit, mit welcher die Lunge eines bebrüteten Huhnes innerhalb vier Tagen wächst, wird bewundert.

Beim Menschen sind wieder die chemischen Vorgänge in den einzelnen Zellengemeinden wunderbar, die ihre organischen Leistungen im gesunden Zustande so präcis verrichten.

Das Staunen über die Verrichtungen in der chemischen Werkstätte, die sich Menschenleib nennt, stockt jedoch, wenn sich diese Zellenrepublik abnützt und wenn sie zerfällt. Und doch ist das Austönen des Lebens ebenso naturnotwendig, wie das embryonale Wachstum, das die Pforte zum Leben aufschließt. Der Stoffwechsel in Organismen ist nichts anderes als ein fortwährendes Zurückhalten des Sterbens durch Aufnahme toter Materie, die in lebendige Substanz umgesetzt wird. Wie die Welt, so hat auch die Entwickelung der Organismen kein Ziel

der Vollkommenheit. Das Ende der Entwickelung ist der Zerfall beim Menschen ebenso gut wie beim Aufgußtierchen.

Es schreitet das Leben allerdings von einfachen zu complicirten Formen, von der Einzelligkeit zum Zellenstaate vor; allein ein Ziel der Vollkommenheit kennt es nicht. Alles ist nur ziellose Veränderung ohne Ende.

Der Drang, Organismen hervorzurufen, ist in der Natur stark verbreitet. Im Wasser, das sich aus Dünsten menschenerfüllter Räume niederschlägt, entwickeln sich lebende Kleinwesen, ebenso aus anderen Ausdünstungen gesunder Menschen.

Der Stoffwechsel ist mit dem Drange, organisches Leben zu schaffen und fortzuschaffen, eng verbunden. Der Anziehung und Abstoßung gleichartiger und ungleicher Teilchen, die das Wachstum bedingen, sind Grenzen gesteckt und beim Anlangen an diesen zerfällt das Leben der Organismen, beginnt die Rückkehr zu den anorganischen Grundstoffen. Diese Rückbildung ist allerdings auch nur Chemismus, allein er freut uns nicht, weil er das Ende bedeutet.

Doch Gefühle sollen bei der Betrachtung der Naturvorgänge nicht vorherrschen. Denkt man sich die Natur als Person, so darf man ihr ein gefühlvolles Herz nicht zusprechen, denn sie gewährt das Leben nur, um es zu knicken.

Ob es ein Vorzug ist, daß die Fähigkeit des **Empfindens** in der belebten Materie platznimmt? Nicht immer, denn das Empfinden von schmerzhaften Bedrängnissen, von denen lebende Wesen heimgesucht werden, läßt den Tod oft als Erlöser begrüßen.

Naive Psychologen erkennen in der Empfindung die erste Seelenspur und freuen sich darüber, daß schon Weichtiere mit ihren feinverästelten Fühlfäden der von außen kommenden Reize inne werden. Mit dem Empfinden sei das hohe Seelengut des Bewußtseins verbunden. Gewiß tritt mit Sinneseindrücken das Unterscheiden des eigenen Organismus von anderen Dingen, das Wissen um das Selbstsein oder das Bewußtsein auf; allein die Vorstellung vom eigenen Leib ist gerade kein kostbares Gut, schon deshalb nicht, weil sie der Schlaf zeitweilig, der Tod für immer unterdrückt.

* * *

Das Leben wäre ohne fortwährenden Stoffwechsel gar nicht möglich. Es ist ein unaufhörliches Zerfallen, Absetzen der Zerfallsproducte und Aufnahme neuer Stoffe zur Ernährung, bis diese beim Ableben aufhört. Der Natur bedeutet das Leben mechanische Bewegung und chemische Energie; uns ist es mehr, wenn wir das Dasein seiner ethischen Werte wegen schätzen.

Schade, daß unser Leben von Bacterien abhängt. Sie bringen den sicheren Tod, wenn sie von weißen Blutkörperchen, die im Blute und in Gewebelücken unseres Leibes träge herumkriechen, nicht gefressen und verdaut werden (Metschnikoff). Von diesen inneren Schmäusen hängt unser Dasein ab. Geistgläubige müssen gelassen die Thatsache hinnehmen, daß der Seele von Bazillen die Wohnung im Körper gekündigt wird.

Selbst Spiritisten müssen es zugeben, daß die Hauptdiener des Tierlebens Magen, Darm und Geschlechtsorgane sind. Der Magen ist die wichtige Werkstätte für den Stoffwechsel; diese Garküche hält das Leben aufrecht.

Von der Wichtigkeit dieser Organe überzeugen uns schon die Strahltiere der Urzeit, deren centrales Hauptorgan der Ernährung ebenso diente wie der Fortpflanzung. In der Mitte ihres Gefäßsystems befand sich ein Schlauch, welcher Mund, Magen, Darm und After zugleich war. Lebe, zeuge, stirb! Das ist der Imperativ für das Dasein der Tiere.

Wenn uns John Lubbock in Bild und Wort Spürborsten vorführt, mit denen Insecten gleichzeitig hören, sehen, schmecken und tasten, so erbaut uns diese Thatsache mehr, als mystische Ausführungen über das „Ding an sich".

Diese Thatsache zeigt, daß bei der Ausrüstung der Insecten mit Nerven keine pedantische Gleichmäßigkeit waltet. Es gibt Insecten mit Augen auf dem Rücken, mit Ohren in den Beinen und mit Musikinstrumenten auf den Körperseiten.

Aus der belebten, also zellenbildenden Materie heraus gestalten sich Organe, welche Auge und Ohr zugleich sind, die von Licht- und Schallwellen gleichmäßig erregt werden. Welche Mannigfaltigkeit herrscht nur beim Ausformen der Geschmacksnerven! Bei einigen Tieren haben sie die Gestalt von Melonen, bei anderen von flachen Scheiben. Fast zu viel Aufwand bei zartausgeführten Formen im Dienste eines kleinen Zwecks! Die

armen Tiere mit den wunderbar construirten Geschmacksnerven fressen ja immer nur dasselbe.

Könnte es überhaupt einen unsichtbaren Verwalter des Sichtbaren geben, so wäre an ihn die Frage gestattet: Wozu so viel Mühe um so wenig?

Ein Naturforscher beteuert, daß der Schweif der Eidechsen nur deshalb leicht abbreche, weil sich der hungrige Verfolger mit einem Bruchstück desselben begnügen könne und weil der Schweif dann wieder nachwachse.

Dieser Forscher gibt sich so, als ob er dem lieben Gott beim Construiren von Eidechsenschwänzen in die Karten gesehen hätte. Es ist auch Theologenart, dem „Schöpfer" neugierig über die Schultern zu blicken, wenn sie über dessen Pläne Auskunft geben.

Welche Rücksicht für Insecten! Einige derselben sind mit 200 Augen versehen; wenn eines beschädigt wird, so sieht das andere. Auch gibt es Insecten mit 4000 bis 25000 Augenfacetten. Sieht man das schöne Gesicht eines jungen Mädchens mit lichtlosen Augen, die hilflos umherstarren, so gedenkt man mit Neid der hunderte von Insectenaugen, die nichts anderes zu sehen brauchen als Futter und einen zu begattenden Artgenossen. Wie grausam zerrüttet ist aber das Leben eines blinden Menschen! Wozu mehr Aufmerksamkeiten für Insecten als für Menschen? Nur deshalb, weil Insecten in ihren Lebensansprüchen bescheidener sind, als wir?

Von den Wandlungen im Insectendasein wird ein Stück Urgeschichte des organischen Lebens geschildert. So weist der Larvenzustand auf den früheren Urzustand der Insecten hin, die ursprünglich niedere Gliedertiere waren und beim Verlassen des Wassers neue Organe erhalten hatten. Die Larve lebt in ihrem beinlosen Zustande lange; das aus ihr hervorgehende Insect jedoch kurz, oft nur wenige Stunden.

Das Insect macht Hochzeit, ist eine Stunde glücklich und stirbt dann. Das Ziel des Lebens, die Fortpflanzung, ist erreicht. Wer das zwecklos findet, stelle sich die Frage, ob diese Zwecklosigkeit nicht stilvoller und vornehmer ist, als Nutzzwecke, nach denen die triviale menschliche Selbstsucht langen möchte.

* * *

Kindlich war jener Dünkel, welcher in der Erde den Mittelpunct der Welt und im Menschen den Hochpunct irdischer Existenzen schätzte. Die Natur stellt jedoch die Daseinsziele von Pflanzen und Tieren auf dieselbe Wertlinie. Nur in deren Ernährung läßt sie einen Unterschied gelten. Die Pflanzen holen sich ihre Nährstoffe aus der Luft und aus dem Erdboden, während Tiere organischer Verbindungen für ihre Ernährung bedürfen.

Beachtenswert ist es, daß sich der Drang, Organismen zu bilden, auch in der Umsetzung pflanzlicher Stoffe in tierische äußert. Es zeigt sich dies u. A. beim Marke weicher grüner Pflanzen. Dieses besteht nur aus Zellen und aus Molecularkörnungen. Stirbt die Pflanze durch Frost ab, so ist das Mark nach kurzer Zeit mit unzähligen Bacterien angefüllt, wobei der Zutritt der Lebenskeime von außen unmöglich ist.

Das Leben entquillt auch da chemischen Vorgängen, die bei pflanzlichen und tierischen Organismen dieselben Grundstoffe in Bewegung setzen.

Da die Thätigkeit des Gehirns seit dem Urbeginn menschlicher Gemeinschaften vor allem im Dienste des Selbst- und Arterhaltungstriebes stand, so begreift es sich, daß das Denken sich ethischen Interessen erst später zuwandte und daß die Cultur in einem entsetzlich langsamen Zeitmaß sich nach vorwärts bewegte, wenn es die Naturgebundenheit der Volksstämme überhaupt erlaubt hat.

Das rasche Fortschreiten zur Besitznahme von Erkenntnißwerten stand nicht im Programme der Naturziele. So konnte es kommen, daß die Religionsfantastik üppig aufschießen und das Vernunftdenken verfolgen durfte.

Leute, die vom Glauben leben, erkannten genau im Wissen um Welt und Natur ihren gefährlichsten Feind. Ihnen zur Seite stehen die auf die Unsterblichkeit der Seelen Eingeschworenen. Sind sie Dichter, so arbeiten sie Charaktere ihrer Romane oder Dramen fein „psychologisch“ aus; sind sie mattherzige Hochschullehrer, die literarischen Sport treiben, so geben sie Seelenkunden heraus, wenn ihnen auch die Hauptsache dazu fehlt: die Seele.

Höchst unbequem werden ihnen unerbittliche Forscher, wie der gelehrte Paul Flechsig, der die Sinnes- und Denkherde im

menschlichen Gehirn genau beschreibt und unwiderleglich nachweist, daß der Denkvorgang sich nur auf mechanischem Wege vollziehe.

Freunde der Rückständigkeit weisen jede Belehrung zurück, die man ihnen über die elektrischen Beziehungen von Nerven und Muskeln erteilt. Sie schütteln ungläubig den Kopf, wenn man ihnen klarlegt, daß es eigentlich ein elektrischer Proceß ist, wenn bei einem Willensentschlusse körperliche Bewegungen ausgelöst werden.

Die Ewiggestrigen müssen sich aber gleichwohl an den Gedanken gewöhnen, daß der Mensch nur ein stofflicher Apparat zum Verdauen und Denken, daß er ein Leibeigener der Materie ist.

Es gibt Gelehrte, welche die durch naturwissenschaftliche Kenntnisse erworbene Einsicht bespötteln, statt sich ihrer Unbelehrtheit zu schämen. Einer derselben, der als Religionsfilosof in Zwielichtkreisen verehrt wird, entschuldigt sich bei diesen, wenn ihm ein Volksstamm aufstößt, der des Glaubens an einen Gott ledig, gleichwohl heiter durch's Leben geht.

Derselbe naturwissenschaftlich Unbelehrte versichert nachdrucksvoll, daß nur der Mensch mit Verstand begabt sei und daß er allein unter allen Wirbeltieren singen könne. Darüber lacht nun der singende Gibbon oder Siamang, der die chromatische Tonleiter in klangvollen halben Tönen eine Octave hinauf zu Gehör bringt (Ernst Häckel).

Wir alle sollten unsere Ahnen und Lebensgenossen doch näher kennen lernen. Die Vorurteile des Adels sind deshalb so bemitleidenswert, weil die braven Voreltern von uns allen samt und sonders auf Bäumen herumgeklettert sind. Das können wir, ihre Enkelkinder, nicht mehr. Es ist dies besonders bei unfähigen gräflichen Ministern zu bedauern, die von schlechterzogenen Monarchen zu Staatslenkern ernannt werden.

Auch Fürstlichkeiten könnten ihren Dünkel meistern, wenn sie ihre Ahnenreihe überblickten, die jetzt von den eozänen Halbaffen bis zum Menschen hinauf in der Tertiärzeit lückenlos vorliegt.

Die Reste von Körperteilen, die unseren Voreltern treffliche Dienste geleistet hatten, sind für uns Menschentiere zwar gänzlich

unnütz, ja sogar mitunter gefährlich, allein dem Souverän: Stoff bleibt dies gleichgiltig; er zeigt, daß er ein gutes Gedächtniß besitzt und daß er die Urkunden unserer Abstammung treu zu bewahren weiß.

Diese entwickelungsgeschichtlichen Archivstücke strafen alle die Religionssagen vom Ursprung des Lebens im Allgemeinen und des Menschen im Besonderen Lügen. Nur Thoren verehren sie noch als Vermächtnisse der heiligen Unwissenheit.

Ob es je einen Papst gegeben hat, der an dem Haarkleide seines Körpers die Verwandtschaft mit Affen erkannte oder durch seine Brustwarzen und Milchdrüsen an jene Zeiten erinnert wurde, wo seine Ahnen an der Seite des Weibchens die Jungen mit Milch geletzt haben?

Den Vertreter der trotzigen Unwissenheit im Vatican müßte es auch interessiren, zu erfahren, daß ihm selbst im Mutterleib ein Schwänzchen als Wappenarabeske am Wirbel angewachsen war und daß die kleine halbmondförmige Falte im inneren Augenwinkel der letzte Überrest der Nickhaut des dritten Augenlides beim Haifisch ist (Ernst Häckel). Die Raub- und Habgier des Haifisches ist manchem Papste neben dieser Nickhaut als Erbstück geblieben.

Der Stellvertreter Gottes auf Erden müßte erschauern, wenn ihm die oft und kräftig verfluchte Naturwissenschaft nachwiese, von welcher Tierklasse er das Nerven-, Muskel- und Gefäßsystem geerbt und von welchem Ursäugetier er die ruchlosen Geschlechtsorgane überkommen hat, mit denen so viel „gesündigt" wird.

Noch mehr würde Se. Heiligkeit der Hausherr im Vatican verwundert sein, wenn er erführe, daß der Stammplatz seiner Selbstüberschätzung die Eitelkeit der Affen ist. Er könnte sich nur damit trösten, daß diese äffische Eitelkeit ein gemeinsames Erbstück der Menschen ist, von welchem Prälegate besonders Könige, Adels-, Kanzlei- und Kathederleute, Offiziere, Prälaten und schale Titelträger viel profitirt haben.

Selbst für Aufrechterhaltung des Familienfriedens ist die nähere Bekanntschaft mit Naturthatsachen von großem Werte. Wenn blonde Eltern ein Kind mit einem dunkelbraunen oder schwarzen Wollpelze bekommen, so sind sie über diesen scheinbaren Beweis ehebrecherischer Treulosigkeit entsetzt. Sie wären es nicht,

wüßten sie, daß der dunkle Wollpelz nur die Visitkarte eines langhaarigen Affen ist, der vormals auf einem Aste unseres Stammbaumes über die Rätsel des Lebens nachgedacht hat.

Die Ursachen weiblicher Schönheit findet man auch nur in weit abliegender Zeit. Die geringe Behaarung der Frauenkörper danken wir dem Schönheitssinn eines anthropoiden Affenmännchens, welcher bei der Brautschau dem am wenigsten behaarten Affenfräulein den Vorzug gab, während sich dieses am liebsten den Hof von jenen Affenjünglingen machen ließ, die einen üppigen Bartwuchs und ein reiches Kopfhaar aufweisen konnten. Wir tragen sehr alte Erbstücke mit uns herum, deren Natur uns Bescheidenheit lehren sollte.

* *
*

Daß Wissen nur sittigend wirken kann, beweist auch die Stammesgeschichte der Menschen, deren Grundzüge von Ernst Häckel so genial festgelegt wurden.

Der materielle Anfang des Menschen, das Eindringen der Samenfäden in die weibliche Eizelle schützt uns vor animistischen Querköpfigkeiten. Daß den chemischen Grundstoffen der Samen- und Eizelle die Erbschaft der elterlichen Eigenschaften eingeprägt ist, beweist wiederum das wunderbare Gedächtniß der Materie, das auf den Embryo übergeht. Dieser erzählt unsere Ahnengeschichte, die bei einzelligen Wesen beginnt. Dieser dürftige Menschenanfang sollte den Eigendünkel charakterschaler Leute niederhalten.

Im sechsten Monate seines embryonalen Daseins ist jedes Königs- und Holzknechtskind von derselben wolligen Behaarung bedeckt, das ein Andenken an ihre tierischen Vorfahren ist. Leider werden die Urkunden unserer Stammes- und Keimesgeschichte von den Überflüssigen der Gesellschaft nicht gelesen*).

---

*) Es müßte eigentlich die Parasiten der Gesellschaft interessiren, Näheres über die Reihenfolge ihrer tierischen Ahnen zu erfahren. Wie anmutend ist es doch zu vernehmen, daß der menschliche Keimling in der dritten oder vierten Woche der Entwicklung den Embryonen eines Hundes, Affen, Pferdes und Rindes ähnlich sehe. Der bohnenförmige Körper des Kindes hat in diesem Alter hinten einen Schwanz und an den Seiten zwei Paar Ruderflossen, die mit Fischflossen formverwandt sind. Beim menschlichen Embryo

Die Hausregeln des Lebens könnten auch bei jenen herzlosen Leuten erziehlich wirken, von denen die gesellschaftlich Untergeordneten gequält werden. Die Anmaßenden und Herrschsüchtigen sollten sich vor Augen halten, daß sie vor demselben Endpuncte der mechanischen Lebensarbeit stehen werden, wie die Glücklosen und Gequälten. Dasselbe Los der Lebensvernichtung sollte sie mild und versöhnlich stimmen und sie jenem duldsamen Wohlwollen und jener Menschlichkeit näher bringen, die das Dasein seiner selbst wert macht.

Da alles in der Welt nach mechanischen und nicht nach zweckthätigen Ursachen geschieht, so ist es verständlich, daß im menschlichen Sinne vernünftig zu wirtschaften oder gar dem Menschen gefällig zu sein, die Natur nicht verpflichtet sein kann. Sie bewilligt zwar im Interesse der Arterhaltung Zeugungswonnen, die aber durch die Schmerzen nicht wettgemacht werden, die sie fast für jeden Organismus bereithält.

Es gibt Naturforscher, die eine kluge Nutzpolitik überall in der Natur aufspüren. So loben sie es, daß fleischverzehrende Tiere dem allzugroßen Appetit der Gras-, Wurzel- und Früchtefresser unter den nagenden Säugetieren ein Ziel setzen. Diese würden sich, ungefressen, bis zur gänzlichen Erschöpfung ihrer Nährpflanzen vermehren (Saporta).

Da halte der Hunger der Fleischliebhaber dem Appetit der Pflanzenfreunde die Wage, was die zielbewußte Schlauheit der Naturvorsehung angeblich beweise.

Leider ist die Natur weder gütig noch listig im menschlichen Sinne. Daß „Geist" in ihr nicht herrscht, wie manche Filosofen behaupten, beweist ihr rücksichtsloses Wirtschaften. Wenn Elemente grollen, so werden Bacterien davon weniger arg heimgesucht als Menschen.

Bei vulkanischen Ausbrüchen hört die Sorge um die Arterhaltung auf; geschmolzene Gesteinsmassen rollen rotglühend oft in einer Höhe von zehn Metern über die Hänge des rebellischen

---

kann man außerdem die Entwicklungsformen der Nervensysteme verfolgen, wie sie in verschiedenen Tiergruppen auftreten. Der Formenwechsel des menschlichen Keimlings hält, indem er auf die Reihenfolge der Grundgestalten des Lebens im Tierreiche hinweist, einen vernichtenden Vortrag über das, was man Geist nennt.

Berges hinab und vernichten alles Pflanzen- und Tierleben, das ihre Wege kreuzt.

Der Vesuv hat 1631 in seinen Gluten vierhundert Pilger vergraben, die gerade an Gottes Güte appellirten. Was weiß der Vesuv von Gottes Liebenswürdigkeit; er folgt fysischen Zwangsgesetzen und diese kümmern sich mit nichten um menschliche Interessen. Die Lava flutete in's Meer und eine Unmenge gekochter Fische bedeckte die Wasserfläche. Mutter Natur wollte zeigen, daß ihr an Fischen ebenso wenig liege wie an Menschen.

Daß die Natur den Selbsterhaltungsdrang an's Leben schloß, war grausam. Sie würgt uns aus dem Leben hinaus, auch wenn wir es nicht verlassen wollen. Was liegt an dem Ableben von Marktmenschen, die für's gemeine Wohl nichts leisten. Sie können sich damit trösten, daß sie in ihren Kindern weiter leben.

Doch schöpferisch angelegte Elitemenschen, die ihrem Dasein einen edlen Inhalt zu geben verstehen, möchten im Vollbesitze ihrer Rüstigkeit wenigstens so lange leben wie die Eibe oder wie die Libanonceder. Sie möchten weiter gegen die Festungen der Unwissenheit anstürmen.

Zum Glück stehen diese doch nicht so fest, wie das Grundgesetz von der Erhaltung des Stoffes und wie die Weltregel von der Aufrechthaltung der Kraft. Hängt es nicht von uns ab, wann diese Zwingburgen in Trümmer sinken sollen?

VI. Lieben und Leben.

Lieben und Leben sind mit einander so versippt wie die Art- und Selbsterhaltung. Sie verbunden zu haben, gehört zu den klugen Einrichtungen der Natur. Die wichtigsten Organe stehen deshalb im Dienste jener Macht, welche das Leben aufrechthält.

Dem Magen als Oberherrscher im Organismus steht der Apparat für Arterhaltung besonders einflußreich zur Seite. In letzter Linie erst steht die Thätigkeit des Gehirns, die zumal bei Volksstämmen des Naturzustandes vornehmlich den Unterleibsinteressen gewidmet blieb.

Die ersten Denkspuren bezogen sich seit jeher auf die Ernährung und Fortpflanzung. Um das richtige Denken kümmerten sich nur Menschen der Auslese, die Herdenmenge nie.

Tieren war das Leben nie etwas anderes als eine Hunger- und Geschlechtsfrage; bei Durchschnittsmenschen bewegen sich die Achsen der Lebensverrichtungen auch nur um den Unterleib. Der Kopf ist nur ein Diener dieses weichen Körperteils. Nur Vorzugsmenschen erheben sich über Bauchprobleme.

Dem Verlangen nach Erhaltung des Geschlechtes liegt eine erhebliche Nervenlust zu Grunde und diese ist es, deren platonisches Vorwort sich reine Liebe nennt. Der Natur liegt aber nichts an platonischen Heucheleien und sie ließ im Interesse der Zeugungsfähigkeit mit der Geschiedenheit der Geschlechter bei Tieren Nerven auftreten. Diese stellen sich nun in den aufrichtigen Dienst der Arterhaltung.

Die Natur ladet nicht nur durch Nervenwonne sondern auch durch ästhetische Lockungen zum geschlechtlichen Verkehr ein. Die Männchen suchen durch Kraft und Schönheit, durch

Gesang und Musik den Weibchen zu gefallen. Selbst das Bockkäferweibchen geigt mit seinen gezähnelten Leisten, wenn es ein Männchen anlocken will.

Vocal- und Instrumentalmusik ist also im Tierreich nur ein Lockmittel für die sexuelle Vereinigung. Die Gattung soll erhalten werden, wenn auch am Ende der Erdentage aus allem nichts wird.

Die Elternliebe und die Sorge für die Nachkommenschaft ist auch eine Naturmitgift im Interesse der Lebensfortsetzung. Menschliche Eltern, welche ihre Kinder mißhandeln und deren Erziehung vernachlässigen, sind nicht einmal so viel wert, als Ameisen, Bienen und Wespen, welche ihr Dasein mit der Sorge für das Fortkommen der Larven ausfüllen.

Tiere geben sich übrigens bei Ernährungs- und Zeugungsfragen nicht immer rücksichtsvoll. Der Kampf um's Dasein ist bei ihnen mit dem Kampf um's Weibchen zuweilen innig verbunden.

Die Fortpflanzung scheint ihnen oft mehr wert zu sein, als die Sättigung; die Fortsetzung des Geschlechtes steht ihnen höher, als die Erhaltung des eigenen Daseins; die Ziele des Liebens überragen jene des Lebens.

Das Wesen geschlechtlicher Anziehungen kennen zu lernen und unbefangen zu prüfen, ist in mehr als einer Beziehung wichtig. Werfen wir zuerst einen Blick auf Vermählungen im Pflanzenreiche.

Die Blüthen mit ihrer Farbenpracht sind, wie man weiß, nichts anderes als poetisch anmutende Hüllen der pflanzlichen Geschlechtsorgane, sind duftige Liebesstuben, in denen für die Erhaltung der Pflanzenarten in zarter Weise gesorgt wird.

Gewöhnlich ist der Wind der vermählende Priester, der den Blüthenstaub der Narbe einverleibt. Am erfolgreichsten ist die Verbindung der pflanzlichen Geschlechtsorgane, wenn sich ein Insect in's Mittel legt. Den copulirenden Insecten wird angeblich durch auffallende Farbenringe der Blüthen der Weg zum Honig gewiesen.

Andere gottergebene Botaniker behaupten, daß durch eine besondere Tendenzlist der Vorsehung die Blumenkelche eine zweckmäßige Form erhalten, damit der Regen den Honig nicht ver-

derbe und die Insecten den süßen Saft rein und unverdorben genießen können.

Mit solchen Kleinigkeiten lassen fromme Naturschnüffler den lieben Gott die Zeit vergeuden! Sie glauben gegen ihn äußerst artig zu sein, während sie ihn nur blosstellen, wie es die Theologie überhaupt thut. Der Buschmann, der in einer Locomotive einen laufenden Elefanten sieht, ist ebenso gescheit wie diese gegen Gott so höflichen Naturberiecher.

Da die Vermählung das höchste Fest im Leben der Tiere bedeutet, so ist all' der ästhetische Aufwand begreiflich, der ihrer Trauung vorangeht. Die Heiratslustigen suchen alle Sinne zu reizen und zu bestricken, dilettiren in allerhand Kunstrichtungen, selbst im Tanze, kehren ihre persönlichen Vorzüge selbstgefällig heraus und durchkosten alle Vorseligkeiten der Ehe.

Es gibt Insecten, welche bei der Werbung um die höchste Gunst des Weibchens einen scharfen Wohlgeruch um sich verbreiten, der Begierden wecken soll. Fliegen und Käfer besitzen Duftorgane und danken dies einer poetischen Naturlaune. Defectmenschen thun es ihnen nach, indem sie sich auf Wegen der Minne mit Duftessenzen besprengen.

Tiere bemühen sich in jeder Weise, im Interesse der Verheiratung die Aufmerksamkeit des anderen Geschlechtes auf sich zu lenken. Die sonst schweigsamen Fische knurren und brüllen, wenn sie sich vermählen wollen.

Vogelmännchen wollen durch Ausspreizen von Flügeln und Schwanz, durch Gesang und Tänze in der Luft und auf der Erdfläche das Weibchen für sich gewinnen. Dieses thut oft spröde, um das Vergnügen einer längeren Bewerbung zu genießen. Beide Teile sind kokett.

Nur auf der untersten Stufe des tierischen Unverstandes wird der Ehebund ohne festliche Ceremonien geschlossen. Huldigungen und ästhetisch angehauchte Werbungen entfallen.

Einige Vögel bitten in zärtlichen Tönen um Liebe, prunken mit ihren Fertigkeiten und zeigen selbst in Scheingefechten ihren Mut und ihr Kampfgeschick. Sie wollen dem Weibchen beweisen, daß sie Ungewöhnliches bedeuten.

Einige reizen durch festes Anschmiegen und durch Nestelung an dem Federschopf des Weibchens dessen Begierden. An die

Balladenpointe: Sie starben beide, weil sie sich gar zu gern hatten — erinnern jene Insecten, welche nach der Paarung zu Grunde gehen. Wozu noch leben, wenn das Beste im Dasein ausgekostet ist? Das Geschlecht ist erhalten, der Zweck des persönlichen Lebens erfüllt. Fort damit! (Vergl. mit dem nächsten Abschnitt).

Es gibt auch Märtyrer der Arterhaltung, Insecten nämlich, welche auf ihren Eiern sitzen, bis sie sterben. Die den Eiern entstiegenen Jungen fressen dann aus Dank für ihr Dasein die tote Mutter auf.

Wenn sich um die Äußerungen der Liebe ästhetische Elemente stellen, so kann man dies als eine helle Seite der Bemühungen für die Arterhaltung begrüßen. Leider führen geschlechtliche Anreizungen auch zu Perversitäten, in denen der Mensch wieder die Palme davonträgt.

Ein elender Wollustkitzel ist es, der allzureizbare Genußthoren unter den Tieren zu seltsamen Formen der Umarmung verführt. Frösche klammern sich an Karpfen, Wachteln an tote Vögel und Menschen an alles Mögliche. Der Mann empfindet eine sexuelle Freude am Quälen der Geliebten und mischt in aberwitzigem Übermut Lust mit Pein.

Ein leichter Grad der Lusttollheit ist es, wenn beim Küssen die geliebte Person gebissen wird. Man denke an jene Wikingerfrauen, welche ihre Männer auf dem Schlachtfelde nur an den Narben erkannt haben, die ihnen bei Umarmungen von ihren Bissen geblieben sind.

Auch jener Zweig der Krankheitslehre, welcher den unwissenschaftlichen Namen: „Psychopathia sexualis“ führt, macht uns mit abscheulichen Ausartungen im Bethätigen des Geschlechtstriebes bekannt.

Die Natur hat gegen solche Entartungen gar nichts einzuwenden, während sie das Strafgesetz, deren krankhaftes Wesen arg verkennend, brutal bestraft.

Die Vorrechte im Liebesgenuße, die sich auf überlegene Stärke stützen, sollen für die Zuchtwahl vorteilhaft sein. Gewiß ist es so. Allein das eifersüchtige Männchen denkt nicht an die Trefflichkeit der Nachzucht; es gönnt in seiner Selbstgier nur anderen nicht, was es allein genießen will. Auch da wird vom Geschlechtstrieb das Perverse gefördert.

Eine ganze Reihe von Männchen bedeckt oft bei Liebeskämpfen die Wahlstätte, was die Naturabsicht der Zeugung durchkreuzt. Da tritt die selbstsüchtige Genußgier in Widerstreit mit dem Anliegen der Arterhaltung. Auch da verführt der Geschlechtssinn zu Thorheiten und Ruchlosigkeiten. Während der Hirschkämpfe kommt übrigens die lachende Spießerjugend und begattet die Kühe, indem sie von der günstigen Gelegenheit den Nutzen abpflückt.

Alte Lachse eifern nur mit kräftigen Nebenbuhlern, während sie es zugeben, daß von Lachsjünglingen die Eier des Weibchens besamt werden. Ist das nicht eine Verhöhnung der Zuchtwahl?

Consequenz darf man übrigens bei Verrichtungen im Interesse der Artfortpflanzung nicht suchen. Daß der Trieb der Arterhaltung grausame Ausschreitungen zuläßt, beweisen jene Tiere, die ihre Jungen gierig auffressen sowie jene Weibchen, welche das Leben der Männchen vor und nach der Begattung bedrohen. Die Freßgier ist bei ihnen größer als die Liebe. Grausam sind auch Bienen gegen Drohnen, die Erhalter ihres Geschlechtes. Sie drehen ihnen, wie Augenzeugen dem Verfasser mitteilten, die Flügel ab, um ihre Flugfähigkeit zu hemmen und ihrer Ernährung ein Ziel zu setzen. Gäbe es einen Codex für Tiermoral, so stände darin diese Form der Hinrichtung als Verbrechen verzeichnet.

Menschliche Laster wie Leichtsinn und Treulosigkeit findet man leider auch unter Tieren. Nachsichtig darf man noch Vogelweibchen beurteilen, die sich nach dem Tode des Gatten rasch trösten, da ihr Geschlechtswert von Männchen sofort geschätzt wird.

Darwin erzählt Fälle, in denen sich ein verwitwetes Vogelweibchen dreimal im Tage durch einen neuen Gatten zu trösten wußte. Es gibt leider auch Vogelfrauen, die sich grundsätzlich der Vielmännerei schuldig machen. Dieser menschliche Zug trübt entschieden den guten Ruf der Tierchen.

Es kommen im Vogelreiche außerdem leichtsinnige Lebemänner vor, welche sich während des Brütens des Weibchens anderwärts geschlechtlich vergnügen. Doch findet man zum Troste bei Vögeln auch treue, bis zum Tode ausharrende Liebe.

Die Gatten folgen einander in die Gefangenschaft und stirbt der Eine, so hat für den anderen das Leben keinen Reiz mehr und er stirbt nach. Das ist Heroismus der Liebe, der ebenso rühren kann als opferwillige Mutterliebe, die ja mit dem Naturgebot der Artfortsetzung innig zusammenhängt.

Liebe und Leben sind bei einigen Insecten eigenartig versippt. Sie leben nur wenige Stunden, wie die Eintagsfliegen; — nachdem sie gefräßigen Larven entstiegen sind, halten sie Hochzeit, verkosten die Wonne der Geschlechtlichkeit und sterben. Nach der Eierablage verklingt ihr kurzes Dasein. Bei vielen Insecten folgt der Umarmung des Weibchens der Tod des Männchens und nach der Ausscheidung der Eier das Ableben des Weibchens. Lieben und sterben!

Eigentlich ist es eine klägliche Arterhaltungs- und Lebenspolitik, wenn das Männchen nach der Begattung, das Weibchen nach der Eierablage stirbt. Sie können gehen, weil sie für die Nachkommenschaft gesorgt haben. Sonst hatte ihr Dasein keinen Zweck.

* * *

Daß der Natur an der Fortsetzung des Lebens viel liegt, zeigen die mannigfachen Methoden der Fortpflanzung. Bei der Knospung sprießt ein neues Tier aus dem älteren hervor. Bei der Teilung zerfällt ein Individuum in zwei oder mehrere Tierpersonen, während die Schwärmsprößlinge die Wandung des Muttertieres durchbrechen.

Wenn sich eine Zelle in zwei oder mehrere Zellen spaltet, so gibt sie sich selbst auf, um das Leben ihres Geschlechtes fortzusetzen. Oder es schließt sich die Keimzelle an die Mutterzelle, Knospe an Knospe, und der Zellenstaat wächst.

Beachtenswert ist es, daß ein Merkmal des Lebens, die Bewegung, auch den niedrigsten Seepflanzen nicht mangelt. Die Zoosporen sind ein schwimmender Geschlechtstrieb; mit Hilfe von Wimpern bewegen sie sich nach ihrem Austritt aus der Mutterzelle frei und setzen sich auf dem Grunde des Wassers fest, um eine neue Alge entstehen zu lassen.

Die Natur ist eben keine Pedantin und erlaubt Absprünge von selbstgegebenen Regeln, indem sie im Pflanzenreiche

Vorgänge auftauchen läßt, die an tierische Gepflogenheiten gemahnen.

Auch bei der Vaucheria clavata, einer Pflanze, die auf dem Grunde von seichten und raschfließenden Gewässern fortkommt, lösen sich Schwärmsporen ab, die sich wie Aufgußtierchen mittels Wimpern weiter bewegen, bis sie ruhig Wurzel schlagen und Schläuche ansetzen. Diesen entwinden sich abermals Schwärmsporen, um sich durchs Wasser vorsichtig hin und her zu wälzen, bis sie wieder festen Fuß fassen und damit vom Tier zur Pflanze zurückkehren.

Es gibt eben keine unzerstörbaren Grenzwälle zwischen dem Tier- und Pflanzenreiche. Die selbstherrliche Materie wählt frei ihre Wege und hält sich nicht an starre Vorschriften.

Polypen braucht man nur zu zerschneiden, um aus jedem Stück ein neues Tier hervorwachsen zu sehen. Eine ähnliche Nachbildungsfähigkeit wäre für Despoten gefährlich gewesen, die so gerne vernünftige Köpfe abschnitten. Das Nachwachsen dieser Köpfe wäre für Verbrecher auf dem Throne bedenklich geworden.

Schwämme haben es übrigens besser als Menschen bei der Zeugung. Die menschliche Art der Fortpflanzung ist ein schwer zu tragendes Geschick, das über eine Form nicht hinausgeht. Das Eierlegen wäre Frauen lieber als das lange beschwerliche Herumtragen der Consequenz einer Kosestunde.

Schwämme sind da bevorzugt. Ihre Nachkommenschaft hängt von Brutknospen oder von stecknadelförmigen Samenkörperchen ab, die den Mutterschwamm als Schwärmsporen umspielen, um sich festzusetzen und zu neuen Tieren zu gestalten.

Den Nesseltieren steht es bei der Frage der Artfortsetzung ebenfalls frei, sich entweder für die Teilung, Knospung oder für die geschlechtliche Zeugung zu entscheiden. Auch ein Vorzug vor den Menschen!

Die Verbindung zweier Herzen führt beim Menschen zur Vereinigung zweier Zellen, aus denen ein neues Menschenleben auftaucht. Man lese doch in E. Häckels trefflichen Schriften Näheres über die Menschwerdung nach, um vom Seelenglauben zu genesen. In den chemisch bestimmbaren Stoffen, die sich im weiblichen Ei und in der fadenförmigen Samenzelle zusammenfinden, ist das Wesen des zukünftigen Menschen eingeschlossen.

Nur durch die materielle Verbindung der Zellen wird ein neues Menschenleben verbürgt. Gewiß ein wunderbarer Vorgang, den nur christliche Theologen mißverstehen. Nach der Ansicht dieser Unerleuchteten sind die Spermazellen nichts als langgeschwänzte Teufelchen, welche der großen Sünde des Beischlafes in abscheulicher Weise assistiren.

Würdiger geben sich jene Beurteiler der geschlechtlichen Verbindung, welche die poetische Wonne derselben als eine originelle und wertvolle Naturgabe dankbar hinnehmen, ohne sich zu Hörigen eines unstillbaren Verlangens herabzusetzen, das wahllos Süßwein aus verschiedenen Minnebechern schlürft, ohne nach ethischen Frauenwerten zu fragen, durch die erst die Poesie der Liebe erblüht.

* * *

Daß zu den Formen der Geschlechtsbeziehungen auch die Zwitterbildung gehörte, beweisen Rückschläge in dieselbe bei Menschen. Die Träger beider Geschlechter werden durch diese Erinnerung an längst verschollene Sexualformen in eine peinliche Lage gebracht, da sie darüber in Zweifel geraten, für welches Geschlecht sie sich entscheiden sollen, wenn ihnen die Wahl überhaupt frommen könnte.

Eine an sich rücksichtslose Naturbescherung, bei der man lebhaft wünschen kann, daß das Gedächtniß der Materie gar so treu eigentlich nicht zu sein braucht.

Man wird dessen so recht inne, daß die Materie die Urmutter des Lebens ist, wenn man wahrnimmt, daß sich aus verschiedenen organischen Stoffen bei Mitwirkung von Wasser, Luft, Wärme, Licht und Elektrizität durch Selbstzeugung verschiedene Organismen entwickeln. Alkalische Flüssigkeiten begünstigen mehr die Entstehung von Tieren, sauere jene von Pflanzen.

Im Meere wird ebenfalls viel geliebt und alles gethan, um das Leben zu erhalten. Diesem Zweck zulieb werden auch viele Leben vertilgt. Man sieht dies u. A. bei den Hochzeitszügen der Häringe. Sie zerfließen dabei in Wonne. Die Fortdauer ihres Geschlechtes kommt ihnen ungemein wichtig vor und

sie lassen es geduldig geschehen, wenn ihren Minnezügen große Fische folgen und sie zu Tausenden verzehren. Sie haben den Gipfel des Lebensglücks erklommen und lassen sich wehrlos fressen.

Da die große Lebensmutter für ihre vielen Kinder die Tische gedeckt halten muß, so begünstigt sie die Fruchtbarkeit. Der Kabeljau laicht jährlich 9 Millionen Eier und der Stör weit mehr. Die armen Glotzaugen wollen ihr Futter haben. Dieses und etwas geschlechtliche Reizung erfüllt ihr eintöniges Dasein. Spricht uns aus diesem Daseinsinhalt mehr Güte oder mehr Vernunft an, oder beides nicht?

Die Natur gibt sich mitunter als leichtsinnige Verschwenderin, indem sie Millionen von Keimen verstreut, denen neues Leben entspringen sollte und räumt die Hindernisse für deren Entwicklung nicht aus dem Weg. Milliarden von Keimen erreichen nicht ihre Bestimmung. Man hat deshalb kein Recht, an eine zielbewußte Ökonomie im Haushalte der Natur zu glauben. Diese Keimverschwendung ruft: Ihr könnt, aber braucht nicht zu leben! — Im Übrigen lebt sich ja alles zu Ende und am Schlusse der Erdentage werden alle Methoden der Art- und Lebenserhaltung ihre Verrichtungen einstellen.

Leben und lieben sind also nach dem Mitgeteilten nicht blos lautlich, sondern auch sachlich verwandt. Die Anziehung zweier Zellen bedeutet die Sehnsucht der Liebe und deren Verschmelzung ein neues Menschenleben. Diese Wechselbeziehung von zwei geschlechtsverschiedenen Zellen hat einen großen Teil der Völkergeschichte dictirt, nicht der „Weltgeist“, wie fromme Geschichtsfilosofen behaupten.

Es duldet gar keinen Zweifel, daß der Geschlechtstrieb ein noch mächtigerer Despot ist als der Glaubenswahn. Dämonisch sind beide. Die Lust, welche der Geschlechtssinn im Interesse der Arterhaltung einräumt, ist nur das Vorwort einer Lebensvernichtung, die ironische Vorbereitung eines neuen Todes.

Auf die einflußreichen sexuellen Anziehungen war das Christentum immer eifersüchtig und hat es immer verkannt, daß der Geschlechtstrieb, um in seinem Sinne zu reden, die von Gott eingesetzte Quelle des Lebens ist. Wie rückständig sind alle

die christlichen Verdammungen der Geschlechtssünden und wie ruchlos die Empfehlungen der Askese!

Da waren die geistlichen Verfasser der ältesten Hymnen der Vedas besser beraten. Sie verstanden die Naturabsicht der geschlechtlichen Verbindung genau und segneten diese in köstlich naiven Worten. Die Frauen sehnen sich darin mit aufrichtiger Sinnlichkeit nach dem Empfange kräftiger Söhne.

Tiere und Pflanzen können sich zu ihrer Religionslosigkeit beglückwünschen; ihnen droht bei dem naturgebotenen Bemühen, ihre Art zu erhalten, keine Zuchtrute, die aus dem Jenseits ragt.*)

*) In dem Abschnitte: „Filosofie des Geschlechtstriebs" werden die ethischen Conflicte desselben besprochen.

VII. Vom Haushalte der Natur.

Ein alter Irrtum spricht in der Natur eine überaus gütige und über alle Beschreibung weise Mutter an. Ist es nicht schon ein Fehlgriff des Denkens, die Natur zu personificiren und ihr Mütterlichkeit anzudichten? Ist es nicht dasselbe Denkvergehen, wenn man dem „alten Juden“, wie Jehova von Schopenhauer witzig genannt wurde, Väterlichkeit nachrühmt?

Nicht doch! Spricht man von Launen, Inconsequenzen, Mißgriffen, Wohlthaten und Grausamkeiten der Natur, so weiß man, daß die Natur ein Begriff ist, in dem man das Zuständliche, Gesetzliche, Gemeingiltige in den Lebenserscheinungen auf unserem Planeten zusammenfaßt.

Wird die Natur als Person angeredet, so täuscht man sich nicht darüber, daß sie als Individuum nicht existirt. Spricht man der Natur menschliche Eigenschaften zu, so ist dieses Andichten nicht so bedenklich, wie bei Gott, der als Person gedacht sofort seine Despotengeißel schwingt und die Menschen zu gedankenlosen Sklaven herabsetzt.

Wenn man bei Organismen mitunter unmilde Einrichtungen vorfindet, so wird damit auf Thatsachen hingewiesen und wenn man deshalb die zur Person stilisirte Natur grausam nennt, so steht dies auf einem thatsächlichen Fundamente. Eine solche Nachrede ist wahr, während das Anrühmen der grenzenlosen Güte Gottes den Thatsachen nicht entspricht und eine Irreführung ist.

Es gibt gottesfürchtige Naturforscher, deren Vermutungen immer wieder den Beweis führen, daß das Einschalten des Übernatürlichen in das Naturwirkliche das sachgerechte Urteilen verhindert. Man lächelt über gotterfüllte Zoologen, welche bei

die christlichen Verdammungen der Geschlechtssünden und wie ruchlos die Empfehlungen der Askese!

Da waren die geistlichen Verfasser der ältesten Hymnen der Vedas besser beraten. Sie verstanden die Naturabsicht der geschlechtlichen Verbindung genau und segneten diese in köstlich naiven Worten. Die Frauen sehnen sich darin mit aufrichtiger Sinnlichkeit nach dem Empfange kräftiger Söhne.

Tiere und Pflanzen können sich zu ihrer Religionslosigkeit beglückwünschen; ihnen droht bei dem naturgebotenen Bemühen, ihre Art zu erhalten, keine Zuchtrute, die aus dem Jenseits ragt.*)

*) In dem Abschnitte: „Filosofie des Geschlechtstriebs" werden die ethischen Conflicte desselben besprochen.

VII. Vom Haushalte der Natur.

Ein alter Irrtum spricht in der Natur eine überaus gütige und über alle Beschreibung weise Mutter an. Ist es nicht schon ein Fehlgriff des Denkens, die Natur zu personificiren und ihr Mütterlichkeit anzudichten? Ist es nicht dasselbe Denkvergehen, wenn man dem „alten Juden", wie Jehova von Schopenhauer witzig genannt wurde, Väterlichkeit nachrühmt?

Nicht doch! Spricht man von Launen, Inconsequenzen, Mißgriffen, Wohlthaten und Grausamkeiten der Natur, so weiß man, daß die Natur ein Begriff ist, in dem man das Zuständliche, Gesetzliche, Gemeingiltige in den Lebenserscheinungen auf unserem Planeten zusammenfaßt.

Wird die Natur als Person angeredet, so täuscht man sich nicht darüber, daß sie als Individuum nicht existirt. Spricht man der Natur menschliche Eigenschaften zu, so ist dieses Andichten nicht so bedenklich, wie bei Gott, der als Person gedacht sofort seine Despotengeißel schwingt und die Menschen zu gedankenlosen Sklaven herabsetzt.

Wenn man bei Organismen mitunter unmilde Einrichtungen vorfindet, so wird damit auf Thatsachen hingewiesen und wenn man deshalb die zur Person stilisirte Natur grausam nennt, so steht dies auf einem thatsächlichen Fundamente. Eine solche Nachrede ist wahr, während das Anrühmen der grenzenlosen Güte Gottes den Thatsachen nicht entspricht und eine Irreführung ist.

Es gibt gottesfürchtige Naturforscher, deren Vermutungen immer wieder den Beweis führen, daß das Einschalten des Übernatürlichen in das Naturwirkliche das sachgerechte Urteilen verhindert. Man lächelt über gotterfüllte Zoologen, welche bei

Balladenpointe: Sie starben beide, weil sie sich gar zu gern hatten — erinnern jene Insecten, welche nach der Paarung zu Grunde gehen. Wozu noch leben, wenn das Beste im Dasein ausgekostet ist? Das Geschlecht ist erhalten, der Zweck des persönlichen Lebens erfüllt. Fort damit! (Vergl. mit dem nächsten Abschnitt).

Es gibt auch Märtyrer der Arterhaltung, Insecten nämlich, welche auf ihren Eiern sitzen, bis sie sterben. Die den Eiern entstiegenen Jungen fressen dann aus Dank für ihr Dasein die tote Mutter auf.

Wenn sich um die Äußerungen der Liebe ästhetische Elemente stellen, so kann man dies als eine helle Seite der Bemühungen für die Arterhaltung begrüßen. Leider führen geschlechtliche Anreizungen auch zu Perversitäten, in denen der Mensch wieder die Palme davonträgt.

Ein elender Wollustkitzel ist es, der allzureizbare Genußthoren unter den Tieren zu seltsamen Formen der Umarmung verführt. Frösche klammern sich an Karpfen, Wachteln an tote Vögel und Menschen an alles Mögliche. Der Mann empfindet eine sexuelle Freude am Quälen der Geliebten und mischt in aberwitzigem Übermut Lust mit Pein.

Ein leichter Grad der Lusttollheit ist es, wenn beim Küssen die geliebte Person gebissen wird. Man denke an jene Wikingerfrauen, welche ihre Männer auf dem Schlachtfelde nur an den Narben erkannt haben, die ihnen bei Umarmungen von ihren Bissen geblieben sind.

Auch jener Zweig der Krankheitslehre, welcher den unwissenschaftlichen Namen: „Psychopathia sexualis“ führt, macht uns mit abscheulichen Ausartungen im Bethätigen des Geschlechtstriebes bekannt.

Die Natur hat gegen solche Entartungen gar nichts einzuwenden, während sie das Strafgesetz, deren krankhaftes Wesen arg verkennend, brutal bestraft.

Die Vorrechte im Liebesgenuße, die sich auf überlegene Stärke stützen, sollen für die Zuchtwahl vorteilhaft sein. Gewiß ist es so. Allein das eifersüchtige Männchen denkt nicht an die Trefflichkeit der Nachzucht; es gönnt in seiner Selbstgier nur anderen nicht, was es allein genießen will. Auch da wird vom Geschlechtstrieb das Perverse gefördert.

ihm in ähnlicher Weise die Natur mit ihrer Fähigkeit des Neugestaltens renommiren wollte.

Man frage doch die zu Gott unkritisch aufblickenden Gelehrten der Insectenkunde, ob der vermuthete geistvolle Ersinner von Allem den Bremsen nicht ein anderes Futter anweisen konnte, als das Blut von Rindern und Pferden, — ob das Dasein von allerhand Stechfliegen, denen oft Wirbeltiere zum Opfer fallen, überhaupt nötig war? Spricht sich in den Qualen, die sie anderen Tieren verursachen, etwa Klugheit oder Wohlwollen aus?

Jenen Käferbiologen, die so viel Anmutendes über die Schutzvorrichtungen zu erzählen wissen, welche das brave Mütterchen Natur den Insecten angehängt hat, stehen pflanzenkundige Männer zur Seite, die, wie schon mitgeteilt wurde, von hellen Farbenringen in Blüthen sprechen, die den Hummeln den Ausschank frischen guten Honigs anzeigen. Sie werden damit, so wird behauptet, freundlich angelockt, um mit dem Blüthenstaub auf den Füßen die Narben zu befruchten.

Zu dieser zärtlichen Rücksicht für Hummeln stimmt es schlecht, wenn von Seefluthen, Wolkenbrüchen, Bergstürzen, Seuchen ungezählte Organismen rücksichtslos vernichtet werden. Sollte durch solche elementare Gewaltthätigkeiten der Menschenschwarm nur durchgejätet werden, damit sich die Nachkommenschaft freier bewegen könne? Wäre auch dieses Verfahren nicht grausam?

Mit den angeblich scharfsinnigen, sorgfältig überlegten und gütigen Schöpfungsplänen, die selbst das Kleinste aufmerksam besorgen, könnten unbefangene Kritiker nicht immer einverstanden sein. Wenn Naturschnüffler des Betschemmels in jedem Winkel unseres Planeten die Spuren eines geist- und gemütvollen Werkmeisters erkennen, der nach dem Musterbilde: Mensch clichirt ist, so übersehen sie es, wie unwissenschaftlich die Übertragung menschlicher Eigenschaften auf eine Fantasieperson ist, deren Leib die Welt ist. Die Einbildung der kindlich Unwissenden hat nicht das Recht, die Welt zu interpretiren.

* * *

Doch sehen wir von dem Vater des Irrtums ab und halten uns an die Mutter Natur, deren Unpersönlichkeit wir ja erkennen. Schreiben wir der Lebensmutter menschliche Eigenschaften zu, so werden wir ihr Wohlwollen, technische Tadellosigkeit im Ausrüsten von Organismen, sittliche Absichten, Vernunftzwecke oder gar die Förderung idealer Lebensziele nicht nachloben können.

Die Erdschichten erzählen uns, daß derselbe Landstrich bald Urwald, bald flutendes Meer war, das über flache Ufer hereingebrochen ist und alles Athmende und Wachsende vernichtet hat. Die Natur ist ja eine Meisterin im Bilden von Organismen; allein sie ist erbarmungslos, wenn sie das Lebende niederschlägt.

Bei den Hebungen und Senkungen der Erdoberfläche gingen Millionen lebender Tiere aller Art zu Grunde. Im verkieselten Zustande stellten sich diese elend Verkommenen der Nachwelt vor.

Der Wechsel von Festland und Meer in den Jahrmillionen der Erdbildung, das Auf und Ab von Überschwemmung und Abflutung verraten eine Ziellosigkeit im Gestalten, welche die Annahme einer alles tief erwägenden Verwaltung irdischer Dinge nicht gestattet.

Im Keuper sieht man deutlich den Kampf zwischen Meer und Süßwasser. Welche Friedlosigkeit irdischer Existenzen gab es damals! Und wofür wurde gekämpft, für vernünftige Absichten etwa oder nur für die Vernichtung des Gewordenen?

Die chemischen Grundgesetze gehen mitunter an den Rücksichten für das Lebende ebenfalls achtlos vorüber. Könnte es einen persönlichen Erfinder chemischer Gemeinregeln geben, so dürfte man ihm Milde nicht zusprechen. Gewisse chemische Verbindungen gehen nur bei zerstörenden E x p l o s i o n e n vor sich. Muß das sein? Ist es durchaus notwendig, daß bei der Verbindung von Methylwasserstoff und Sauerstoff schlagende Wetter entstehen, die alles um sich herum verwüsten? Wenn sich Wasserstoff und Sauerstoff bei gewöhnlicher Temperatur gleichgiltig gegen einander verhalten und erst, wenn sie auf 400° erhitzt werden, sich unter Explosion zu Wasser vereinigen, so befremdet dieser rohe Drang nach L ä r m und Z e r s t ö r u n g.

Besäße Mütterchen Natur etwas Gemüt, sie würde Explosionen aus ihrem Haushalte ausschalten. Wer räumt uns aber auch das Recht ein, bei ihr wie bei einer edlen Person Herz und

Vernunft vorauszusetzen? Wie könnten auch Menschen von der Natur wohlwollende Rücksichten beanspruchen, sie, die selber gegen einander boshaft und rücksichtslos sind?

Wenn sich bei Erdbeben die heißen Eingeweide unseres Planeten krampfhaft bewegten und tausende von Menschenleben mit einem Schlage welkten, so wußten katholische Priester, die alles durchblickenden, sofort den Grund dieser Grausamkeit der Natur anzugeben; die Sünden der Unkeuschheit und des Unglaubens seien daran schuld und wenn Schuldlose vom erzürnten lieben Gott, der nur so im Allgemeinen strafe, mitgetroffen werden, so müsse hiebei das Mitleid ausgeschlossen bleiben.

Die Verwaltung der Welten könnte man übrigens nicht einmal conservativ nennen, denn sie hat zuweilen anarchistische Umwandlungen, wie es die Weltenbrände beweisen. Sie erfolgen dann, wenn dunkle feste Weltkörper in eine ausgedehnte kosmische Wolke geraten, die aus heißen Gasstoffen besteht. Da zerschmelzen die festen Massen und ihr prächtiges Auflodern beleuchtet eine Weltbestattung.

Einen feindurchdachten Codex der Naturverwaltung gibt es nicht. Ihre Gesetze sind nur in großen, derben Zügen gehalten.

* * *

Unser Planet hat sich nicht deshalb consolidirt, um den Menschen nach allen Richtungen hin gefällig zu sein. Er bietet uns ja genug Mittel, um die Genüsse und den Jammer des Lebens zu verkosten. Selbst die Jahrmillionen der Erdbildung sind für uns nicht ohne Nutzen verrauscht.

Man denke doch an die Kohlenflötze, von denen unsere Industrie lebt, an die Riesenmassen verdunsteten Meerwassers, welche tausend Fuß breite Salzschichten zurückgelassen haben! Wir salzen ja mit alten verschwundenen Meeren unsere Suppen. Also doch etwas Kluges für den Nutzen der Menschen hergerichtet.

Und noch etwas Anderes. Die Meersaurier der Lias haben so viele versteinerte Excremente zurückgelassen, daß diese wertvolle Hinterlassenschaft wegen ihres großen Gehaltes an Fosforsäure der bergmännischen Gewinnung übergeben wurde. Es werden auch Schmucksachen für Damen aus den versteinerten Aus-

scheidungen der Plesio-, Teleo- und Ichthyosaurier bereitet. Diese Ziersachen besitzen jedenfalls einen hohen Altertumswert und beweisen, daß die Natur den Menschen denn doch auch Aufmerksamkeiten erweise.

Mütterchen Natur hat jedoch nicht blos für Menschen, sondern auch für viele andere Kostgänger die Tische zu decken. Leider präsidirten seit jeher die starken Tiere an der Tafel, wobei schwache Bestien zu kurz kamen. Bei Ernährungsfragen hat die Natur den Wert der Nächstenliebe häufig verkannt.

Den Menschen, als Enkeln von Raubtieren, sitzt die Erinnerung an jene Zeiten, wo sie im Urwalde mit Höhlenbären um Nahrung und Wohnung kämpften, noch in den Gliedern.

Der Hunger stellte für Menschen und Tiere das Gebot auf: Du sollst töten, um leben zu können. Der Urmensch ergriff die Speise, wo er sie fand und es schmeckten ihm auch Artgenossen vortrefflich.

Das Christentum hat, treu den Überlieferungen urtümlicher Roheit, die Menschenvertilgung ebenfalls in Ehren gehalten. Wie gierig hat die Kirche ihre Ketzer verbrannt und wie grausam wurden von den allerchristlichsten Despoten politisch erleuchtete brave Männer hingerichtet! Der christlich erzogene Pöbel schlägt heute noch, von nationalem oder anarchistischem Herrschgelüste geleitet, die ihm Unbequemen nieder.

Die Naturregel, daß der Starke im Lebenskampfe obenauf bleibe, während der Schwache abgepflückt wird, setzt sich zu einem Gesittungsgesetze leider nicht um. Es gäbe nicht gar so viele Tiermenschen, wenn die sittlich Starken die Culturentwicklung unbehindert beeinflussen dürften.

Man kann es fürwahr keinen Beweis von Mütterlichkeit nennen, wenn die Natur es willig zuläßt, daß die Vermehrung einer Tierart durch den Appetit einer andern verhindert werde.

Römische Schlemmer haben, wie man weiß, ihren Tafelgästen Gerichte aus Nachtigallenzungen vorgesetzt. Für Zungen von Singvögeln haben auch Haselmäuse, Eichhörnchen, Igel, Elstern, Heher, Wiesel und Vipern eine große Vorliebe.

Nach Beobachtungen der französischen Zoologen René Martin und Xaver Raspeil vertilgen sie die Jungen in Vogelnestern mit einer grausamen Gefräßigkeit, so daß von

20 Jungen höchstens zwei bis drei zum nächsten Jahre erhalten bleiben.

Was braucht aber auch der sündhafte Mensch sich an den Gesängen der geflügelten Waldmusiker zu ergötzen? Der Igel, das Wiesel, die Viper wollen auch leben und für ihre Mahlzeiten ist das Fleisch junger Vögel gut genug. Jahves Gebot: „Du sollst nicht töten!" wurde von der Natur eben nicht unterschrieben.

Despotin Natur opfert unbedenklich Individuen, um Arten zu erhalten. Allein um die Qualität des geopferten Individuums bekümmert sie sich nicht. Es fehlt ihr die Teilnahme dafür, wenn ein bedeutender Mann Futtertrog für Bacillen wird und daran stirbt. Ein einziges Spaltpilzchen vermehrt sich am Ende der 16. Stunde um 280 Billionen Individuen. Diesen muß ein Mensch weichen, der schöpferisch groß veranlagt war.

Auch für das Meer gilt das Gebot der Daseinsökonomie, daß das Leben durch Lebensvernichtung erhalten werde. Da der Futtertisch für die zahlreiche Gesellschaft der Seebewohner reich besetzt sein muß, so erscheint die große Fruchtbarkeit der Meertiere gerechtfertigt. Die Fische müssen Millionen von Kindern bekommen, damit andere Millionen ihre Mahlzeiten finden. Wie klug und wie grausam!

Der Ernährung wegen sind die Tiere mit Angriffswaffen gut versehen, um im Auftrage der Natur ihre Daseinsgenossen mit Erfolg morden zu können. Gutmütigkeit ist es nicht, sondern Schlauheit und Grausamkeit, welche Erzieherin Natur für das Suchen nach Nahrung empfiehlt.

Wenn der sandgelbe Wüstenlöwe seiner Farbe wegen ungesehen seiner Beute sich nähern und sie erwürgen kann, so ist diese Farbenanpassung eine ungemütliche Naturschlauheit.

Eine rücksichtslose List ist es auch, welche der Fackelfisch von naturwegen anwendet, um kleine Fische anzulocken. Er läßt seinen Nasenkolben und seine Bartfäden leuchten, die von kleineren Fischen für Würmer angesehen werden mögen. Die herbeigelockten kleinen Fische werden dann gierig verschlungen.

Die 500 Arten insectenfressender Pflanzen sind ebenfalls mit Vorrichtungen versehen, welche das Entrinnen kleiner Tiere unmöglich machen, die ein Opfer des saueren Verdauungssaftes und der Stachelborsten zumal bei Kannenpflanzen werden.

scheidungen der Plesio-, Teleo- und Ichthyosaurier bereitet. Diese Ziersachen besitzen jedenfalls einen hohen Altertumswert und beweisen, daß die Natur den Menschen denn doch auch Aufmerksamkeiten erweise.

Mütterchen Natur hat jedoch nicht blos für Menschen, sondern auch für viele andere Kostgänger die Tische zu decken. Leider präsidirten seit jeher die starken Tiere an der Tafel, wobei schwache Bestien zu kurz kamen. Bei Ernährungsfragen hat die Natur den Wert der Nächstenliebe häufig verkannt.

Den Menschen, als Enkeln von Raubtieren, sitzt die Erinnerung an jene Zeiten, wo sie im Urwalde mit Höhlenbären um Nahrung und Wohnung kämpften, noch in den Gliedern.

Der Hunger stellte für Menschen und Tiere das Gebot auf: Du sollst töten, um leben zu können. Der Urmensch ergriff die Speise, wo er sie fand und es schmeckten ihm auch Artgenossen vortrefflich.

Das Christentum hat, treu den Überlieferungen urtümlicher Roheit, die Menschenvertilgung ebenfalls in Ehren gehalten. Wie gierig hat die Kirche ihre Ketzer verbrannt und wie grausam wurden von den allerchristlichsten Despoten politisch erleuchtete brave Männer hingerichtet! Der christlich erzogene Pöbel schlägt heute noch, von nationalem oder anarchistischem Herrschgelüste geleitet, die ihm Unbequemen nieder.

Die Naturregel, daß der Starke im Lebenskampfe obenauf bleibe, während der Schwache abgepflückt wird, setzt sich zu einem Gesittungsgesetze leider nicht um. Es gäbe nicht gar so viele Tiermenschen, wenn die *sittlich Starken* die Culturentwicklung unbehindert beeinflussen dürften.

Man kann es fürwahr keinen Beweis von Mütterlichkeit nennen, wenn die Natur es willig zuläßt, daß die Vermehrung einer Tierart durch den Appetit einer andern verhindert werde.

Römische Schlemmer haben, wie man weiß, ihren Tafelgästen Gerichte aus Nachtigallenzungen vorgesetzt. Für Jungen von Singvögeln haben auch Haselmäuse, Eichhörnchen, Igel, Elstern, Heher, Wiesel und Vipern eine große Vorliebe.

Nach Beobachtungen der französischen Zoologen René Martin und Xaver Raspeil vertilgen sie die Jungen in Vogelnestern mit einer grausamen Gefräßigkeit, so daß von

20 Jungen höchstens zwei bis drei zum nächsten Jahre erhalten bleiben.

Was braucht aber auch der sündhafte Mensch sich an den Gesängen der geflügelten Waldmusiker zu ergötzen? Der Igel, das Wiesel, die Viper wollen auch leben und für ihre Mahlzeiten ist das Fleisch junger Vögel gut genug. Jahves Gebot: „Du sollst nicht töten!" wurde von der Natur eben nicht unterschrieben.

Despotin Natur opfert unbedenklich Individuen, um Arten zu erhalten. Allein um die Qualität des geopferten Individuums bekümmert sie sich nicht. Es fehlt ihr die Teilnahme dafür, wenn ein bedeutender Mann Futtertrog für Bacillen wird und daran stirbt. Ein einziges Spaltpilzchen vermehrt sich am Ende der 16. Stunde um 280 Billionen Individuen. Diesen muß ein Mensch weichen, der schöpferisch groß veranlagt war.

Auch für das Meer gilt das Gebot der Daseinsökonomie, daß das Leben durch Lebensvernichtung erhalten werde. Da der Futtertisch für die zahlreiche Gesellschaft der Seebewohner reich besetzt sein muß, so erscheint die große Fruchtbarkeit der Meertiere gerechtfertigt. Die Fische müssen Millionen von Kindern bekommen, damit andere Millionen ihre Mahlzeiten finden. Wie klug und wie grausam!

Der Ernährung wegen sind die Tiere mit Angriffswaffen gut versehen, um im Auftrage der Natur ihre Daseinsgenossen mit Erfolg morden zu können. Gutmütigkeit ist es nicht, sondern Schlauheit und Grausamkeit, welche Erzieherin Natur für das Suchen nach Nahrung empfiehlt.

Wenn der sandgelbe Wüstenlöwe seiner Farbe wegen ungesehen seiner Beute sich nähern und sie erwürgen kann, so ist diese Farbenanpassung eine ungemütliche Naturschlauheit.

Eine rücksichtslose List ist es auch, welche der Fackelfisch von naturwegen anwendet, um kleine Fische anzulocken. Er läßt seinen Nasenkolben und seine Bartfäden leuchten, die von kleineren Fischen für Würmer angesehen werden mögen. Die herbeigelockten kleinen Fische werden dann gierig verschlungen.

Die 500 Arten insectenfressender Pflanzen sind ebenfalls mit Vorrichtungen versehen, welche das Entrinnen kleiner Tiere unmöglich machen, die ein Opfer des saueren Verdauungssaftes und der Stachelborsten zumal bei Kannenpflanzen werden.

jeder Tiergattung den wohlwollenden Zartsinn des himmlischen Vaters anstaunen. Sie bewundern sogar die langen, weichgepolsterten Füße des Hasen, die sich so gut zur Flucht eignen. Nur sollten sie auch die langen Hinterbeine der Wölfe als Beweise göttlicher Fürsorge für das wirksame Verfolgen eßbaren Kleinviehs rühmen.

Fromme Vertreter der Tierkunde loben es auch, daß von 85 Millionen Keimkörpern, die ein Bandwurm innerhalb zwei Jahren hervorbringt, nur einer sich entwickeln könne. Ist es denn überhaupt ein bewundernswerter Einfall des „Schöpfers", Bandwürmer in's Dasein zu stellen?

Gottbegeisterte Insektenforscher finden, daß alles Sechs- und Mehrfüßige vollkommen aus der Hand Gottes hervorgeblüht sei; sie beweisen aber oft selbst das Gegenteil davon. Ist es denn ein Erweis von Scharfsinn, wenn das jämmerliche Insektendasein drei bis vier Entwicklungsstationen (Ei, Raupe, Larve, Puppe) braucht, um überhaupt aufzukommen.

Entwicklungsgeschichtlich sind ja diese vier Stationen beachtenswert, allein wenn man allmächtiger Gott ist, so sage man: Es werde ein vollkommenes Insect! und dieses sollte sofort, seiner Vorzüge froh, den Souverän der Welt umflattern.

Allein, was ist das für ein Leben, wenn ein Insect, kaum geworden, seiner geschlechtlichen Verpflichtung nachkommt und gleich darauf stirbt?

Die geistlichen Anwälte Gottes, die alles Sexuelle von der Sünde vergiftet finden, könnten allerdings einen solchen Insectentod für eine Strafe des himmlischen Richters wegen der ungeweihten Ehe erklären; allein auch der Unsinn hat seine Grenzen.

Es gibt sich allerdings wie eine gütige Bevorzugung der Insecten, wenn ihnen eingebüßte Körperteile nachwachsen; warum wird aber diese gütige Rücksicht Wirbeltieren versagt, denen sie ebenfalls zu Statten käme? Wo bleibt da die Consequenz?

Eine scheinbar wohlwollende Naturlaune wurde u. A. den Holothurien zugewendet, die nach Belieben den Hinterteil ihres Körpers abwerfen und sich einen neuen anwachsen lassen, — die auch kranke Lungen und Därme abstoßen, worauf nach neun Tagen sich neue einstellen. Ja sie werfen sogar ihre Haut ab, wenn man sie reizt. Der Mensch könnte froh sein, wenn bei

Wie viele Schmarotzer zehren auch am Lebensmark der menschlichen Gesellschaft, indem sie es immer wieder verhindern, daß die Völker die Wege zu edlen Lebenszielen betreten. Alle diese Parasiten vom Könige bis zum Bettelmönch entkräften kopf- und herzlos den Volkskörper.

* * *

Im ganzen Tierreich giebt es boshaftes Verfolgen und rücksichtsloses Umbringen der Lebenscollegen. Schon die Insecten befehden sich untereinander auf das grausamste. So ist der Laufkäfer: Goldschmied ein listiger Wegelagerer, der vom Maikäfer, wenn er ihn auf den Rücken gelegt hat, Stück für Stück zerreißt und verzehrt.

Schlupf-, Raub- und Sandwespen sind gleichfalls gefühllose Quäler ihrer sechs- und achtfüßigen Lebensgenossen. Sie dienen ihnen nur zur Unterbringung ihrer Eier. Um ihre nichtsnutzige Gattung zu erhalten, streben sie harmlosen Naturbürgern mit boshafter Tücke nach dem Leben.

Gottesfinder unter den Zoologen rühmen begeistert das nützliche Dasein der Insecten, deren Zweck doch nur über das Fressen und Gefressenwerden nicht hinausgeht. Die fromme Käferkunde erklärt, daß beim Überhandnehmen einer Insectenart Gott seine Hand sofort warnend ausstrecke und den Insectenfeinden zuwinke, der Übervölkerung zu steuern. Wäre es nicht einfacher, die allzugroße Vermehrung der Insecten überhaupt nicht aufkommen zu lassen?

Der Mensch des Urzustandes hat bei seiner naiven Weltumschau den Teufel begegnet, den Urheber des Naturdummen und Naturgrausamen. Volksstämme, die in unwirtlichen Gegenden wohnen, kennen keine gute Gottheit, weil sie ihnen aus unfruchtbarem Boden, aus Frost und Orkanen nicht die Hand reicht.

Andere wieder setzen den Teufel neben Gott als ebenbürtigen Weltbeherrscher auf den Thron. Diese Naturbeobachter sind klüger als jene Zoologen, für die aus jedem Insectenleib Gottes Weisheit und Güte hervorleuchten.

Einer von diesen Überklugen erklärte, daß die Nonne nicht Riesenwaldungen verwüsten würde, wenn der Mensch nicht so

weite Wälder angepflanzt hätte. Das sei ein Frevel wider die Natur. Sie schütteln zwar den Kopf über die Kolumbatscher Mücken, die ganze Viehherden durch ihre Stiche töten und trösten sich mit dem Gedanken, daß Pferde, Rinder und Schafe, die ihnen zum Opfer fallen, keine unsterblichen Seelen dem Himmel zu übergeben haben.

Auch rühmen diese Lakaien Gottes den elenden Stechfliegen nach, daß sie ein vortreffliches Fischfutter seien. Im Ungeziefer wieder erkennen die Gottessucher unter den Tiergelehrten ein ehrenwertes Mittel, den Menschen zur Tugend der Reinlichkeit aufzumuntern.

Man kann sich die Natur sehr gut insectenfrei und ledig jener Tiere denken, die von Insecten leben. Und die grausamen Raubtiere, die ihren Lebensgenossen erbarmungslos nachstellen, könnten auch sehr gut aus den Bezirken des Tierreichs hinweggefegt bleiben.

* * *

Gewiß giebt es sittliche Antriebe bei Tieren; man begegnet unter ihnen Arten, die sich durch Anhänglichkeit an die Familie, durch Treue in der Neigung, ja durch Gemeinsinn auszeichnen, der für Menschen vorbildlich sein könnte.

Allein man findet bei Tieren auch grelle moralische Defecte; darunter entsetzliche Formen der Eifersucht, Freude am Morden, Rachsucht und Verstellungskunst. Der Käfer: Anobium pertinax läßt sich lieber am Feuer langsam braten, anstatt aufrichtig zu bekennen, daß er lebt. Erinnert dieser Heroismus bei seiner Thorheit nicht an christliche Märtyrer?

Die zoologische Frömmigkeit bewundert auch jene Käfer, welche zu ihrem Schutze Stickstoffoxyd und salpetrige Säure abschleudern, wenn ihnen ein Feind naht. Oder sie spritzen dem Gegner eine ätzende Flüssigkeit entgegen, die heftig schmerzt, ja selbst tötet.

Das ist zu viel Schutz für ein elendes Insect. Der Biß der großen tropischen Ameise: Ponera clavata stellt das Leben des Gebissenen in Frage. Was liegt der Natur an einem Menschenleben, wenn nur eine Ameise beschützt wird!

Soll das etwa besonders weise sein, wenn die zweiflügelige Cloe nur wenige Stunden lebt, spielt, liebt, Eier legt, stirbt und sich auf dieses kurze Leben drei Jahre lang als Larve vorbereitet?

Mitunter scheinen gewisse Naturvorkehrungen das Ergebniß eines verwickelten, fein berechneten Planes zu sein. So legt die Pferdebremse ihre Eier in die Haardecke der Roßbeine; — die aus den Eiern heraustretenden Würmchen krabbeln auf der Haut des Pferdes, das sich ableckt, um des Kitzels loszuwerden.

Das aber wollte die raffinirte Berechnung der Natur. Im Roßmagen saugen sich die Würmer dann fest; ausgewachsen lassen sie sich los und fallen mit dem Kothe auf die Erde, in der sie sich verpuppen, um dann als Stechfliege aufzuflattern. Sind das nicht stark verknotete Mittel zur Erreichung eines kleinen Zweckes?

Ein Beweis gütiger Theilnahme für das lebende Rindvieh ist es nicht, wenn die Dasselfliege in die Haut desselben Eier ablegt, die sich in schmerzhaften Beulen zu Larven entwickeln, um dann Puppen zu werden, denen quälende Stechfliegen entflattern. Ihr Leben bedeutet nichts anderes als das Peinigen anderer höherer Organismen. Eine solche Einrichtung könnte unbeweint zu Grunde gehen.

Man kann es auch bei Meernesseln wahrnehmen, daß ihre Art, sich Nahrung zu verschaffen, herzlos ist. Sie umklammern mit ihren zahlreichen Fangfäden ihre Beute, reißen mit Widerhaken Wunden auf, spritzen Gift in dieselben, lähmen so das Tier und verzehren es in stiller Grausamkeit.

Zu Nesseltieren gehören auch Röhrenquallen, die schön und gefährlich sind wie beutelüsterne Hetären. Sie schimmern im Perlmutterglanze, ihre Krause leuchtet in Purpur und zartem Blau. Sie umarmen auch große Fische und diese Umarmung bedeutet deren Tod. Wehe dem Menschen, der diese schöne Meduse fangen will. Er kann sich beglückwünschen, wenn er mit dem Leben davonkommt.

Daß die Natur Rangunterschiede bei Organismen nicht gelten lassen will, beweisen die Skorpione in Mexiko, an deren Stich hunderte von Kindern sterben, während die Gifttiere selbst wohlgemut weiter leben.

scheidungen der Plesio-, Teleo- und Ichthyosaurier bereitet. Diese Ziersachen besitzen jedenfalls einen hohen Altertumswert und beweisen, daß die Natur den Menschen denn doch auch Aufmerksamkeiten erweise.

Mütterchen Natur hat jedoch nicht blos für Menschen, sondern auch für viele andere Kostgänger die Tische zu decken. Leider präsidirten seit jeher die starken Tiere an der Tafel, wobei schwache Bestien zu kurz kamen. Bei Ernährungsfragen hat die Natur den Wert der Nächstenliebe häufig verkannt.

Den Menschen, als Enkeln von Raubtieren, sitzt die Erinnerung an jene Zeiten, wo sie im Urwalde mit Höhlenbären um Nahrung und Wohnung kämpften, noch in den Gliedern.

Der Hunger stellte für Menschen und Tiere das Gebot auf: Du sollst töten, um leben zu können. Der Urmensch ergriff die Speise, wo er sie fand und es schmeckten ihm auch Artgenossen vortrefflich.

Das Christentum hat, treu den Überlieferungen urtümlicher Roheit, die Menschenvertilgung ebenfalls in Ehren gehalten. Wie gierig hat die Kirche ihre Ketzer verbrannt und wie grausam wurden von den allerchristlichsten Despoten politisch erleuchtete brave Männer hingerichtet! Der christlich erzogene Pöbel schlägt heute noch, von nationalem oder anarchistischem Herrschgelüste geleitet, die ihm Unbequemen nieder.

Die Naturregel, daß der Starke im Lebenskampfe obenauf bleibe, während der Schwache abgepflückt wird, setzt sich zu einem Gesittungsgesetze leider nicht um. Es gäbe nicht gar so viele Tiermenschen, wenn die sittlich Starken die Culturentwicklung unbehindert beeinflussen dürften.

Man kann es fürwahr keinen Beweis von Mütterlichkeit nennen, wenn die Natur es willig zuläßt, daß die Vermehrung einer Tierart durch den Appetit einer andern verhindert werde.

Römische Schlemmer haben, wie man weiß, ihren Tafelgästen Gerichte aus Nachtigallenzungen vorgesetzt. Für Jungen von Singvögeln haben auch Haselmäuse, Eichhörnchen, Igel, Elstern, Heher, Wiesel und Vipern eine große Vorliebe.

Nach Beobachtungen der französischen Zoologen René Martin und Xaver Raspeil vertilgen sie die Jungen in Vogelnestern mit einer grausamen Gefräßigkeit, so daß von

Wenn nicht, so siegt die Überkraft des Rivalen, der sich dasselbe denkt. Die Eifersucht erstreckt sich in der Paarungszeit der Vögel auch auf Männchen anderer Arten mit ähnlichem Gefieder. Sie erscheinen einer widernatürlichen Unzucht verdächtig.

Es soll bei Tierduellen angeblich das stärkste und kampftüchtigste Männchen vom Weibchen aus Rücksichten der Zuchtwahl zur Ehe zugelassen werden. Es gibt aber Weibchen, welche dieses „Gesetz" verspotten, indem sie während des Kampfes zweier Männchen sich mit einem dritten davonschleichen, um ihm anzugehören, auch wenn es nicht zu den stärksten Individuen seines Geschlechtes gerechnet werden darf.

Außerdem gibt es Weibchen, welche sich um die Theorie der Zuchtwahl wenig kümmern und das siegende Männchen trotz des Erweises überlegener Stärke lieblos von sich weisen. Hätte es die Natur bei etwas milderer Laune nicht gestatten können, daß sich alle Tiere ruhiger Ehen erfreuen. Sie reizt lieber Männchen zur fanatischen Polygamie. Diese duldet nicht das gleiche Recht für alle, sondern spielt der überlegenen Gewalt den Genuß und die Herrschaft in die Hand.

Eine ästhetische Regung muß man jedoch in der Naturgewohnheit begrüßen, nach welcher im Interesse der Arterhaltung Männchen und Weibchen geschmückt sind, um das geschlechtliche Verlangen zu entzünden.

Tiere sind eitel wie Naturmenschen, welche das erste Kleid nicht aus Scham, sondern aus Verschönerungssucht anlegten. Tätowirte Menschenhäute sind Urkunden dafür, daß der Mensch des Urzustandes schöner sein will, als er von naturwegen ist. Auch er will wie Tiere im Interesse der Arterhaltung gefallen.

Da bei Völkern, auch wenn sie behaupten, an der Spitze der Cultur auszuschreiten, der Pöbel oben, unten und in der Mitte vorherrschte, so war von einer zielbewußten Züchtung menschlicher Auslese nie die Rede. Der Gewaltherr: Geschlechtstrieb ließ im Gegenteil bei Menschen die sinnlosesten Streiche verüben. Ragte ein Edeling der Gesinnung und schöpferischer Kraft über die Straßenmenschen auf, so wurde er wie oft von diesen zu Boden geschlagen, weil sie das Bessere nicht vertragen konnten.

Im Codex der Lebensökonomie der Natur sind also einige Grundregeln verzeichnet, die mit unseren ethischen Ansichten nicht in Einklang zu bringen sind. Eng gefaßt lauten sie: Töte um zu leben! Lebe um zu quälen! Vernichte Nebenbuhler! Bekämpfe Nahrungsconcurrenten! Stirb, wenn du lieben willst! Den Preis der Liebe dem Muskelstarken! Hinaus mit dem Schwachen aus dem Dasein! — Gemütlich sind diese Grundsätze nicht und könnten einem guten Weltenlenker kaum entsprechen. Man nehme lieber eine Selbstverwaltung der bösen, bösen Materie an und mache nur diese für alles, was da ist und geschieht, verantwortlich.

Immerhin kann man das Brutale in der Lebenspolitik der Organismen ertragen und sich der wunderbaren Verrichtungen freuen, die das Leben ermöglichen und die in ihren Gipfelpuncten beim Menschen geradehin Erstaunliches zu wege bringen.

Weg mit allen mystischen Vermittlungen, die nichts erklären und nur verwirren. Das Vertrautsein mit dem Weltvorhandenen, mit den wunderbaren Eigenschaften der selbstlosen Souveränin Materie erschließt uns die Erkenntnis der Wahrheit, die uns allein glücklich machen kann.

Nützen wir denn die Mitgift aus, mit welcher uns die Natur ausstattet! Vermissen wir auch Wohlwollen und Vernunftziele in vielen Bezirken des Naturhaushaltes, so sind wir gleichwohl mit solchen Mitteln ausgerüstet, um über alle Hemmnisse hinweg den Idealen gesellschaftlicher Wohlfahrt näher zu kommen. Beklagenswert das Volk, welches diesem Ziele nicht zustrebt.

VIII. Gemeinsames bei Tieren und Menschen.

Tiere haben die Vorherrschaft der Menschen nicht anerkannt. Nur die dümmsten und feigsten unter ihnen schlossen Freundschaft mit dem aufrechtgehenden Collegen und haben es als Haustiere oft bereut, sich einem so rücksichtslosen Gebieter unterworfen zu haben. Näher besehen sinken in der That viele Qualitäten der Pöbelmenschen tief unter jene der Tiere.

Die Denkfähigkeit des Menschen ist nur dem Grade der Entwicklung nach von der Denkkraft der Tiere verschieden. Allerdings leisten Menschen der Auslese in bezug auf schöpferische Gestaltungen Bewundernswertes. Sie ragen aber nur in wenigen Individuen über die Kehrichtmassen empor.

Unter den Tieren findet man keinen Pöbel der Gesinnung und der Herzlosigkeit wie bei Menschen. Tiere leben naturgerecht und halten innerhalb ihrer Sippe teilnahmsvoll zusammen.

Religionsfreien Tieren gegenüber werden vom Glauben belastete Menschen in vielfache Nachteile gedrängt; dies schon deshalb, weil religiöse Täuschungen immer die Achsen richtigen Denkens verschieben und eine unbefangene Beurteilung natur- und vernunftgerechter Lebensinteressen verhindern.

So kommt es, daß sich bei Menschen Denkgebrechen und sittliche Entartungen vererben, während die Erbschaften bei Tieren meist das Naturgemäße und Zweckverständige umschließen. Es fällt auf, daß der Cretinismus nicht bei Tieren sondern nur bei Menschen auftritt, die sich in ihrer Bethörtheit für Nachbildungen Gottes erklären.

Es ist ein Frevel des Christentumes, daß es nicht blos Frauen sondern auch Tiere geringschätzt. Statt die braven Hausgenossen, welche dem Menschen so viel Nutzen bringen,

schon aus Dankbarkeit für ihre Dienste milde zu behandeln, werden die Hilflosen oft feige zu Tode gemartert. Und zwar meist in Ländern, deren Bevölkerung keinen anderen Gedankenbesitz in sich trägt, als den von der katholischen Religion gelieferten. Die Italiener halten sich im Sinne dieser Jenseitslehre für „Schöpfungskronen" und mißhandeln in der herzlosesten Weise Tiere, „weil diese nicht Christen sind."

Volksstämme, die ganz im Banne des Naturzustandes lebten, erkannten die Gleichstellung der Menschen und Tiere im Haushalte der Natur. Sie liebten ihre vierfüßigen Hausgenossen, schonten sie, unterredeten sich mit ihnen und waren für ihre Dienste dankbar.

Griechen bewilligten verdienstvollen Hunden sogar Staatspensionen (Plutarch). Frauen säugten bei Naturvölkern junge Tiere und thun es noch jetzt. Das Mitleid der Menschen der Vorcultur mit Tieren steht sittlich höher als jenes Princip eines „Filosofen", der den Tieren keine Rechte zuspricht, weil sie angeblich „niedere Seelen" besäßen. Gemeine „Seelen" findet man nur bei Menschen, zumal bei grausamen Tierquälern.

Rückständige arische Priester schätzen Tiere nur dann, wenn sie ihnen gebraten vorgesetzt werden und verkennen es, daß der Tierschutz auch zur praktischen Sittlichkeit gehöre.

Es ist beachtenswert, daß Tierstaaten keinen Pöbel kennen, der in Völkergemeinschaften meist oben und unten, aber auch in der Mitte stark vertreten ist. Wir werden unseren Rang als Naturbürger rascher erkennen, wenn wir uns mit dem Haus- und Eigenwesen unserer tierischen Lebensgenossen näher beschäftigen.

Die Antriebe zu Tier- und Menschengesellschaften waren dieselben: das Bedürfniß des gemeinsamen Schutzes gegen stärkere Nahrungsconcurrenten, die Wechselseitigkeit der Hilfsleistungen, die Bequemlichkeiten bei Teilung der Arbeit, die Notwendigkeit einer durch Kraft, Mut und Klugheit überlegenen Führung, der Wunsch nach vergnügter Geselligkeit, der Zusammenschluß der Kräfte bei gemeinsamen Unternehmungen, die Verständigung durch dieselbe Geberden- oder Lautsprache, das Suchen nach günstigen Subsistenzbedingungen und nach neuen Heimstätten.

Tiervereinigungen bildeten sich zunächst zu Schutzzwecken gegen Gefahren, denen das Tier im Einzelkampfe unterliegen müßte. Die Bewachung und Gegenwehr gelingt eben Tiergesellschaften besser als Individuen. Die Raubtierinstincte der Urmenschen wurden in Schutzgemeinschaften gedämpft und gebrochen. Bietet doch auch der Rechtsstaat vor allem Assecuranzen gegen Angriffe entarteter Staatsbürger.

In Herden zusammenlebende Tiere duldeten gern über sich ein durch Intelligenz und Entschlossenheit hervorragendes Leittier, das sich selbst an die Spitze der passiven und denkträgen Artgenossen stellte. Ähnliches geschah in urmenschlichen Gemeinschaften. Die durch Denk- und Muskelkraft aufragenden Leitmenschen stellten sich, ohne viel zu fragen und ohne eine Wahl einzuleiten, an die Spitze der Menschenherde. Sie erschienen von naturwegen zu ihrem Leitamte geeignet und maßten sich dieses an. Man duldete es, weil damit ein gemeinsames Interesse gewahrt wurde.

* * *

Der Hunger war der erste Anreger tierischer und menschlicher Thätigkeit. Er war der Agent der Selbsterhaltung, welche bei Tieren und Menschen die Selbstsucht großgezogen hat, die vor allem das eigene Leben gegen Nahrungsconcurrenten aufrechthalten soll. Wir sind also von naturwegen Selbstlinge. Nur eine vorgeschrittene Erziehung kann die Schattenschläge des gemeinen Egoismus von uns ablenken.

Das erste böse Wort hat die Selbstsucht, das zweite gute Wort die Sorge um das Weib und um die Kinder, also um andere (altrui) gesprochen. Der rohe Egoismus, der andere zu berücksichtigen verschmäht, ging auf die Vernichtung oder Rechtsschmälerung des lieben Nächsten aus.

Erst nachdem die Eigensucht durch Rücksichten für den gleichstrebenden und gleichberechtigten Lebensgenossen in den Hintergrund gedrängt worden war, tagte jene Einsicht, welcher das sittlich Gute, die Herzensteilnahme für andere (Altruismus) entquillt.

Der Mensch ist wie das Tier Leibeigener des Art- und Selbsterhaltungstriebes. Durch die Bedürfnisse des Leibes vom

Gürtel abwärts werden menschliche Handlungen wesentlich beeinflußt und die Achsen der Weltgeschichte in Bewegung erhalten.

Wird von Raubtierinstincten der Menschen gesprochen, so darf dies nicht immer mit einem persönlichen Verschulden in Zusammenhang gebracht werden. Diese Instincte sind eben eine Naturmitgift.

Eine andere hochwichtige Naturgabe verdient volle Beachtung. Tiere, welche bei der Entwicklung des Fötus zwischen dem mütterlichen und kindlichen Teile des Mutterkuchens eine schwammige Haut haben, die Deciduaten, sind schlau, wild und muthig; Tiere jedoch, die jener schwammigen Haut entraten, die Indeciduaten, sind mehr sanft und einfältig. Bei jenen ist das Selbstgefühl und die Kampflust, bei diesen das Mitgefühl, die Liebe zu den Jungen und die Verträglichkeit mehr entwickelt.

Die Deciduaten sind meist Raubtiere, die im Angriffe und in der Abwehr grausam, kräftig und rücksichtslos sind, während die Indeciduaten als sanftmütige Nagetiere durch's Leben gehen.

In jener Zeit, in welcher der Urmensch mit Höhlentigern der Nahrung und Wohnung wegen kämpfen mußte, wog in ihm das Temperament des Raubtiers vor.

Kein Wunder, wenn bei dem treuen Gedächtnisse des organischen Stoffes Erinnerungen an die Raubtiernatur des Urmenschen in uns besonders dann auftauchen, wenn uns auf das theuere Selbstgefühl getreten wird.

Es sind dies Erbstücke, die keineswegs zu den ethischen Kostbarkeiten des Menschen gehören. Allein, es sind Vermächtnisse der Natur, die wir mit uns schleppen müssen. Nur bei einer besonderen Feinheit und Vielseitigkeit der Bildung werfen wir dieses Raubtierfell von uns.

* * *

Bei Tieren wird das einmal im Interesse der Arterhaltung Erdachte, das persönlich Erworbene und Angewohnte vererbt. In der embryonalen Entwicklung kann man die Erinnerungen an den Stammbaum der Tiere verfolgen.

Das was Instinct genannt wird, ist eine Kette von Verrichtungen und Gewohnheiten der Tiere, die als Erbstücke von

den Nachkommen übernommen werden. Die Gedankenerbschaften bei Tieren werden gewöhnlich zweckmäßig verwendet.

Neben Antrieben der Vererbungen tritt verständiges Überlegen und freies Handeln auf, das sich den Verhältnissen anpaßt. Die Einsicht der Tiere im Interesse der Arterhaltung bewegt sich ungefesselt. Tiere lieben die Freiheit und Selbständigkeit oft mehr als Menschen und urteilen oft richtiger und unbefangener als ihre zweibeinigen Lebensgenossen.

Daß sich neben typischen Lebensgewohnheiten auch besondere Erwerbungen und Verrichtungen vererben, sieht man u. A. bei Jagdhunden, die nach Art ihrer Ahnen das Wild bald stellen oder jagen, bald bellend umkreisen oder sich ihm vorsichtig nähern.

Man wird doch kein Wunder dahinter suchen, wenn sich bei Katzen die Artigkeit vererbt, auf den Hinterfüßen stehend nach Hundeart zu bitten? Darwin versichert wenigstens, daß die Kinder einer Katze, die es gelernt hat, wie ein Hündchen zu bitten, diese Höflichkeitsform beibehielten, ohne sie je gesehen zu haben.

Englische Instinctforscher wundern sich über die Intelligenz gewisser „tiefstehender Tiere", die nicht überkommen sein könne, weil man nicht zugeben dürfe. daß die Vorfahren derselben je intelligent gewesen waren. Ihnen erscheint der Instinct als gottgegeben.

Diese Berauschtheit in Gott grenzt an eine sanfte Beleidigung des himmlischen Vaters, da sie eine besondere göttliche Intervention bei artigen Kätzchen und bei Vorstehhunden voraussetzt.

Daß es nicht unabänderliche Instincte gibt, und daß das neuen Zuständen angepaßte Überlegen sich frei bewegt, beweisen jene Wandervögel, die ihre Gewohnheit, südwärts zu reisen, aufgeben, wenn sie einsehen, daß es nicht mehr nötig ist. Sie beziehen dann wie Standvögel feste Wohnstätten und zeigen damit, daß sie nicht Sklaven eines Naturzwanges sind.

Daß sich die Lebenshaltung der Tiere aus der Erfahrung entwickelt, beweisen jene Vögel, die sich vor Menschen beim ersten Zusammentreffen nicht fürchteten. Erst nachdem sie erfahren, wie grausam die Bestie Mensch ist, fing ihre Furcht an. Diese vererbte sich wie die Zahmheit der Haustiere.

Derselbe naturgegebene Verstand, welcher Menschen anregt, zu ihrem Schutze und Behagen Häuser aus Holz, Lehm oder aus Stein zu bauen, treibt die Mauerschwalben an, jene Nester zusammenzukitten, welche von Chinesen so wohlschmeckend gefunden werden.

Die Behauptung mag kühn erscheinen, daß der belebte Stoff das Zweckmäßige, Lebenfördernde selbst erkenne. Allein Thatsachen erweisen es. Das australische Buschhuhn weiß nichts von Gährungswärme, wenn es über seine Eier Blätter hoch aufschichtet, damit sie ausgebrütet werden.

Vögel, die ihre Eier der Sonne zum Ausbrüten übergeben, haben keine theoretischen Studien über die Wirkungen der Wärme gemacht; auch jene Hennen nicht, die so schlau sind, ihre Eier in Treibbeete zu legen, damit deren künstliche Wärme die Küchlein zum Leben aufrüttle.

Weiß da nicht der organische Stoff selbst, was lebensgerecht und zweckmäßig ist, und lenkt er nicht die Anpassung und den Absprung von gewohnten Antrieben, die nicht immer einen Naturzwang bedeuten? Ist da nicht der belebte Stoff selbst ein verständiger Pfadfinder? Wer sollte es denn in jedem einzelnen Falle sein? Doch nicht ein von der Weltvernunft besonders angestellter dämonischer Brutinspector?

Gewiß besitzen Tiere die Fähigkeit, zu urteilen und nach freiem Entschlusse zu handeln. Vererbte Einsichten und Handlungsrichtungen reichen für alle Lagen nicht aus; da wirkt neben den festgelegten Normen der Lebenshaltung die freie Überlegung, die sich neuen Verhältnissen anpaßt.

Ja, das Tier denkt und urteilt wie der Mensch. Wenn Wasserhühner ihre Eier beim Verlassen des Nestes zudecken, was sie an naturgeschützten Stellen nicht thun, — wenn Schwäne, die am Wasser nisten, die Brutstätte höher legen, während das Wasser zu steigen beginnt, — wenn die Elster den Strauch, in dem sie ihrer Familie eine sichere Wohnung errichten will, mit einem Dornenwall umgibt, so sind dieß Erweise kluger Überlegung. Der persönliche Verstand ist da im Interesse der Arterhaltung thätig.

Unsere Baumeister werden in technischen Lehranstalten erzogen. Wer lehrt aber Buchfinken und Webervögel mit Klugheit

und Schönheitssinn ihre Nester bauen? Die Buchfinken überkleiden mit Flechten oder Papierschnitzeln ihre Brutstätte und befestigen diese mit Schnüren, die sie irgendwo erraffen (Darwin).

Der indische Webervogel ist gar ein verständiger Künstler im Nestbau. Das Männchen baut sich frei von jedem Naturzwange eine eigene Villa für sich, in welcher er nachts von des Tages Mühen ausruht. Er ist ein Baumeister zwar ohne Schulkenntnisse, allein sein heller Vogelverstand erlaubt es ihm, selbständig kluge Baupläne zu entwerfen; er richtet sich sein Leben behaglich ein und kommt seinen Pflichten als Familienoberhaupt gewissenhaft nach. Gäbe es eine Vogelrepublik, er verdiente darin die Präsidentenwürde.

Ein Herausfallen aus den Naturfesseln der Instincte findet sich bei der Neigung ungleichartiger Tiere zu einander. Ihre Sympathien greifen über die Artgenossen hinaus. So sah Verfasser Katzen, die von Jugend auf Haushunden eine treue, zärtliche Neigung bezeugten, welche von den Hunden erwiedert wurde. Die instinctielle Abneigung der beiden Tiere erschien da gänzlich aufgehoben.

Vergleicht man den Charakter von Menschen und Tieren, so senkt sich zuweilen die Wagschale zu Gunsten der angeblich vernunftlosen Lebensgenossen. Menschen lassen sich widerstandslos die Mißhandlungen von Despoten gefallen. Anders jene kleine Vögel, welche sich zusammenthun, um ihren Haß gegen Raubvögel durch deren Verfolgung auszudrücken.

Manche Bauernstube erhält ihr Licht durch vernagelte Fenster, die nie geöffnet werden können. Was liegt Landleuten an gesunder Stubenluft? Besser beraten sind Arbeitsbienen, die sich der Reihe nach aufstellen und durch Flügelbewegungen ihren Korb dann ventiliren, wenn sich zu viel Kohlensäure darin angesammelt hat. Darwin hat dies beobachtet.

Als freier Naturbürger, der sich unter kein Instinctjoch beugt, hat sich jener Hahn gegeben, der nach Einbuße seiner Männlichkeit Eier ausbrüten und sich so um die Fortpflanzung der Art verdient machen wollte.

Daß Vögel nach zweckgerechten Urteilen so gut wie Menschen frei handeln, beweisen Kormorane und Seemöven, die von einer

Derselbe naturgegebene Verstand, welcher Menschen anregt, zu ihrem Schutze und Behagen Häuser aus Holz, Lehm oder aus Stein zu bauen, treibt die Mauerschwalben an, jene Nester zusammenzukitten, welche von Chinesen so wohlschmeckend gefunden werden.

Die Behauptung mag kühn erscheinen, daß der belebte Stoff das Zweckmäßige, Lebenfördernde selbst erkenne. Allein Thatsachen erweisen es. Das australische Buschhuhn weiß nichts von Gährungswärme, wenn es über seine Eier Blätter hoch aufschichtet, damit sie ausgebrütet werden.

Vögel, die ihre Eier der Sonne zum Ausbrüten übergeben, haben keine theoretischen Studien über die Wirkungen der Wärme gemacht; auch jene Hennen nicht, die so schlau sind, ihre Eier in Treibbeete zu legen, damit deren künstliche Wärme die Küchlein zum Leben aufrüttle.

Weiß da nicht der organische Stoff selbst, was lebensgerecht und zweckmäßig ist, und lenkt er nicht die Anpassung und den Absprung von gewohnten Antrieben, die nicht immer einen Naturzwang bedeuten? Ist da nicht der belebte Stoff selbst ein verständiger Pfadfinder? Wer sollte es denn in jedem einzelnen Falle sein? Doch nicht ein von der Weltvernunft besonders angestellter dämonischer Brutinspector?

Gewiß besitzen Tiere die Fähigkeit, zu urteilen und nach freiem Entschlusse zu handeln. Vererbte Einsichten und Handlungsrichtungen reichen für alle Lagen nicht aus; da wirkt neben den festgelegten Normen der Lebenshaltung die freie Überlegung, die sich neuen Verhältnissen anpaßt.

Ja, das Tier denkt und urteilt wie der Mensch. Wenn Wasserhühner ihre Eier beim Verlassen des Nestes zudecken, was sie an naturgeschützten Stellen nicht thun, — wenn Schwäne, die am Wasser nisten, die Brutstätte höher legen, während das Wasser zu steigen beginnt, — wenn die Elster den Strauch, in dem sie ihrer Familie eine sichere Wohnung errichten will, mit einem Dornenwall umgibt, so sind dieß Erweise kluger Überlegung. Der persönliche Verstand ist da im Interesse der Arterhaltung thätig.

Unsere Baumeister werden in technischen Lehranstalten erzogen. Wer lehrt aber Buchfinken und Webervögel mit Klugheit

und Schönheitssinn ihre Nester bauen? Die Buchfinken überkleiden mit Flechten oder Papierschnitzeln ihre Brutstätte und befestigen diese mit Schnüren, die sie irgendwo erraffen (Darwin).

Der indische Webervogel ist gar ein verständiger Künstler im Nestbau. Das Männchen baut sich frei von jedem Naturzwange eine eigene Villa für sich, in welcher er nachts von des Tages Mühen ausruht. Er ist ein Baumeister zwar ohne Schulkenntnisse, allein sein heller Vogelverstand erlaubt es ihm, selbständig kluge Baupläne zu entwerfen; er richtet sich sein Leben behaglich ein und kommt seinen Pflichten als Familienoberhaupt gewissenhaft nach. Gäbe es eine Vogelrepublik, er verdiente darin die Präsidentenwürde.

Ein Herausfallen aus den Naturfesseln der Instincte findet sich bei der Neigung ungleichartiger Tiere zu einander. Ihre Sympathien greifen über die Artgenossen hinaus. So sah Verfasser Katzen, die von Jugend auf Haushunden eine treue, zärtliche Neigung bezeugten, welche von den Hunden erwiedert wurde. Die instinctielle Abneigung der beiden Tiere erschien da gänzlich aufgehoben.

Vergleicht man den Charakter von Menschen und Tieren, so senkt sich zuweilen die Wagschale zu Gunsten der angeblich vernunftlosen Lebensgenossen. Menschen lassen sich widerstandslos die Mißhandlungen von Despoten gefallen. Anders jene kleine Vögel, welche sich zusammenthun, um ihren Haß gegen Raubvögel durch deren Verfolgung auszudrücken.

Manche Bauernstube erhält ihr Licht durch vernagelte Fenster, die nie geöffnet werden können. Was liegt Landleuten an gesunder Stubenluft? Besser beraten sind Arbeitsbienen, die sich der Reihe nach aufstellen und durch Flügelbewegungen ihren Korb dann ventiliren, wenn sich zu viel Kohlensäure darin angesammelt hat. Darwin hat dies beobachtet.

Als freier Naturbürger, der sich unter kein Instinctjoch beugt, hat sich jener Hahn gegeben, der nach Einbuße seiner Männlichkeit Eier ausbrüten und sich so um die Fortpflanzung der Art verdient machen wollte.

Daß Vögel nach zweckgerechten Urteilen so gut wie Menschen frei handeln, beweisen Kormorane und Seemöven, die von einer

gewissen Höhe Kruster herabfallen lassen, um deren Weichteile bequemer verspeisen zu können.

Grauspechte machen Risse in Eichen- und Fichtenrinden, um darin zerschlagene Eicheln aufzubewahren und legen sich Vorräte von Haselnüssen an. Das sind Denkacte, wie sie bei Menschen nicht klüger sein können.

Wie zärtlich ist es vom Siedelweber, wenn er sich eine besondere Musikstube neben der Brutstätte seiner Frau baut, um ihr die Langeweile durch Gesang zu vertreiben. Wenn der Schattenvogel sich Wohnungen baut, welche aus drei Zimmern bestehen, die 5—6 Fuß hoch und breit sind, so gibt sich dieses Baugeschick als das Ergebniß von selbständigem Scharfsinn und von Erfahrungen mehrerer Generationen.

Daß Vögel intelligent sind, beweisen sie nicht minder beim Erziehen ihrer Kinder. So tragen pädagogisch kluge Raubvögel ihre Jungen auf dem Rücken hoch in die Luft, um sie im Fliegen zu üben.

Wasservögel entwickeln wieder beim Schwimmunterricht viel Erziehungstact. Sie kommen ihren erziehlichen Elternpflichten besser nach als manche Menschen, die sich das Sittigen der Kinder ohne Zuchtrute gar nicht denken können.

Doch gibt es auch unweise Tiere, die beim Erziehen ihrer Kinder ohne Züchtigungen nicht auskommen können. So die Wallrosse und Seehunde, die mit den Vorderflossen ihre eigensinnigen Jungen klopfen. Auch Katzen, Bären und Affen bestehen bei der Erziehung darauf, daß die Kinder pünctlich gehorchen. Mit der Einübung des „Stechschritts" werden sie aber nicht gequält.

Daß es Tiere gibt, die ihre Familien mit einer Selbstaufopferung beschützen, welche bei Menschen vermißt wird, ist bekannt. Ein anderer Vorzug der Tiere ist es, daß wenige von ihnen boshaft sind und wenn sie sich menschenfeindlich geben, so ist dies gewöhnlich eine Folge tierfeindlicher Mißhandlungen. Dagegen sind naturrohe Menschen fast immer herzlos.

Schlechtberaten war jene Religion, welche die natürliche Gleichstellung von Tier und Mensch übersehend, faselte, daß Tiere Sklaven der Menschen seien, bestimmt, ihnen zu dienen, sie zu nähren und zu erfreuen.

Jahrtausende hat es gebraucht, bevor die wissenschaftliche Naturbetrachtung das Gesichtsfeld für vernünftige Urteile freigelegt und bevor man eingesehen hat, daß den Menschen an seine tierischen Lebensgenossen auch Pflichten knüpfen.

Schon die Gemeinsamkeit natürlicher Antriebe sollte darauf hinweisen, daß der Mensch zum Wohlwollen gegen Tiere ebenso verpflichtet ist, wie zu Rücksichten gegen Artgenossen.

Man braucht in Tieren nicht sentimental die „älteren Brüder der Menschen" zu erblicken, denn es gibt auch gemeinschädliche Tiere, die zu schonen thöricht wäre, allein so viel steht fest, daß der Mensch gegen Tiere Pflichten der Nächstenliebe und Dankbarkeit zu erfüllen hat.

Tiere sind unsere Lebensgenossen und oft besser geartet als Menschen, die beutegierigen „Pächter der Natur". So tief in Klüfte des Unverstandes sind Tiere nie gesunken wie Menschen. Diese verbrauchten unnötig viel Fantasiefosfor, um Göttern zu gefallen, so daß man Tiere hoch preisen muß, die immer gottlos geblieben sind.

Während das Christentum Tieren unsterbliche Seelen abspricht, werden sie ihnen von weniger zurückgebliebenen Religionen zuerkannt. Das Irren mit Grazie ist doch weniger abstoßend als das plumpe Auftreten sinnloser Ansichten, die sich stolz in den Mantel „ewiger Wahrheiten" hüllen.

In China wurde ein „Affenkönig" wert befunden, sich unter Göttern und Heiligen niederzulassen. Der Islam öffnet auch Katzen die Pforten des Paradieses. Die feige Furcht vor Gott gebietet jedoch in christlichen Landen nur am Weihnachtsabend Haustieren gutes und reichliches Futter vorzusetzen, damit sie bei Gott oder bei jenem Engel, der in der heiligen Nacht auf Erden Inspection hält, nicht Klage führen.

Bei religiösen Übungen der Menschen müssen selbst wehrlose Tiere mitleiden. Die Gleichstellung mit Menschen kommt ihnen da nicht zu gute. So lassen die Kurden an Fasttagen die Tiere im Interesse der ewigen Seligkeit mitfasten.

Nicht die Religion, sondern das religionslose Mitleid ist es, welches in einigen großen Städten Asyle für herrnlose Hunde und Katzen erstehen ließ. Spinoza wollte mit Recht nur jene Triebfedern zur Sittlichkeit gelten lassen, welche der Vernunft

entspringen und verschmähte es, im Mitleid eine Quelle sittlicher Thaten zu erblicken, weil es ein Affect sei.

Ihm nach haben Schopenhauer und Nietzsche gegen das Mitleid Spötteleien gerichtet. Wozu spotten? Es ist wahr, daß das Mitleid nur eine schmale Grundfläche für die Pflichten der Menschlichkeit bietet, welche nicht erst auf Augenblicke des Mitgefühls warten darf. Man soll dem Leiden vorbeugen und es nach Möglichkeit bleibend beseitigen.

Gleichwohl kommt Menschen und Tieren die edle Naturmitgift des Mit- und Nachempfindens fremden Leides zu Statten. Das Mitleid treibt dazu an, Leidenden und Entbehrenden zu helfen und ist deshalb ein Agent sittlichen Wohlwollens.

Gewiß muß sich der Pflichtsinn der Menschen in erster Linie auf Überzeugungen stützen. Allein Regungen des Mitleids werden auch bei Culturmenschen Urteile und Überzeugungen ethischer Art anregen.

Der sittlich anständige Mensch hält es für eine Pflicht der Humanität, Darbenden beizuspringen, nicht aus dumpfem Mitleid, sondern aus zielbewußten Antrieben des Gemeinsinns.

* * *

Auf gleicher Stufe der Ansporne zum Handeln stehen Mensch und Tier, wenn sie sich rächen. Bei der Blutrache gilt bei allen Wirbeltieren das Recht, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Spuren dieser Tiersitte haben sich bei Leuten der Viertelcultur im Duell erhalten.

Tiere besitzen wie Menschen ihre Sicherheits- und Gesundheitspolizei sowie ihre Schulmeister, welche ohne Entlohnung aus purem Gemeinsinn sich aus alten, intelligenten Männchen rekrutiren und im Belehren junger unerfahrener Artgenossen eine angenehme Zerstreuung erblicken.

Es verdient Beachtung, daß sich gewisse Thiergedanken auch in menschlichen Einrichtungen durchsetzen. So sind Herdentiere im Interesse ihrer Ernährung auf gemeinsame Weidetriften und andere gemeinschaftliche Nutzungen angewiesen. Tiere sind überhaupt Communisten, deren Gemeinbesitz die Natur beistellt.

Viele Volksstämme halten die Gemeinsamkeit der Habe ebenfalls für einen Vorteil aller Stammesgenossen. Es haben sich bis heute in manchen europäischen Landen Communalgüter erhalten, deren Erträgniß unter die Gemeindesassen verteilt wird.

Das Christentum hat dem Communismus mit Wärme das Wort gesprochen und Mönchsklöster sind nichts anderes als Phalanstère, als Anstalten auf gütergemeinschaftlicher Grundlage. Die Apostel des Zukunftsstaates aus Arbeiterkreisen wollen gleichfalls aus den Anregungen der Herdentiere Nutzen ziehen und entwerfen kühne communistische Pläne.

Gemeinsame Züge weisen auch die Ehen der Tiere und Menschen auf. Es kommen nämlich bei Tieren ebenso wie bei Naturvölkern Viel-, Ein- und Gemeinschaftsehen sowie Vielmännerei vor. Tiere entwickeln jedoch dabei mehr Stil und anständigere Formen als gemeine Menschen.

* * *

Daß mit den natürlichen Regungen der Selbst- und Arterhaltung die ersten Spuren sittlichen Verhaltens zusammenhängen, zeigt sich im Tierleben deutlich. Daß der Geschlechtssinn sittigt und veredelt, sieht man bei Liebenden. Diese nähern sich einander zärtlich und rücksichtsvoll.

Die Liebe mildert oder verzehrt bei Tieren die Selbstsucht, macht opferfähig und zeitigt den Familien- und Gemeinsinn. Bei Menschen zeigten sich ebenfalls Spuren der Sittigung durch Neigung, allein bei langsamerer Entwicklung und bei häufigen Rückfällen in's Perverse.

Die geschlechtliche Annäherung läßt in Tieren Regungen für das Schöne und Künstlerische keimen; sie macht zumal Männchen zu Baumeistern, Componisten, Decorateuren und zu poetisch aufgelegten Improvisatoren.

Daß Liebe den Egoismus bei Tieren verzehrt, bewiesen dem Verfasser ein Hund und ein Kater. Der Hund trug mit großer Selbstverleugnung der Erwählten seines Herzens die besten Bissen zu und der Kater führte sein Katzenideal zum Eßnapf; er sagte der Freundin damit, daß er nicht nur seine Gefühle, sondern auch die beste Habe: das Futter ihr zu Füßen lege.

Hähne verstehen es ebenfalls gegen ihre Frauen ritterlich zu sein und stellen durch ihre Herzensartigkeit rohe Genußmenschen in Schatten.

Die Liebe regt bei Tieren Kundgebungen der Rücksicht an, die man bei Tiermenschen nicht findet. So erweisen die Laubenvögel ihren Weibchen in der Minnezeit Aufmerksamkeiten, die man bei heiratslustigen Negern und Rothäuten nicht antrifft. Sie bauen ihnen nämlich aus Gras und Laub nette Hütten und schmücken sie mit farbigen Papageienfedern, mit gestohlenen zierlich geschnitzten Tomahawk, mit roten, blauen und schwarzen Beeren, mit Muscheln, hellem Kattun, mit rosigen Blättern und gebleichten Knochen. Die australischen Prinzenvögel verwenden das nach ihren Begriffen Schöne, wo sie es finden, um der Geliebten damit eine Freude zu machen. Die Australneger erbauen sich an diesem Vorbild nicht.

Darf man mit einigen Aesthetikern den Tanz in die Kreise der Kunst einbeziehen, so kann man zugeben, daß auch diese Form der Kunst der Liebe nicht fremd bleibt. Die oft absonderlichen Tänze verliebter Vögel beweisen es, daß die Liebe eine Tanzmeisterin ist.

Darwin erzählt, daß sich ein verliebter Alligator mit erhobenem Kopf und Schwanz auf der Oberfläche des Wassers wie ein Indianerhäuptling beim Einstudiren eines Kriegstanzes herumdrehte.

Auf eine Kunststufe höher schwingen sich Vögel mit ihren Minnegesängen. Um ihren Bräuten zu gefallen, strengen sie ihre Kehlen zuweilen so übermäßig an, daß sie tot vom Baume sinken. Ein musikalisches Sterben aus Liebe!

Andere Vögel wollen beim Freien durch Äußerlichkeiten die Erwählte ihres Herzens bestricken, indem sie, wie Pfauen und Argusfasane, ihr schönes Gefieder ausbreiten. Sie bemühen sich durch Schönheit der Geliebten Freude zu machen. Jedenfalls ist dies anständiger, als die bloße Anwendung der Körperkraft, welche die Natur angeblich als Mittel der Zuchtwahl in's Treffen stellt.

Man findet bei Vogelmännchen eine solche Stilisirung der geschlechtlichen Liebe, der man bei Männern des Naturzustandes kaum wieder begegnet. So sitzen verehelichte Bartmeisen immer

fest aneinander gedrückt und beim Schlafen deckt eines das andere mit den Flügeln zu. Viele sterben vor Sehnsucht nach dem toten Gefährten. Ein Zoologe nannte diese treue Vogelliebe „geistig". Dieses Wort verhüllt feierlich immer ein Stück Unwissenheit.

Zart empfindende Vogelgatten unterhalten ihre brütenden Frauen nicht blos mit Gesang und mit Lufttänzen, sondern sie füttern sie auch und lösen sie beim Brüten ab. Das ist Familiensinn, der bei Durchschnittsmenschen in diesem Zärtlichkeitsgrade nicht allzuhäufig vorkommt.

Der Mensch des Straßenschlages verfällt im Banne des Geschlechtstriebes leicht der Entartung. Tiere weichen von gewissen verstandesgerechten Linien der Lebenshaltung nicht ab. Sie sind nie gemein, boshaft, tückisch und grausam wie das Wirbeltier: Mensch und halten in allem Maß. Schon deshalb verdienen sie unsere Herzensteilnahme.

* * *

Begrüßen wir bei Menschen in der Mutterliebe eine Quelle ethischer Antriebe, so muß man es bei Tieren ebenfalls gelten lassen, daß sich in ihre Elternliebe die ersten Wurzeln sittlicher Regungen senken.

Allerdings ist die Mutterliebe nur eine Form des Naturdranges, die Art zu erhalten. Sie ist eine Tugend von naturwegen, die sich bei Tieren oft kräftiger bethätigt, als bei Naturvölkern. Während diese ihre Kinder aussetzen, töten oder mästen, um sie dann gebraten zu verzehren, wie es australische Negerinen thun, kennt man bei Tieren viele Züge rührender Mutterliebe.

A. Brehm erzählt in seinem zehnbändigen Werke: „Tierleben", daß die letzte That einer Aeffin, die von einem Jäger in's Herz geschossen wurde, von Mutterneigung eingegeben war. Sie raffte den Rest ihrer sinkenden Körperkraft zusammen, hob ihr Junges auf einen Ast, damit es davonklettern könne und fiel dann tot zu Boden.

Gewiß steht die Elternliebe im Dienste des aufrechten Artbestandes, den die Natur erzwingt. Allein sie ist auch eine Form

selbstloser Liebe, die zu den vornehmsten Einrichtungen des organischen Lebens gehört. Wenn die Sorge für die Jungen das Leben der Fischväter und Fischmütter erfüllt, die ihren Kindern selbst im Munde eine Schutzstätte gewähren, so erfreut dieses Abspringen von den Gewohnheiten der ausschließlichen Selbstbeschäftigung.

Wenn Tiereltern in ihren Eiern und in ihren Jungen ein Stück ihres eigenen Lebens erblicken, so erscheint die elterliche Neigung wie ein Sprosse der Selbstliebe. Nur Menschen erkennen auf der Höhe der Einsicht, daß Kinder die einzige Form einer relativen Unsterblichkeit ihrer Eltern sind und sie setzen alles daran, um ihre eigenen guten Eigenschaften in den Kindern fortblühen zu lassen.

Aus der Elternliebe entwickeln sich manche Tiertugenden: Treue in der Neigung, Arbeitslust, Mut, Sparsamkeit, Eifer im Erziehen der Jungen, Selbstlosigkeit, ja die Fähigkeit, für die gefährdete Familie selbst das Leben zu opfern. An der Kurbel dieser Tugenden steht der Trieb der Arterhaltung.

Zuweilen mischen sich mit den Rücksichten für die Familie unsaubere Elemente der Ichliebe. So beschützt zwar der Polygamist Hahn seine Frauen, allein er will auch ihr Herr sein, dem sie unbedingt zu folgen haben. Er ist ritterlich gegen sie, opfert ihnen leckere Funde, stürzt sich tapfer auf deren Feinde, allein er ist als Fanatiker der Vielehe auch etwas Despot.

In der Polygamie verbindet sich überhaupt Hab- und Herrschgier mit dem Geschlechtstrieb. Selten findet man bei tierischen Polygamisten Regungen opferfähiger Neigung. Bei Straußen, die sich Hareme anlegen, verpflichtet Vielweiberei allerdings zur Teilnahme an der Brütung. Also doch mehr Herz, als bei müden rohen menschlichen Polygamisten, die sich um ihre Kinder wenig oder gar nicht kümmern.

* * *

Die Liebe für die Familie erweitert sich bei Tieren zur Neigung für die ganze Gattung und erhebt sich so zum Gemeinsinn, der auch für Menschen ein ethisches Strebeziel bleibt.

Bei Tieren wie bei Menschen kommen Fälle vor, wo das eigene Leben auf's Spiel gesetzt wird, um ein anderes zu retten. Nur eine krankhafte Vorliebe für logische Querstände kann die Sorge für andere, den Altruismus, verhöhnen. Diese Teilnahme für andere ist ein kostbares ethisches Gut. Auch Tiere stellen es hoch und geben sich bei Kundgebungen ihres Gemeinsinns mit mehr Sauberkeit als jene reichen Leute, die bei ihren Subscriptionswohlthaten entweder die „Erhebung" in den „Adelstand" oder wenigstens einen bequemen Parquettsitz in der „ewigen Seligkeit" erwarten. Zu dieser Corruption sinken Tiere nicht herab.

Man kann zu einer richtigen Beurteilung des sittlichen Wertes von Tieren vordringen, wenn sie uns Beweise selbstloser Nächstenliebe geben. So beobachtete Lamark Schwalben, die einem ihres Nestes beraubten Vogelpaar in zwei Tagen ein neues Heim erbauten. Wenn Hunde aus freien Stücken ertrinkenden Menschen nachspringen, um sie zu retten, so ist auch dies ein achtenswerter Erweis von Gemeinsinn.

Merkwürdig bleibt es, daß gerade Vogelherzen so weich empfinden. Vögel waren es, die ihre blinden oder verkrüppelten, der Selbsternährung unfähigen Genossen oder die verlassenen Jungen anderer Vogelarten fütterten. Gerührt wird man, hört man von Ameisen, die blinden hilflosen Höhlenkäfern Nahrung reichen. Die Natur hat diese Käfer zum Leben in der Finsterniß organisirt und hat zugleich Mitleid in das kleine Ameisenherz gelegt, sodaß dabei die augenlosen Käfer rascher zum Futter gelangten.

Leider muß man Ameisen auch ein Laster nachsagen: sie ziehen sich Sklaven auf und sind überhaupt, vielleicht eben wegen ihrer vorgeschrittenen Intelligenz genußsüchtige Egoisten, wie es ihre Neigung für Blattläuse beweist, die sie züchten und melken.

Man darf es nicht verschweigen, daß auch im Tierreiche neben Tugenden Frevel stehen. Wespen sind zwar brave Mütter, allein gleichwohl sind sie lasterhaft, weil sie mit ihren Stichen auf das grausamste jene Raupen betäuben, welche sie als Nahrung für ihre Larve bestimmen. (Fabre.)

Die Natur ist also nicht immer für Sittlichkeit eingenommen; was ficht sie auch das an, was wir für ethisch anständig halten!

Hähne verstehen es ebenfalls gegen ihre Frauen ritterlich zu sein und stellen durch ihre Herzensartigkeit rohe Genußmenschen in Schatten.

Die Liebe regt bei Tieren Kundgebungen der Rücksicht an, die man bei Tiermenschen nicht findet. So erweisen die Laubenvögel ihren Weibchen in der Minnezeit Aufmerksamkeiten, die man bei heiratslustigen Negern und Rothäuten nicht antrifft. Sie bauen ihnen nämlich aus Gras und Laub nette Hütten und schmücken sie mit farbigen Papageienfedern, mit gestohlenen zierlich geschnitzten Tomahawk, mit roten, blauen und schwarzen Beeren, mit Muscheln, hellem Kattun, mit rosigen Blättern und gebleichten Knochen. Die australischen Prinzenvögel verwenden das nach ihren Begriffen Schöne, wo sie es finden, um der Geliebten damit eine Freude zu machen. Die Australneger erbauen sich an diesem Vorbild nicht.

Darf man mit einigen Aesthetikern den Tanz in die Kreise der Kunst einbeziehen, so kann man zugeben, daß auch diese Form der Kunst der Liebe nicht fremd bleibt. Die oft absonderlichen Tänze verliebter Vögel beweisen es, daß die Liebe eine Tanzmeisterin ist.

Darwin erzählt, daß sich ein verliebter Alligator mit erhobenem Kopf und Schwanz auf der Oberfläche des Wassers wie ein Indianerhäuptling beim Einstudiren eines Kriegstanzes herumdrehte.

Auf eine Kunststufe höher schwingen sich Vögel mit ihren Minnegesängen. Um ihren Bräuten zu gefallen, strengen sie ihre Kehlen zuweilen so übermäßig an, daß sie tot vom Baume sinken. Ein musikalisches Sterben aus Liebe!

Andere Vögel wollen beim Freien durch Äußerlichkeiten die Erwählte ihres Herzens bestricken, indem sie, wie Pfauen und Argusfasane, ihr schönes Gefieder ausbreiten. Sie bemühen sich durch Schönheit der Geliebten Freude zu machen. Jedenfalls ist dies anständiger, als die bloße Anwendung der Körperkraft, welche die Natur angeblich als Mittel der Zuchtwahl in's Treffen stellt.

Man findet bei Vogelmännchen eine solche Stilisirung der geschlechtlichen Liebe, der man bei Männern des Naturzustandes kaum wieder begegnet. So sitzen verehelichte Bartmeisen immer

Die Familie und deren Interessen waren bei Tieren und Menschen die Grundlage von Gemeinschaften. Die Selbst- und Arterhaltung gaben zu deren Bildung den äußeren Anstoß, nicht Gott.

Das Königtum findet eines seiner Vorbilder bei Affen. Bei diesen werden Führer geduldet, welche an Kraft und Einsicht den Artgenossen überlegen sind, für welche sie denken und deren Handeln sie lenken.

Die Leitaffen sind um den Schutz ihrer Gefolgschaft gewissenhaft besorgte Tiere, die sich von absoluten Fürsten, welche die Sehnsucht ihrer Pflegebefohlenen nach Glück und Freiheit für alberne Träume erklären, auf das vorteilhafteste abheben.

Menschenhirten sind nicht immer so muthig und klug wie die Herdenführer von Affen, die erst nach siegreichen Kämpfen mit Nebenbuhlern anerkannt werden.

Affen- und Menschenherzoge haben leider manche arge Despoteneigenschaften gemein. Beide sind herrsch- und rachsüchtig, tückisch, zornig, zänkisch, reizbar, grämlich und boshaft.

Leiter von Affen- und Menschenherden zeigen auch bei Raubzügen, die Eroberungskriege bei Menschen heißen, gleichlaufende Rücksichtslosigkeiten. Doch gebührt Menschen da der Vorrang.

Leitaffen und orientalische Fürsten sind der Vielweiberei ergeben und überwachen eifersüchtig ihren Frauenbesitz. Während es arische Völker gibt, welche Defectmenschen als Führern gehorchen, werden bei Affen die Leittiere nicht „geboren", sondern sie müssen ihre Begabung zur Führerschaft beweisen.

Bei arischen Fürsten haben mitunter nebst der Geburt große Unbildung und sittliche Verwilderung den Befähigungsnachweis für den Thronbesitz geliefert. Von Tiergemeinschaften werden gemeinschädliche Zwingherrn in der Oberherrschaft nicht geduldet. Das blieb nur Menschen vorbehalten.

Der Gemeinsinn eines Affenvolkes prägt sich in anständigen Formen aus. Sie helfen und beschützen sich gegenseitig gegen Feinde, die ihnen an Kraft weit überlegen sind, und empfinden für einander lebhafte Sympathie, wie man es besonders beim Erkranken oder Ableben eines Artgenossen wahrnimmt.

Gutmütigkeit für jeden Fall ist nicht ihr Beruf, wie es die zuweilen grausamen Methoden im Dienste der Selbst- und Arterhaltung darthun. Sie läßt morden, damit anderen das Leben bleibe.

Wenn das Männchen des Nashornvogels das brütende Weibchen so im Nest einmauert, daß nur ein kleines Loch übrig bleibt, durch welches ihm und später den Jungen das Futter gereicht wird, so ist dies eine ausgesuchte Gemütlosigkeit.

Eine ruchlose Sitte ist es auch, daß verwundete, schwache oder kranke Wirbeltiere von ihren Artgenossen angegriffen und getötet werden.

Bei Naturvölkern werden ebenfalls alte und kranke Stammesgenossen lebend dem Grabe übergeben. Daß sich Tiere zu wohlwollenden Artigkeiten nicht immer verpflichtet sehen, beweisen auch Raubmöven, welche andere Seevögel zwingen, ihnen die bereits verschlungene Beute zu überlassen.

Von naturwegen wird auch nichts dagegen eingewendet, daß der junge Kukuk die schwächeren Pflegegeschwister aus dem Neste herauswirft. Sein Hunger macht ihn zum Verbrecher. Darwin spricht vom „Schöpfer", der das Gesetz aufgestellt habe: Die Starken seien dem Leben geweiht, die Schwachen dem Tode. Ein unedles Gesetz.

Die Natur wendet gegen die Vererbung schlechter Eigenschaften bei Menschen und Tieren gar nichts ein. So ist der Haß zwischen Hund und Katze angeboren. Daß es so ist, beweisen blinde Kätzchen, welche pusten und pfauchen, wenn man ihnen eine Hand hinhält, die eben einen Hund gestreichelt hat.

Die Natur läßt auch von Tieren thörichte Streiche begehen, welche der Selbst- und Arterhaltung widersprechen und hemmt es nicht, wenn Tiere ihr Leben preisgeben, während sie es zu erhalten suchen.

Von Futtermangel geplagt wandern nämlich Lemminge, Eichhörnchen und Hermeline in Scharen über weite Landstriche und übersetzen Ströme, um im Meere zu verkommen. Nahrungssorgen jagen den Armen den Verstand aus dem Kopfe und ein Thor macht viele wie bei Menschen.

*   *   *

Die Familie und deren Interessen waren bei Tieren und Menschen die Grundlage von Gemeinschaften. Die Selbst- und Arterhaltung gaben zu deren Bildung den äußeren Anstoß, nicht Gott.

Das Königtum findet eines seiner Vorbilder bei Affen. Bei diesen werden Führer geduldet, welche an Kraft und Einsicht den Artgenossen überlegen sind, für welche sie denken und deren Handeln sie lenken.

Die Leitaffen sind um den Schutz ihrer Gefolgschaft gewissenhaft besorgte Tiere, die sich von absoluten Fürsten, welche die Sehnsucht ihrer Pflegebefohlenen nach Glück und Freiheit für alberne Träume erklären, auf das vorteilhafteste abheben.

Menschenhirten sind nicht immer so muthig und klug wie die Herdenführer von Affen, die erst nach siegreichen Kämpfen mit Nebenbuhlern anerkannt werden.

Affen- und Menschenherzoge haben leider manche arge Despoteneigenschaften gemein. Beide sind herrsch- und rachsüchtig, tückisch, zornig, zänkisch, reizbar, grämlich und boshaft.

Leiter von Affen- und Menschenherden zeigen auch bei Raubzügen, die Eroberungskriege bei Menschen heißen, gleichlaufende Rücksichtslosigkeiten. Doch gebührt Menschen da der Vorrang.

Leitaffen und orientalische Fürsten sind der Vielweiberei ergeben und überwachen eifersüchtig ihren Frauenbesitz. Während es arische Völker gibt, welche Defectmenschen als Führern gehorchen, werden bei Affen die Leittiere nicht „geboren", sondern sie müssen ihre Begabung zur Führerschaft beweisen.

Bei arischen Fürsten haben mitunter nebst der Geburt große Unbildung und sittliche Verwilderung den Befähigungsnachweis für den Thronbesitz geliefert. Von Tiergemeinschaften werden gemeinschädliche Zwingherrn in der Oberherrschaft nicht geduldet. Das blieb nur Menschen vorbehalten.

Der Gemeinsinn eines Affenvolkes prägt sich in anständigen Formen aus. Sie helfen und beschützen sich gegenseitig gegen Feinde, die ihnen an Kraft weit überlegen sind, und empfinden für einander lebhafte Sympathie, wie man es besonders beim Erkranken oder Ableben eines Artgenossen wahrnimmt.

Gemeinsinn zeigen auch Büffel und wilde Pferde, welche von Raubtieren verfolgt zur Verteidigung einen Kreis schließen, in dessen Mitte die jungen Tiere gestellt werden. Menschen stumpfsinniger Art lassen es ruhig geschehen, wenn die Jugend von Widersachern vernünftigen Denkens umstellt und moralisch vergiftet wird.

Vögelgesellschaften ziehen eine republikanische Lebensführung jeder anderen vor. Gemeinsame Führer haben sie nicht, aber Wächter und Kundschafter, die sie an Orten aufstellen, wo sie einmal bereits in Gefahr waren. Vogelwächter halten Dienst im Interesse anderer und geben oft ihren eigenen Vorteil preis, um Artgenossen nützlich zu sein. Da sprudeln Rücksichten des Wohlwollens schon auf.

Es gibt leider auch Tiergenossenschaften, die sich mit Krieg gern befassen. Sie sind da durchaus menschenähnlich. Ameisen ersinnen schlaue Raubpläne; — soll ein anderer Ameisenbau beraubt werden, so umgeht während des Kampfes ein Teil der Angreifer den Schlachtenflügel und entträgt aus dem leerstehenden Bau auf Schleichwegen die Puppen.

Merkwürdig äußerte sich der Gemeinsinn der Ameisen, als der Naturforscher Forel feindliche Ameisen in einem Sacke zusammenschüttelte. Aus Feinden wurden da rasch friedliche Bundesgenossen. Alle Ameisen mit Ausnahme der Soldaten, die nie arbeiten, wurden zu Ammen, stopften den Jungen Honig in den Mund und trugen sie auf dem Rücken.

Ermattete Soldaten und Patienten wurden gleichfalls rücklings getragen und Hungernde mit Honig gelabt. Aus Feinden wurden mit einem Schlage durch gemeinsame Not Vertreter der Humanität. Das beleuchtet die freithätige Intelligenz und das „gute Herz" der Insecten.

Daß die Termiten geschickte Architecten sind, beweisen die tiefen Gänge, bedeckten Wege, Brutstätten, Wohnräume, Getreidekammern und offenen Ventilationsgewölbe ihrer Baue. Die Neger sind nicht so gewandte Baumeister wie die Termiten.

* * *

Bei manchen Tieren findet man auch genaue Vorstellungen über das **Eigentum** und **Achtung** des **Besitzes**. Es werden

von ihnen die Abgrenzungen des Jagdgebietes, Vorräte an Nahrungsmitteln und die selbsterbauten Wohnstätten wechselseitig respectirt. Selten kommen Eingriffe in fremdes Eigentum vor; — dann aber waltet die Strafjustiz der Tiere gegen die Frevler nachsichtslos.

Die körperliche Schwäche der Artgenossen wird bei manchen Tieren verächtlich behandelt. Auch Menschen verachten die Schwäche, ohne sich dessen bewußt zu sein, daß die Stärke der Despoten eben auf der Schwächlichkeit der zum Widerstande unentschlossenen Herdenmenge beruht.

Durch harte Behandlung der Führer werden Tier und Mensch zu willenlosen Knechten und entarten. Mut und Verstand der wilden Schafe gehen verloren, wenn sie durch Zwangsmittel gezähmt werden. Zahme Schafe folgen dem Leithammel blindlings und springen ihm in Abgründe oder in Wasserfluten nach.

Dem albernen Führer folgt die dumme Menge, wenn er sie von einer Gefahr durch den Tod befreien will. Menschliche Herden, die von Despoten immer nur hart behandelt werden, tragen mit der Zeit ihr Joch in gedankenloser Schafsgeduld. Sie können sich nicht zu der Erleuchtung aufschwingen, daß bei der Menge die Macht liegt, welche das Ende einer grausamen Herrschaft bedeutet. Sie erheben sich nicht zu der Einsicht, daß ein Volk das Recht hat, sich eines entarteten Fürsten und der Stahlfesseln zu entledigen, an denen es schleppt.

Diese Fesseln sind der ererbte passive Haustiergehorsam, die Entmannung durch Religion, die in der Willkür des Despoten den Willen Gottes grüßt, die erschlaffte Denkfähigkeit, die sich zu festen Entschlüssen nicht durchfinden kann, der Mangel an jedem vernünftigen Unterricht und jene durch Trägheit aufgezüchtete Gebundenheit, die sich mit allen überkommenen socialen Übeln zufrieden gibt, ohne sich zu dem Wunsche nach Besserem aufzuraffen.

In Gemeinschaften von Tieren, die ihre Lebenshaltung selbst bestimmen, kommt eine Analogie solcher Zustände nicht vor. Überhaupt kann man beim Vertrautwerden mit der Lebensführung der Tiere erkennen, daß deren Unterschätzung von ebensovielen Irrtümern umgeben ist, als die Überwertung jener Menschen, die sich aller Pflichten des Wohlwollens gegen Tiere enthoben sehen.

IX. Kritische Widerstände im Dienste des Wissens.

Die Wege zur Erkenntniß werden durch das Betrachten und Erfassen des Welt- und Lebenswirklichen, durch das kritische Prüfen der Begriffe, durch das Zergliedern von Hypothesen der Fantasie sowie durch das Erwägen geebnet, ob Vorstellung und Vorgestelltes sich decken. Dieser Zusammenschluß fehlt bei Begriffen, die unser Denken beherrschend wichtige aber hohle Denkformen sind.

Alle Zeitwörter sind Begriffshülsen, ohne die wir nicht denken und sprechen könnten. Allein auf Sachen beziehen sie sich nicht; nur auf Zustands-, Bewegungs- und Handlungsformen, auf Allgemeines also, dem das Kennmal des wirklich Vorhandenen abgeht.

Das Wissen um das Naturwirkliche, um die fysischen Bedingungen und Gesetze des Lebens, um die Eigenschaften des organischen Stoffes sowie um alles vom Menschen Geschaffene und über Völker Verhängte liefert uns sichere Richtmasse zur Beurteilung von Irrtümern.

Es ist betrübend genug, daß sich nur erlesene Menschen nach dem Festland des Wissens umsehen, und daß der Wunsch, richtig zu denken, sich bei Leuten des Naturbannes und des Culturanfangs kaum kundgab. Wie oft spielte ein mit feierlichem Pathos ausgesprochener Irrtum eine große historische Rolle, weil ihm die Volksmenge bei ihrer Verehrung des Sinnlosen und Unverständlichen ungeprüft in's Herz schloß!

Je betagter ein Irrtum geworden, desto fester saß er durch das fatale Gesetz der Vererbung und der Trägheit den Menschen

im Gedächtniß und wurde als alte Wahrheit hochgehalten. Wehe jenen, die an der Standhältigkeit solcher Wirrsale zweifelten.

Die stumpfsinnige Menge, welche die Bequemlichkeiten des Fehldenkens liebgewonnen hat, fühlte nie das Bedürfniß, der Minderheit erleuchteter Denker zu folgen, die als Feinde Gottes und der Wahrheit zu Boden gestreckt wurden. Die Pöbelmenge konnte es nicht vertragen, daß man ihr Querköpfigkeit nachweise und daß einzelne Personen einsichtsvoller seien als die große Volksmehrheit. Die Majoritäten haben seit jeher Unrecht gehabt, auch in Parlamenten.

Es ist ein undankbares Geschäft, die Pöbelmehrheit ihren Mißkennungen idealer Werte entreißen zu wollen. Der Stahlring, welcher die Herde der Tiermenschen oben und unten um heilige Irrsale gespannt hält, schließt fest.

Männer der naturwissenschaftlichen Forschung treten leider selten mit dem Enthüllen ihrer letzten Gedanken auf, weil dies mitunter mit Gefahren für sie verbunden wäre. Des Atheismus Verdächtige werden gemaßregelt.

Sicherer sind Psychologen, die ihr Geschäft ohne Psyche flott betreiben, weil ihnen physiologische und biologische Kenntnisse fremd sind. Ausgezeichnet werden durch Titel und Orden nur Männer, die dem lieben Gott immer neue Fauteuils auspolstern und immer wieder das Wesenlose als Ursprung aller Wesenheiten pathetisch preisen.

Gewiß wurde alles Richtige und Vernünftige schon oft gedacht; das Längsterkannte wurde aber immer wieder vergessen, — nur den alten Irrtümern ging der Atem nicht aus.

Es sollte den Lebensatem jener G e m e i n s i n n nur nicht verlieren, dem daran liegt, bessere Zustände vorzubereiten.

Man muß sich vor allem bemühen, dem zaghaften und urteilslosen A u t o r i t ä t s g l a u b e n die Fundamente zu unterwühlen, jener unanständigen Ehrfurcht, die sich vor Thorheiten verbeugt und den Wert der kritischen Widerstände im Dienste des Wissens nicht erkennt.

Diese Widerstände fordert aber die höchste Autorität, die es gibt, jene der W a h r h e i t. Gegen dummes Irren zu rebelliren, fordert ethische Zucht; beim Prüfen von Behauptungen sich nicht

um den Glanz eines Namens, sondern nur um deren Wahrheitsgehalt zu kümmern, verlangt die Achtung vor dem Wissen.

Die Bergwege, welche die nach Erkenntnissen auslugende Kritik beschreiten muß, sind zuweilen steil, allein wie köstlich ist der Anblick des weitgespannten Gesichtsfeldes, das man auf den Höhen des Wissens überschaut!

Betreten wir denn die Wege unbefangener Kritik und prüfen wir den Wertgehalt einiger Äußerungen berühmter Denker. Die Wahrheit kann man hiebei getrost höher stellen als die Berühmtheit.

Im Besitze naturwissenschaftlicher Kenntnisse wird man menschliche Verdienste nicht Gott zuschreiben und überhaupt wird man richtiger urteilen, wenn man jenseitige Verbohrtheiten aus dem Spiele läßt. Je mehr man Gott im Munde führt, desto deutlicher zeigt man seine Zurückgebliebenheit in der Einsicht.

Einige concrete Fälle sollen es klarstellen. So hat H. von Sybel nach den großen Siegen der Deutschen in Frankreich 1870—71 gefragt: „Wodurch hat man die Gnade Gottes verdient, so große und mächtige Dinge erleben zu dürfen!" Gnade Gottes? Nicht doch! Die politische Frivolität und Unüberlegtheit der Gallier, die trefflichen Berufskenntnisse der deutschen Feldherrn, die Ausdauer und Tapferkeit der braven deutschen Soldaten haben die großen und mächtigen Dinge veranlaßt. Vernünftige Männer sollten den Namen Gottes nicht eitel nennen. Menschliche Verdienste soll man ohne Anrufung eines berühmten Begriffes ehren!

Ein anderer Historiker Thomas Carlyle meint, daß die höchste Wahrheit für den Menschen nur in der Form des Symbols bestehen könne; das Symbol rede und schweige, entdecke und verberge zu gleicher Zeit.

Auch da ein Spiel mit Begriffen, deren Inhalt unverstanden blieb! Kann ein Symbol überhaupt ein passender Ausdruck für die Wahrheit sein? Sollte es wirklich hohe, höhere und höchste Wahrheiten geben? Kann man eine unklare Vorstellung die „höchste Wahrheit" nennen?

Muß sich etwa die Wahrheit des Satzes, daß in allen Weltkörpern dieselben Grundstoffe vorhanden sind, an ein Symbol anlehnen, um verstanden zu werden? Soll etwa die „höchste

Wahrheit" Gott nur in der brüchigen Form eines Symbols bestehen, das gleichzeitig „entdeckt und verbirgt"? Bedeutet es für fromme Leute nicht eine Geringschätzung Gottes?

Carlyle verwirft den kirchlichen Glauben, spricht sich aber gleichwohl für eine Religion aus; diese sei das, was der Mensch sich praktisch zu Herzen nimmt und was er „in seiner inneren Beziehung zu diesem geheimnißvollen Universum für sicher hält".

Konnte er nicht deutlicher von sittlichen Grundsätzen sprechen, an denen der religionslose Mensch festhält?

Wenn Jean Paul in seiner „Levana" sagt: „Religion ist die Poesie der Moral, der hohe Stil des Lebens", so ist dies nur eine Wortarabeske, die Unrichtiges behaüptet, weil die Wesenheiten der Religion und Moral sich nicht decken.

Die Geschichte beweist es doch, daß die Religion nicht die Poesie, sondern das Grab der Moral und eine Verseuchung des Lebens ist. Niemand hat das Recht, Frevelthaten gegenüber in das Wort: Religion edle Unmöglichkeiten zu deuteln.

Ein Mann, welcher Geschichte machte und nicht schilderte, Feldmarschall Moltke, äußerte: „Ohne den Krieg würde die Welt in Fäulniß geraten und sich in Materialismus verlieren".

Durch den dreißigjährigen Krieg faulte in Deutschland sehr viel an und das Wort „Materialismus" sollte man dem Ausdruck: Schlemmerei nicht gleichsetzen. Abgesehen davon, daß auch während eines Krieges geschlemmt wird, war sich der ausgezeichnete Feldherr nicht darüber klar, daß die Materie die Wunderbares schaffende Herrin der Welt ist.

Als der Politiker der großen Erfolge, Bismarck den vielbewunderten Satz aussprach: „Wir Deutsche fürchten nur Gott und sonst Niemanden", so stand er nicht im Besitze jener Kenntnisse, die es gestatten, den Gottesbegriff zu prüfen.

Daß Gottgläubigkeit zum logischen Denken nicht verpflichtet, erkennt man auch an einem Tischgespräche Bismarcks vom J. 1870, in welchem der Mann der ehernen Willenskraft bekannte, er würde ohne den Glauben an die göttliche Vorsehung sofort sein Geschäft als Staatsmann aufgeben. Ferner gestand der Fürst, daß er ohne den Glauben an ein Leben nach dem Tode kein Royalist wäre. „Nehmen Sie mir meinen Glauben so nehmen Sie mir mein Vaterland."

Ohne Glauben hätte somit Bismarck kein Vaterland gehabt und hätte es auch nicht politisch einigen können! Wie betrübend! — Sollte man nicht meinen, daß ein vernünftiger Staatsmann ohne den Glauben an ein Nachdasein umso eifriger bemüht sein müßte, dem Vaterlande zu nützen, damit es nicht nötig habe, sich nach einem besseren Dasein zu sehnen?

Der Glaube an Gott und an die Unsterblichkeit der Seele hat übrigens Bismarcks ethische Einsicht nicht erhöht; er hat ihn sogar abgehalten, die sittliche Potenz in der deutschen Volksvertretung zu schätzen; während der Conflictszeit saßen nämlich darin Männer, die dem Fürsten an Wissen überlegen waren.

Ein Minister ohne Unsterblichkeitsglauben wird im Parlamente kaum mit der Reitpeitsche in der Hand seine republikanische Gesinnung beteuern und wird nicht freisinnige Politiker als „Reichsverräter" bezeichnen.

Wenn Bismarck der Große fernerhin erklärt hatte, „daß ihn die schwäbische Familie der Hohenzollern ohne den Glauben an Gott nichts anginge und daß er ohne ein göttliches Gebot (ist denn eine Berufung zum Minister ein himmlischer Ratschluß?) sich ihr nicht unterordnen würde, weil diese Familie um nichts besser wäre als die seinige," so spricht sich darin mehr der Dünkel eines Landedelmannes, denn die Gesinnung eines Republikaners aus.

Unvergeßlich bleiben die Verdienste Bismarcks um Deutschlands Einigung; allein rühmenswerter noch sind die Verdienste des tapferen deutschen Heeres und der klugen Führer desselben, denen thatsächlich der politische Zusammenschluß Deutschlands gelungen ist.

Es ist eine logische Unzukömmlichkeit, die Verdienste eines ganzen Volkes nur einer Person anzurechnen. Die kritische Unbefangenheit der Geschichtsfilosofen der Zukunft wird bei der Beurteilung Bismarcks nicht aus dem Geleise geraten und wird neben den Vorzügen dieses Mannes auch der Schattenschläge in seinem Charakter gedenken.

* * *

Wenn der Däne Höffding in seiner trefflichen Geschichte der Filosofie bemerkt, daß die Theologie einer monotheistischen Religion von dem Grundgedanken ausgehe, daß es eine einzige Ursache der Dinge gebe, so ist dieser Grundgedanke, wie man weiß, ein Irrtum. Die Welt hat als ungeschaffen keine Ursache und deshalb kann uns die Frage nach der einheitlichen Ursache, von der Höffding spricht, gleichgiltig bleiben, weil es für sie keine Antwort geben kann.

Weiter geht ein hochverdienter Naturforscher, welcher die Einheit Gottes und der Natur als die reinste Glaubensform bezeichnet. Wozu denselben Begriff durch zwei Worte ausdrücken? Eines genügt: die Natur. Mit dem Erfassen des Weltgegenständlichen und der Daseinsgesetze (das entspricht dem Naturbegriffe) haben wir vollauf zu thun. Wozu Rückblicke auf Überwundenes?

Das wissenschaftliche Denken gewinnt auch nichts durch den Satz des charakteredlen Filosofen L. Feuerbach: „Die Liebe ist die wahre Einheit von Geist und Natur. In der Liebe ist die gemeine Natur Geist und der vornehme Geist Natur.“ Die Denkthätigkeit des Gehirns, die man Geist nennt, ist ja eine Mitgift der Natur, weshalb durch jenes Antithesenspiel nichts Verwendbares geboten wird.

Richtiger bemerkt L. Feuerbach, daß die Geschichte des Christentums die Leidensgeschichte der Menschen sei. „Bei den alten Christen gehörten Thränen und Seufzer des Herzens zum Gottesdienste“, meint er weiter. Leider bringen Thränen und Seufzer sittliche Werte nicht zu Stande.

Darwin äußerte in bezug auf die Unsterblichkeit der Seele, daß ein jeder selbst die Entscheidung zwischen unbestimmten und widerspruchsvollen Wahrscheinlichkeiten zu treffen habe. Er besaß nicht den Mut, seine letzten Ansichten über ganz bestimmte Unwahrscheinlichkeiten den religionskranken Landsleuten offen zu sagen. Man soll jedoch auf die Beunruhigung von Menschen, denen selbst in den Vorhallen des Wissens die Luft zu schwül ist, keine Rücksicht nehmen. Es kann ihnen nur wohl thun, wenn man sie Irrtümern entreißt.

Jener Teil des hochbegabten Volkes der Franzosen, der einer blos religiösen Erziehung ausgesetzt war, liebt die schillernde

Frase, mit der sich an der Spitze der Civilisation leider nicht marschiren läßt. Irisirende Redensarten treten überhaupt nur dann auf den Plan, wenn es gilt, die Gedankenlosigkeit zu verschleiern oder Absprünge von wissenschaftlicher Logik zu verhüllen.

Der berühmte Aesthetiker Th. Vischer liebte mitunter auch Frasen. So bemerkte er poetisch aber unwissenschaftlich: „Die Religion ist ein Heimweh des Geistes nach seiner Wahrheit." Die Gehirnthätigkeit kann kein Heimweh haben.

Ein Frase ist auch Vischers Ausspruch „Religion sei das Thauwetter des Egoismus". Richtiger wäre es gewesen zu sagen, der religionslose aber ethisch wohlerzogene Mensch besiege die Selbstsucht.

Derselbe ehrenwerte Gelehrte sagt in seiner Aesthetik: „Das Christentum ist die Religion des Geistes und der Versöhnung durch Selbstüberwindung." In Wirklichkeit hemmt das Christentum den freien Aufflug zum Erkennen des Welt- und Lebenswahren und ist die Religion des unversöhnlichen Hasses gegen jeden Culturfortschritt.

Der Hohlbegriff: Geist und die Willkür, mit welcher in das Wort: Religion Merkmale geschoben werden, die mit deren Geschichte nicht im Einklange stehen, verschulden die Haltlosigkeit jenes sich feierlich anhörenden Ausspruches.

Ein Wiener Docent der Filosofie hat bei der Besprechung einer fysiologischen Schrift über die Thätigkeit des Gehirns naiv gefragt: „Wo bleibt denn die Seele, wenn die Nerven alles selbst verrichten?" Ja, wo bleiben denn die Kenntnisse, die zur Beurteilung eines fysiologischen Werkes notwendig sind?

Es wiederholt sich immer das Widerwärtige, daß der Schlechtbelehrte und Uncomplete auf den an Wissen Überlegenen hoffärtig herabsieht und sich dabei einer breitspurigen Selbstanerkennung übergibt.

* * *

Von Aesthetikern wurde viel Scheinwissenschaftliches, Kritikloses und in Frasen Getauchtes über das Schöne und Ideale vorgebracht. Da das Schöne nichts Allgemeines ist, sondern

immer nur in bestimmter Form erscheint, so ist es eine undankbare Mühe, es durch abstracte Schlagworte definiren zu wollen.

Wir legten uns eine Sammlung von Definitionen des Schönen an, die einen ziemlich hohen Hügel bildeten; allein dem Künstler könnte keine derselben Belehrung und Anregung zum Gestalten des Schönen bieten. Die Metafysik will angeblich die „reine Allgemeinheit" des Schönen entwickeln; dabei ist kein Gewinn zu holen, da der Künstler und der Laie den Wert des Kunstsinnlichen nach einer abstracten Formel nicht messen kann.

Mit demselben Eifer, mit welchem der Materialismus von naturwissenschaftlich ungebildeten Leuten verketzert wird, könnte man jenen Nickel-Idealismus verurteilen, welcher der Kunst Vorschriften geben will, die sie nicht befolgen kann.

Winckelmann, der Kunsthistoriker, liebte heiße Worte und schale Begriffshülsen, wie es seine Definition des Ideals beweist. Er sagt: „Das Ideal ist ein Begriff der Schönheit, wie ein aus der Materie durch's Feuer gezogener Geist, welcher suchet ein Geschöpf zu zeugen nach dem Ebenbilde der in dem Verstande der Gottheit entworfenen ersten vernünftigen Creatur."

Kein einziges Element dieser Definition hat gesundes Mark. Es gibt keinen durch's Feuer gezogenen Geist, keine Vor- und Ebenbilder, allein genug Unverstand gibt es beim Definiren des Ideals.

A. Lange meint: Der Mensch bedürfe einer Ergänzung der Erscheinungswelt durch eine selbstgeschaffene Idealwelt und möge sich gewöhnen, die Welt der Ideen als bildliche Stellvertreter der vollen Wahrheit zu betrachten.

Sollte man sich nicht lieber gewöhnen, die Erscheinungswelt und vor allem diese ganz zu verstehen und die volle Wahrheit, auch die ethische, ohne jede bildliche Stellvertretung unmittelbar aus dem Welt- und Lebenswirklichen heraus zu erkennen?

Der Aesthetiker Weiße, dem Lotze in seiner Geschichte der Aesthetik eine ungebührlich breite Besprechung widmet, definirt eine idealgerechte Gestalt als jene, „in welcher die unendliche Innerlichkeit und die unmittelbare subjective Einheit des absoluten Ideals in eine äußerlich unbegrenzte Vielheit objektiver Formbildungen dergestalt sich heraussetzt, daß" — und nun folgt ein Wortgedränge, in dem Unverstand, Abgeschmacktheit

und logische Zuchtlosigkeit sich wechselseitig stoßen. Guarda è passa!

Auch Vertreter der Kathederästhetik sollten sich vor dem ethischen Hauptgebote: Denke richtig! verbeugen und sollten der Kunst nicht blos abstracte Schlagworte anbieten. Ein sonst sehr vernünftiger Vertreter der Kunstfilosofie bemerkt, im „Ideal werde eine Spitze erklommen, der man die Realität wohl zustreben sieht, ohne daß man sie erreicht“.

Die Natur kennt solche Spitzen nicht, sie ist ohne mystischen Hausrat und ohne Vorbilder der Vollkommenheit. Sie irrt nicht dualistisch wie der Mensch und lächelt über ein Ideal, dessen Elemente über die Wirklichkeit hinausgehen sollen.

Wird gesagt, daß das gebotene Idealisiren in der „Erhöhung über das Naturwirkliche“ bestehe, so taugt dieser Kathederrat nicht für Landschaften, bei denen eine solche „Erhöhung“ trotz des Hervorkehrens einer concreten Stimmung sinnlos bliebe.

Wenn Hegner in seinem „Hans Holbein“ äußert: „ein Gesicht idealisiren heißt, dasselbe auf die höchste Stufe seines Charakters setzen, oder mit Beibehaltung persönlicher Ähnlichkeit in Zügen und Stellung veredeln“, so ist dieser Rat vernünftig, wenn auch nicht für alle Fälle zutreffend.

Bei antiken Dionysos- und Afroditenstatuen kann man tadellose Formenherrlichkeit bewundern, ohne an irgend einen Charakter ethischen Schlages gemahnt zu werden. Der Linien- und Formenwohllaut ist da auf sich gestellt und verbindet sich zuhöchst mit dem Ausdruck der Lebensfreudigkeit.

Ein Maler, der eine Sechzehnjährige von lieblicher Schönheit malt, braucht sich an die Weisung Hegners nicht zu halten. Er hat es nicht nöthig, die an sich holden Gesichtszüge zu veredeln und kann das Gesicht des schönen Mädchens deshalb nicht auf die „höchste Stufe seines Charakters“ setzen, weil die Anmut desselben so naturunmittelbar blüht wie Feldblumen im Frühlingshag und von einem „Charakter“ im herkömmlichen Sinne bei einer Sechzehnjährigen kaum die Rede sein kann.

Systemästhetiker pflegen mit Geringschätzung von den Vorbildern der Schönheit in der Natur zu reden. Der idealistische Künstler finde Vorbilder, wie er sie brauche, überhaupt nicht in der Natur. Wo denn? Die griechischen Bildhauer haben ihre

Vorbilder nur in der Natur gefunden; Praxiteles studirte gründlich die Formen seiner schönen Freundin; die ehrbarsten Familien Griechenlands ließen die Körper ihrer jungen Töchter von Malern und Bildhauern als Modelle verwerten.

Bei den gymnischen Spielen lernten die Künstler das Naturschöne an jugendprallen Körpern kennen und schulten ihr Urteil an den Mängeln und an den Vorzügen der Naturformen. Sie fanden die in idealen Kunstgebilden verwerteten harmonischen Formen nur im Naturwirklichen.

Das Verdienst der Verbindung einzelner kunsttauglicher Formen zu einem tadellosen Ganzen mag zugegeben werden, allein ohne die Vorbilder in der Natur wäre ein solcher Zusammenklang der Formen nicht möglich. Ideale Darstellungen ohne den Schein der Lebenswirklichkeit und ohne den Charakter der Naturwahrheit sind gar nicht denkbar.

Nichts unerquicklicher als jener Stuben-Idealismus, der aus verschiedenen Zettelfächern Definitionen hervorzieht, um mit ihrer Hilfe akademisch verschwommene, ausdrucks- und charakterlose Linienzüge zu beleben. Er vergißt darauf, daß das Verständniß des Schönen und Idealen nicht durch abgezogene Begriffe, sondern nur durch genaue Formenanalysen angesichts von Kunstwerken gefördert wird. Der idealschöne antike Mädchenkopf in der Münchner Glyptothek (Büste) packt unser ästhetisches Empfinden deshalb so unmittelbar, weil er den Eindruck des Naturbestimmten und Lebenswahren zurückläßt.

Der Bildhauer muß auch bei Denkmalstatuen bei der Wahrheit bleiben und darf einen berühmten Forscher, der in Wirklichkeit Gehrock und Frack zu tragen pflegte, nicht mit einem antiken Himation des edlen Faltenschlages wegen bekleiden. Dieser Verstoß gegen die Trachtenwahrheit wäre auch falsches, abgeschmacktes Idealisiren.

Steht ein Künstler zur Wahrheit, so wird er seinen Pinsel oder Meißel nie in den Dienst des Glaubenswahns stellen. Auch die Kunst hat eine Culturmission zu erfüllen und es soll ihr nicht beikommen, durch ihre Werke das „religiöse Gefühl" beleben zu wollen.

Des Widerlegens kaum wert sind jene Kunstgelehrten, die in der Schönheit etwas Mystisches erblicken, während sie uns als

etwas Bestimmtes und Formenklares anstrahlt. Auch die Nervenstimmung beim Genusse des Schönen ist nicht „mystisch", sondern etwas durchaus Positives.

Scharf geprägt ist die Behauptung des genialen Architekten Semper in dessen geistvollem Buche: „Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten", daß das Naturschöne eine untere Kategorie des allgemeinen Kunstschönen wäre; sie ist jedoch deshalb unrichtig, weil in der Kunst die Reflexe des Naturschönen leuchten.

Wenn die Aesthetik über die Schönheit nichts mehr zu sagen weiß, als daß ihr Begriff zu den „unerfundenen Wahrheiten" gehöre oder daß sie „ohne Begriff und ohne praktisches Interesse allgemein und notwendig sowie ohne Vorstellung eines Zwecks" gefalle, so möchte man das Kunstschöne lieber gar nicht definirt sehen als in so unfruchtbarer Art.

Um das Schöne stellen sich in Kunstwerken oft große Zwecke und praktische Interessen und das Formenedle gefällt Tiermenschen weder allgemein noch notwendig. Außerdem hat die Schönheit mit der logischen Wahrheit nichts zu schaffen; — vermählt sie sich mit der Lebenswahrheit, so wäre der Ausdruck: „unerfunden" in diesem Falle deplacirt.

Seit Lessing wurde mit Hilfe von abgezogenen Begriffen so viel Widersinniges und Unschönes über das Kunstschöne gesagt, daß man diese Irrtümer in ästhetischen Werken nicht breitspurig besprechen sollte. Sie verdienen die Ruhe der Nichtbeachtung.

Eine jede nüchterne Linienanalyse, die Ermittlung, wann und warum bestimmte Formenverhältnisse wohlthuend wirken, werden das Verständniß des Schönen lebhafter unterstützen, als unwissenschaftliches Irrereden und schimmernde Frasen.

Lessing begrüßte in der Venus die „sittsam verschämte Schönheit", in der Juno die „Schönheit mit mehr Majestät als Scham" und in der Minerva „reife aber mehr gebieterische, mehr männliche als holde Reize". Abgesehen von den gebieterischen und männlichen Reizen der Minerva hielt der große Kritiker für Scham, was im Gegenteile offenherzige Hinweise auf die Organe der Mütterlichkeit im Stile orientalischer Göttinnen der Fruchtbarkeit waren.

Daß antike Frauenstatuen der Scham fernstanden, erkannte auch Lessing, indem er mit genialer Unverholenheit bemerkte: „Schönheit ist die höchste Bestimmung der Kunst; Not erfand die Kleider und was hat die Kunst mit der Not zu thun? Es gibt auch eine Schönheit der Bekleidung, aber was ist sie gegen die Schönheit der menschlichen Form?“ Diese richtige Bemerkung verdient den Grundwerten der Aesthetik einverleibt zu werden.

* * *

Es gibt Ausschreitungen der Unwissenschaftlichkeit, bei denen einzelne von der Einbildung geblähte Worte sich großes anmaßen, während sie thatsächlich nichts bedeuten. Ein solches Hohlwort ist das Bewußtsein, das von Schwärmern zum Range der ewigen Seelensubstanz erhoben wird. Zu dem darüber schon Gesagten sei hinzugefügt, daß das Bewußtsein keine Seelenschublade ist, in welcher das heiligste Menschengut verwahrt wird. Es verfügt über keine besondere Gehirnprovinz und bestätigt nur den Empfang von Nerveneindrücken.

Wenn ein deutscher Gelehrter bemerkt: „Vorstellung und Vorgestelltes gehören offenbar zwei ganz verschiedenen Welten an“, so wird dabei nichts anderes offenbar, als daß dieser mangelhaft Belehrte zu zehn Jahren naturwissenschaftlicher Studien verurteilt werden sollte.

Es gibt nur eine Welt, die vorgestellt wird und aus dieser einen Welt wirken Reize auf die Nerven, durch welche Vorstellungen entstehen. Diese und das Vorgestellte liegen in demselben Weltbezirk und die „andere Welt“ ist ein Betrug der Hexe: Fantasie.

Ein anderer Gelehrter freut sich darüber, daß die Psychologie sich stolz wie ein Adler über die Physiologie erhebe. Die Liebhaberei für den Dämmerungsfalter: Seele, der auch in Gelehrtenköpfen gern herumflattert, beweist es, daß Verblendungen sich rascher verbreiten und zäher ausharren, als Erkenntnisse.

Die Zugluft, welche zwischen zwei „ganz verschiedenen Welten“ weht, lähmt, wie man sieht, das richtige Denken. Sollte der Widerstand gegen solche Erbstücke der Unwissenschaftlichkeit nicht zur Pflicht gewissenhafter und redlicher Männer der Forschung erhoben werden?

Universitäten halten als kleine Republiken zum Teile ihr Schicksal selbst in der Hand. Sie haben bisher Großes im Dienste der Forschung und des Wissens geleistet und werden an dem Hinaufrücken ihres Ansehens weiter arbeiten. Doch werden zumal die Lehrer der Filosofie an sich einen Reinigungs- und Veredlungsproceß vornehmen müssen, jene zuvörderst, welche die Weltweisheit unverständlich reden lassen. Unverständlichkeit ist ja nicht immer ein Beweis des Unverstandes, allein die Klarheit des sprachlichen Ausdrucks ist stets ein Beweis hellen Denkens und guten Geschmacks.

Auch das gedanklich Bedeutende kann einfach, klar und verständlich im Ausdruck sein. Es ist nicht nöthig, daß Stuben- oder Kathederfilosofen aus ungenießbaren Fremdworten zusammengeflickte Weisheitsmäntel mit dem Rufe umschlagen: Nichts für den Pöbel!

Die Gemeinverständlichkeit der Darstellung wird für alle Männer der Forschung eine Pflicht werden, denn sie haben nicht an Fachgenossen, sondern an das der Belehrung bedürftige Volk das Wort zu richten.

Wo das Rüstzeug für die kritischen Widerstände gegen die Irrlehren der Scheinwissenschaft zu finden sind, wurde gesagt. Der Zunft- und Unfehlbarkeitsdünkel und die influenza mystica der Kanzel- und Papierfilosofen werden umso rascher weichen, je entschiedener von jenem Rüstzeug Gebrauch gemacht wird. Je mehr Gedankenarbeit sie selber verrichten, desto mehr werden sie diese auch bei anderen schätzen.

Das richtige Denken wird immer mehr Land gewinnen, je weiter sich die kritischen Widerstände im Dienste des Wissens spannen, je weniger Irrlehren von fantasie-frivolen Schriftstellern verbreitet und je mehr wahrheitsmutige Männer vom Schlage Ernst Häckels vom Katheder zur Welt sprechen werden.

Machen wir nun einen Ausflug in die Geschichte der Filosofie, um zu sehen, wo kritische Widerstände im Dienste der Einsicht einzusetzen haben.

X. Darf man Seelen suchen?

Die Gedankenlosigkeit, die in unseren „Cultur"staaten den Unterricht lenkt, sorgt nicht dafür, daß der Mensch sich über seine Leiblichkeit und über die Gesetze der Lebensordnung unterrichte. Das bleibt nur ärztlichen Fachstudien vorbehalten. Nichtärzten soll es ein Geheimniß schon deshalb sein, weil man die Herberge des unsterblichen Geistes nicht entschleiert wissen will. Die geistlichen Erhalter der Unwissenheit haben alles gethan, um die Vertiefung fysiologischer Kenntnisse zu verhindern. Man muß dieser Bemühungen eingedenk bleiben, durch welche sie das Vorwärtskommen der Völker gehemmt hatten, um sich den Mut für den Tag des letzten Gerichtes zu stählen, an dem man die Kirche fragen wird, warum sie den Glauben stets als ein Glück gepriesen und die Urteilsfreiheit sowie die Wissenschaft als Quellen des Unheils verfolgt hat.

Die Anwälte des beschränkten Denkens haben Monarchen erzogen, die das Unglück ihrer Völker waren, weil sie die Religion für das höchste aller Güter hielten. Diese sittlich verwahrlosten Fürsten verehrten in sich Lieblinge Gottes, während sie doch nur Leibeigene von Thorheiten waren. Sie riefen die Barmherzigkeit Gottes an, während sie selbst erbarmungslos die Bedingungen der Völkerwohlfahrt zerstörten.

Nur die Kenntniß der fysischen Vorgänge im Menschenkörper kann alle die Irrtümer vernichten, welche natürlichen Vorgängen übernatürliche Ursachen unterschieben.

Eine solche Übernatürlichkeit ist der Geist, dem ein vielgenannter Filosof auch noch die Seele zur Seite stellt. In dieser vermutet er die Ursache des Lebens, im Geist den Lenker

des Denkens. Er schießt beide wie aus einer Kinderpistole heraus, will jedoch den „Weltgeist" nicht gelten lassen, der doch nur die Abfolge des menschlichen Geistes sei.

Es gibt professionelle Besserwisser, welche Gespräche über Geist und Gott für überflüssig halten, weil doch jeder Vernünftige wisse, daß damit nichts sei. Die Menschenmehrheit wird leider von den Gespenstern der Übernatürlichkeit noch immer umklammert und wer etwas Gemeinsinn im Herzen trägt, wird dazu beitragen, diese Vampyre zu verscheuchen.

Die meisten Dutzendleute werden sich dessen kaum bewußt, daß sie nichts anderes sind, als ein chemisches Laboratorium und daß nur durch Verbindungen von Grundstoffen die Denkfähigkeit des Menschen ermöglicht wird. Diese ist die herrlichste Frucht des Lebenschemismus. Das Denken wäre ohne Eiweiß, ohne Fette, Stärkemehl oder Zucker enthaltende Nahrung nicht möglich.

Jeder Urteilsfähige muß stutzen, wenn er die Thatsache erwägt, daß die normale Denkverrichtung des Gehirns von der Schilddrüse abhängt. Der Verlust oder die Entartung derselben bewirkt Verblödung. Wächst der Kropf, so schwindet der Verstand. Warum personificiren Verehrer des Übernatürlichen nur die Thätigkeit des Gehirns, warum nicht auch jene des Magens, Herzens und der Schilddrüse, die ja auch von wichtiger Lebensbedeutung sind?

Unter den vierzehn Grundstoffen, welche das Leben der Organismen ermöglichen, befinden sich auch Fosfor, Calcium, Natrium, Eisen, Silicium und Fluor. Wie könnte das unsichtbare „Ding an sich", die Seele, als persönliche Assistentin dieser körperlichen Stoffe ohne das Brandmal der Ungereimtheit gedacht werden?

Wäre es nicht absurd anzunehmen, daß die unsterbliche Seele als Dirigentin des Lebens im Leibe Blut, Harn, Fett, Galle, Pepsin, Muskel- und Knochensubstanz zubereite? Der organische Stoff bedarf keiner übernatürlichen Küchenjungfrau, welche die Lebenswärme anzufachen hat. Diese wird durch Oxydationen aufrechtgehalten.

Noch eines. Werden Kohlensäure und Ammoniak aus dem Körper nicht ausgeschieden, so muß der Tod eintreten. Ein

Protest der unsterblichen Seele dagegen würde das Ableben nicht hindern; die Seele müßte samt dem Leben aus dem Körper heraus, wenn es Ammoniak und Kohlensäure befehlen. Die Materie beherrscht allein das Dasein.

Die Nahrung und der Sauerstoff erhalten das Leben, nicht die Seele. Moleculare Veränderungen in der materiellen Hirnsubstanz und Bewegungen im Nervensystem ermöglichen das Denken, nicht der „immaterielle Geist". Die Nerven, die auch Selbsterzeuger der Elektrizität sind (Du Bois-Reymond), vermitteln alles innere Geschehen, das mit Vorstellungen verknüpft ist. Diese gehorchen keinem persönlichen Commandanten, weil sie sich selbst genug sind; sie verrichten alles, was man ohne Grund der übernatürlichen Einsiedlerin: Seele zu thun überläßt.

Spürt man bei qualvollen Gedanken einen Nervenschmerz im Herzen, so kann man dabei den unmittelbaren Zusammenhang der Erregungen im Gehirn mit den Nerven erkennen. Da steht zwischen beiden nicht ein rätselhaftes Wesen, das die Verbindung zwischen Kopf und Herz vermittelt. Das besorgt immer nur derselbe denkende und empfindende organische Stoff.

Das Leben bedarf der Seele nicht, da es ein sich selbst bewegender Mechanismus ist. Der Magen rollt die Speisen durch Zusammenziehung umher, um sie mit dem Magensafte zu vermischen. Der Dickdarm zieht sich auch zusammen, um den Speisebrei in die Därme weiterzuschieben. Diese mechanischen, für das Leben notwendigen Bewegungen wissen nichts von Einmischungen der Seele.

* * *

Ja die Seele! Sie müßte schon im männlichen Samen und im weiblichen Ei stecken. Ohne Eiweiß, Lecithin und fosforsauren Kalk (Physiologische Chemie von W. Kühne) keine Menschenseele! Ohne Chlornatrium, Kalisulfat, Kiesel- und Fosforsäure, ohne Eisen, Kalk und Magnesia kein Gehirn und ohne dieses kein Denken.

Näher besehen, liegt ja gar nichts daran, wenn es fosforsaure Salze, Eisen und Chlornatrium gestatten, daß wir denken und den Jammer des Lebens durch Culturtröstungen wettmachen wollen.

des Denkens. Er schießt beide wie aus einer Kinderpistole heraus, will jedoch den „Weltgeist" nicht gelten lassen, der doch nur die Abfolge des menschlichen Geistes sei.

Es gibt professionelle Besserwisser, welche Gespräche über Geist und Gott für überflüssig halten, weil doch jeder Vernünftige wisse, daß damit nichts sei. Die Menschenmehrheit wird leider von den Gespenstern der Übernatürlichkeit noch immer umklammert und wer etwas Gemeinsinn im Herzen trägt, wird dazu beitragen, diese Vampyre zu verscheuchen.

Die meisten Dutzendleute werden sich dessen kaum bewußt, daß sie nichts anderes sind, als ein chemisches Laboratorium und daß nur durch Verbindungen von Grundstoffen die Denkfähigkeit des Menschen ermöglicht wird. Diese ist die herrlichste Frucht des Lebenschemismus. Das Denken wäre ohne Eiweiß, ohne Fette, Stärkemehl oder Zucker enthaltende Nahrung nicht möglich.

Jeder Urteilsfähige muß stutzen, wenn er die Thatsache erwägt, daß die normale Denkverrichtung des Gehirns von der Schilddrüse abhängt. Der Verlust oder die Entartung derselben bewirkt Verblödung. Wächst der Kropf, so schwindet der Verstand. Warum personificiren Verehrer des Übernatürlichen nur die Thätigkeit des Gehirns, warum nicht auch jene des Magens, Herzens und der Schilddrüse, die ja auch von wichtiger Lebensbedeutung sind?

Unter den vierzehn Grundstoffen, welche das Leben der Organismen ermöglichen, befinden sich auch Fosfor, Calcium, Natrium, Eisen, Silicium und Fluor. Wie könnte das unsichtbare „Ding an sich", die Seele, als persönliche Assistentin dieser körperlichen Stoffe ohne das Brandmal der Ungereimtheit gedacht werden?

Wäre es nicht absurd anzunehmen, daß die unsterbliche Seele als Dirigentin des Lebens im Leibe Blut, Harn, Fett, Galle, Pepsin, Muskel- und Knochensubstanz zubereite? Der organische Stoff bedarf keiner übernatürlichen Küchenjungfrau, welche die Lebenswärme anzufachen hat. Diese wird durch Oxydationen aufrechtgehalten.

Noch eines. Werden Kohlensäure und Ammoniak aus dem Körper nicht ausgeschieden, so muß der Tod eintreten. Ein

Protest der unsterblichen Seele dagegen würde das Ableben nicht hindern; die Seele müßte samt dem Leben aus dem Körper heraus, wenn es Ammoniak und Kohlensäure befehlen. Die Materie beherrscht allein das Dasein.

Die Nahrung und der Sauerstoff erhalten das Leben, nicht die Seele. Moleculare Veränderungen in der materiellen Hirnsubstanz und Bewegungen im Nervensystem ermöglichen das Denken, nicht der „immaterielle Geist". Die Nerven, die auch Selbsterzeuger der Elektrizität sind (Du Bois-Reymond), vermitteln alles innere Geschehen, das mit Vorstellungen verknüpft ist. Diese gehorchen keinem persönlichen Commandanten, weil sie sich selbst genug sind; sie verrichten alles, was man ohne Grund der übernatürlichen Einsiedlerin: Seele zu thun überläßt.

Spürt man bei qualvollen Gedanken einen Nervenschmerz im Herzen, so kann man dabei den unmittelbaren Zusammenhang der Erregungen im Gehirn mit den Nerven erkennen. Da steht zwischen beiden nicht ein rätselhaftes Wesen, das die Verbindung zwischen Kopf und Herz vermittelt. Das besorgt immer nur derselbe denkende und empfindende organische Stoff.

Das Leben bedarf der Seele nicht, da es ein sich selbst bewegender Mechanismus ist. Der Magen rollt die Speisen durch Zusammenziehung umher, um sie mit dem Magensafte zu vermischen. Der Dickdarm zieht sich auch zusammen, um den Speisebrei in die Därme weiterzuschieben. Diese mechanischen, für das Leben notwendigen Bewegungen wissen nichts von Einmischungen der Seele.

* * *

Ja die Seele! Sie müßte schon im männlichen Samen und im weiblichen Ei stecken. Ohne Eiweiß, Lecithin und fosforsauren Kalk (Physiologische Chemie von W. Kühne) keine Menschenseele! Ohne Chlornatrium, Kalisulfat, Kiesel- und Fosforsäure, ohne Eisen, Kalk und Magnesia kein Gehirn und ohne dieses kein Denken.

Näher besehen, liegt ja gar nichts daran, wenn es fosforsaure Salze, Eisen und Chlornatrium gestatten, daß wir denken und den Jammer des Lebens durch Culturtröstungen wettmachen wollen.

des Denkens. Er schießt beide wie aus einer Kinderpistole heraus, will jedoch den „Weltgeist" nicht gelten lassen, der doch nur die Abfolge des menschlichen Geistes sei.

Es gibt professionelle Besserwisser, welche Gespräche über Geist und Gott für überflüssig halten, weil doch jeder Vernünftige wisse, daß damit nichts sei. Die Menschenmehrheit wird leider von den Gespenstern der Übernatürlichkeit noch immer umklammert und wer etwas Gemeinsinn im Herzen trägt, wird dazu beitragen, diese Vampyre zu verscheuchen.

Die meisten Dutzendleute werden sich dessen kaum bewußt, daß sie nichts anderes sind, als ein chemisches Laboratorium und daß nur durch Verbindungen von Grundstoffen die Denkfähigkeit des Menschen ermöglicht wird. Diese ist die herrlichste Frucht des Lebenschemismus. Das Denken wäre ohne Eiweiß, ohne Fette, Stärkemehl oder Zucker enthaltende Nahrung nicht möglich.

Jeder Urteilsfähige muß stutzen, wenn er die Thatsache erwägt, daß die normale Denkverrichtung des Gehirns von der Schilddrüse abhängt. Der Verlust oder die Entartung derselben bewirkt Verblödung. Wächst der Kropf, so schwindet der Verstand. Warum personificiren Verehrer des Übernatürlichen nur die Thätigkeit des Gehirns, warum nicht auch jene des Magens, Herzens und der Schilddrüse, die ja auch von wichtiger Lebensbedeutung sind?

Unter den vierzehn Grundstoffen, welche das Leben der Organismen ermöglichen, befinden sich auch Fosfor, Calcium, Natrium, Eisen, Silicium und Fluor. Wie könnte das unsichtbare „Ding an sich", die Seele, als persönliche Assistentin dieser körperlichen Stoffe ohne das Brandmal der Ungereimtheit gedacht werden?

Wäre es nicht absurd anzunehmen, daß die unsterbliche Seele als Dirigentin des Lebens im Leibe Blut, Harn, Fett, Galle, Pepsin, Muskel- und Knochensubstanz zubereite? Der organische Stoff bedarf keiner übernatürlichen Küchenjungfrau, welche die Lebenswärme anzufachen hat. Diese wird durch Oxydationen aufrechtgehalten.

Noch eines. Werden Kohlensäure und Ammoniak aus dem Körper nicht ausgeschieden, so muß der Tod eintreten. Ein

Protest der unsterblichen Seele dagegen würde das Ableben nicht hindern; die Seele müßte samt dem Leben aus dem Körper heraus, wenn es Ammoniak und Kohlensäure befehlen. Die Materie beherrscht allein das Dasein.

Die Nahrung und der Sauerstoff erhalten das Leben, nicht die Seele. Moleculare Veränderungen in der materiellen Hirnsubstanz und Bewegungen im Nervensystem ermöglichen das Denken, nicht der „immaterielle Geist". Die Nerven, die auch Selbsterzeuger der Elektrizität sind (Du Bois-Reymond), vermitteln alles innere Geschehen, das mit Vorstellungen verknüpft ist. Diese gehorchen keinem persönlichen Commandanten, weil sie sich selbst genug sind; sie verrichten alles, was man ohne Grund der übernatürlichen Einsiedlerin: Seele zu thun überläßt.

Spürt man bei qualvollen Gedanken einen Nervenschmerz im Herzen, so kann man dabei den unmittelbaren Zusammenhang der Erregungen im Gehirn mit den Nerven erkennen. Da steht zwischen beiden nicht ein rätselhaftes Wesen, das die Verbindung zwischen Kopf und Herz vermittelt. Das besorgt immer nur derselbe denkende und empfindende organische Stoff.

Das Leben bedarf der Seele nicht, da es ein sich selbst bewegender Mechanismus ist. Der Magen rollt die Speisen durch Zusammenziehung umher, um sie mit dem Magensafte zu vermischen. Der Dickdarm zieht sich auch zusammen, um den Speisebrei in die Därme weiterzuschieben. Diese mechanischen, für das Leben notwendigen Bewegungen wissen nichts von Einmischungen der Seele.

* *
*

Ja die Seele! Sie müßte schon im männlichen Samen und im weiblichen Ei stecken. Ohne Eiweiß, Lecithin und fosforsauren Kalk (Physiologische Chemie von W. Kühne) keine Menschenseele! Ohne Chlornatrium, Kalisulfat, Kiesel- und Fosforsäure, ohne Eisen, Kalk und Magnesia kein Gehirn und ohne dieses kein Denken.

Näher besehen, liegt ja gar nichts daran, wenn es fosforsaure Salze, Eisen und Chlornatrium gestatten, daß wir denken und den Jammer des Lebens durch Culturtröstungen wettmachen wollen.

Es gibt Menschen, welche sich ohne den Besitz einer „unsterblichen Seele“ ganz nichtig vorkämen und jene Glaubenslosen verdammen, von denen die Seele für einen unsterblichen Irrtum erklärt wird.

Es ficht die Zwielichtleute nicht an, wenn man ihnen nahelegt, daß ihre Seele sich doch nicht ewig mit jenen Gedanken herumtragen könnte, die sich um irdische Nahrungs- und Fortpflanzungssorgen bewegt hatten. Es wird weiter gedämmert, weil es so bequem ist.

Je geringer die Bedeutung des Dämmerers ist, desto fester sitzt sein Seelenglaube. Man wundere sich übrigens bei der ausgesprochenen Neigung der Menschen zum Irren nicht darüber.

Der Zoolog **Büffon** (1707—1788) kam noch nicht so weit, das Gehirn für das „Denkorgan der Seele“ zu halten und fand in demselben nur „eine schleimige Substanz von geringer Wichtigkeit“.

Der Anatom und Anthropolog **Sömmering** (1755—1830) und mit ihm **Kant** vermuteten den Sitz der Seele in dem Wasser, das in den Gehirnhöhlen enthalten ist. Ihnen galt die Seele also für eine Wasserbewohnerin, was in seiner Naivetät viel ansprechender ist, als wenn im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts „Filosofen“ ihrern Zuhörern vom „Seelenfluidum“, von „Seelenatomen“ und „Seelensubstanz“ vorreden.

Neben diesen Faslern nehmen aber auch wahrheitsliebende Forscher das Wort. Sie anzuhören, ist **Pflicht** eines jeden Menschen, der über sich selbst belehrt sein will. Leider erfährt man in unseren schlechteingerichteten Bildungsanstalten nichts von ihren Lehren. Dort werden noch immer die alten psychologischen Irrtümer ruminirt.

Nur den von besonderem Wissensdrange Erfüllten sagt es die Anatomie, daß unsere Vorstellungen in der Rindenschichte des Gehirns Platz finden, wo es Millionen von Nervenzellen gibt, die durch Fasernetze mit einander und mit dem Inneren des Mittelhirns verbunden sind.

Die Sinneseindrücke treten zuerst in den Sehhügel ein und werden durch Vermittlung der Nervenfasern der grauen Hirnrinde übergeben. Soll eine Bewegung ausgelöst werden, so nimmt diese Absicht den Weg über den Streifenhügel zum Kleinhirn

und Rückenmark, das über motorische Nerven verfügt. Das ist ein einfacher Reflexmechanismus, bei dem nur Nerven die Arbeit leisten.

Der Reichtum an Nervenzellen in der Hirnrinde, die Empfänglichkeit derselben für Eindrücke, die Zähigkeit, mit welcher diese festgehalten werden, die Gesundheit der grauen Hirnkerne in den Sehhügeln, welche die Einlaßpforten für alle von außen kommenden Reize sind, — all' das bedingt die Frische, Zähigkeit und Leichtigkeit des Denkens.

Je mehr Eindrücke in die Hirnrinde vordringen, je nachhaltiger sie in den Nervenzellen haften, je elastischer die Verbindungen der Nerven durch Fasern und Netze sind, desto flotter und kräftiger wickelt sich die Denkthätigkeit ab. Die Nerven sind die Agenten des Denkens.

Erkranken die Kerne der Sehhügel, so büßt man die Sehkraft ein (J. Luys) und der Einlaß der Wahrnehmungen hört auf. Nur das gesunde Gehirn und der stetige Zustrom des Blutes ermöglicht das Denken. Wird das Blut in seinem Kreislauf gehemmt, so hört mit der Nerventhätigkeit sofort auch das Denken auf.

Es gibt also keine besondere, souveräne Denkkraft und keine Sonderfähigkeiten; nur die mechanische Nervenarbeit besorgt das Vorstellen. Wunderbar ist sie allerdings; besonders ist es das Gedächtniß, das an den Gehirnzellen haftet. Allein dieses bedarf keiner seelischen Stütze, die ohnehin nichts erklären würde.

Die Wege zum Erkennen der Vorgänge im menschlichen Körper sind gebahnt; sie zu betreten ist Pflicht, ihnen auszuweichen, bedeutet Verachtung des Wissens. Einen Wahn zu stützen statt ihn zu entwurzeln, verrät Mut- und Charakterlosigkeit.

Man muß es deshalb geradehin für unverantwortlich erklären, den von der Wissenschaft widerlegten Seelenwahn noch fernerhin zu dulden und aufrechtzuhalten. Er hat bisher genug Unglück über die Menschen gebracht.

* * *

Im Körper die Residenz der Seele zu suchen und diese als Nerven- und Muskelkutscher anzustellen, ist also unwissenschaftliches Belieben. Man trenne sich getrost von dieser unhaltbaren Hypothese. Ist es doch erwiesen, daß die wichtigsten Leistungen des Organismus an Kohlenstoffverbindungen gebunden sind und daß die Verrichtungen der Nerven ohne Eiweiß nicht möglich wären.

Eine unkörperliche Person mit Eiweiß und Kohlenstoff zu vermählen, wie ungereimt! Man weiß es doch, daß das Leben und Denken vom Sauer-, Kohlen- und Stickstoff abhängen, daß die Fähigkeit des Zusammenziehens und Aufschnellens der Muskeln im Herzen den Kreislauf des Blutes bedinge und daß die Stoffe, welche im Magen, in der Leber, Niere, Milz und in den Eingeweidedrüsen bereitet werden, das Leben aufrecht erhalten und nicht irgend ein unkörperliches Unding.

Den Tod bewirkt der Mangel an Sauerstoff oder Anhäufung der Kohlensäure im Blute, nicht das Wegflattern des Fantasievogels: Seele.

Da nur das Materielle unvertilgbar ist, so muß die so eifrig behauptete Unsterblichkeit der immateriellen Seele sich in nichts auflösen. Nur das Körperliche ist gegenständlich; demzufolge muß der Geist, der die Verneinung der Körperlichkeit nach theologischer Auffassung bedeutet, als das Ungegenständliche erscheinen.

In der chemischen und mechanischen Werkstätte des menschlichen Körpers wird allerdings feine Arbeit geleistet, allein fährt irgend ein Spaltpilz zwischen die Räder der Maschine, so wird sie zum Stillstand gebracht. Gegen Bacterien kommt die Seelenhypothese ebenfalls nicht auf.

Versagen die einzelnen leiblichen Organe wegen Abgenütztheit den Dienst, so lebt man sich auch ohne Seele zu Tode. Dieser kann durch irgend eine Übernatürlichkeit nicht aufgehalten werden, weil er nur durch natürliche Ursachen veranlaßt wird.

Man möchte ja gern in vielen Fällen weiter leben, weiter lernen, schaffen, genießen, und das gewaltsame Knicken des Selbsterhaltungs- und Schaffenstriebes muß uns wie eine Grausamkeit vorkommen. Der Seelenglaube lehnt sich eben gegen diesen groben Fußtritt der Natur auf.

Der urteilslose, bequem hinbrütende Mensch braucht den lieben Gott, weil ihm dieser alle persönlichen Wünsche erfüllen soll; er braucht auch die Seele, damit sie ihm bessere Tage im Jenseits zeige, als er sie in der Jammerstätte des Lebens gesehen hat, das ihm so rücksichtslos entrissen wird.

Das sind eben die Marksteine des Fehldenkens, über welche die Majorität der Menschen nicht hinauskommt. Irrtümer als solche erkennen ist alles. Deshalb ist es so wichtig, die Axt immer wieder an die Wurzel alles Fehldenkens, an den Seelenglauben anzulegen und mögen es auch blasirte Rechthaber als überflüssig schmähen.

Abgesehen von den großen Scharen der Seelenanbeter gibt es eine stattliche Zahl von Männern der Wissenschaft, die sich von den Worten: Geist und Seele — nicht trennen können. So meint ein bedeutender Irrenarzt, daß „unsere concreten Vorstellungen fortwährend von gewissen psychischen Bewegungen begleitet seien, die man Gefühl nennt". Der treffliche Gelehrte sollte es wissen, daß Nervenzuständen und nicht seelischen Bewegungen Gefühle entspringen.

Gewissenhafte Vertreter der Wissenschaft sollten Hohlworten für Nichtvorhandenes aus dem Wege gehen. Opfer der Einsicht darf man der Seelenannahme zulieb nicht bringen.

Was vormals von der Unwissenheit geistigen Einflüssen zugeschrieben wurde, entstammt Reizen, die in Nervenzellen bleibende Eindrücke zurücklassen. Ebenso wie das Gefühl wurde auch das Gemüt in Definitionen mißhandelt und als ein wichtiges Capitel im sogenannten Seelenleben bezeichnet.

Ein berühmter Fysiologe der Gegenwart stellt uns das Gemüt als ein Seelenvermögen vor, das eine besondere Gehirnprovinz bewohne. Rosenkranz erblickt im Gemüt die Einheit des Gefühls und des Selbstbewußtseins, Erdmann die Resultate aus verschiedenen Neigungen als Componenten, Thomasius den Zusammenschluß von Verstand und Wille. Andere wieder erklären das Gemüt als eine Offenbarung von Fühlen und Wollen, als die Fähigkeit von Stimmungen, als das „Reale des Menschen, mit und in welchem er alles ausdrücken soll" (Schelling), als die „Gefühlstotalität und concentrirte Individualität" (Hegel), als den „gemeinsamen Inbegriff des Individuellen und Univer-

sellen“ (Fichte). Herbart meint wieder, die Seele werde Geist genannt, sofern sie vorstellt, Gemüt, sofern sie fühlt und begehrt. Viel Wortheu!

Der große Aesthetiker Vischer behauptet, „das Gemüt sei die stetige Zusammensetzung des subjectiven Lebens im Mittelpuncte des Gefühls“. Wieder nur Dämmerworte, die angesichts der Verrichtungen der Nerven haltlos erscheinen.

Man wird auch heute nicht müde, von „psychologischen“ Vertiefungen und Begründungen zu reden und die Maske des besseren Unterrichtetseins aus hohlen-Fremdworten zusammenzuflicken. Fort mit der Psychologie, der die Psyche fehlt, — fort mit der Falschspielerin Metafysik, welcher Naturthatsachen die Karten aus der Hand schlagen!

* * *

Die Erkrankungen des menschlichen Gehirns sind beredte Zeugen für die Haltlosigkeit der Annahme, daß der Körper die Herberge einer außernatürlichen Person sei, die von oben herab die elende Materie lenke. Vernünftige Irrenärzte machen höchstens das Zugeständniß, daß der Geist ein Collectivwort für die Thätigkeit der Gehirnzellen sei. Ohne Gesundheit der Gehirnrinde kein gesundes Denken und ohne dieses kein Geist.

Das erkrankte Gehirn wirft die unsterbliche Seele über den Haufen. Man frage sich nur, wo die liebe Seele bei jenen Menschen hingekommen ist, die nach Gehirnerschütterungen ihr ganzes Gedächtniß verloren haben, die in guten Fällen ihre Muttersprache neuerdings lernen und mit Freunden und Verwandten von neuem bekannt werden mußten.

Wie stolz sind die Hinweise auf die selbstherrliche Persönlichkeit der Seele! Das persönliche Bewußtsein zerfällt aber bei Erkrankungen gewisser Hirnteile und durch Lähmungen der Tastnerven wird die Ichvorstellung vernichtet. Die Gelähmten behaupten, keinen Kopf mehr zu haben und ihren Arm erfassend fragen sie, ob dies wirklich ein Theil ihres Körpers sei. Sie versichern, längst gewesen zu sein; das, was man für sie halte, wäre nur eine Maschine.

Nur die Gesundheit des Gehirns ermöglicht die regelrechte Vorstellungsthätigkeit, nicht die Seele. Erkrankungen desselben verdrängen nicht nur die Vorstellung von der eigenen Persönlichkeit, sondern sie lösen die logische Verbindung der Vorstellungen auf und vernichten den gesamten Gedankenbesitz. Beim teilnahmslosen Blödsinn gibt sich nicht einmal das Nahrungsbedürfniß kund. Spricht dies nicht beredt dafür, daß die Sage von der Eigenständigkeit der Seele nicht mehr nacherzählt werden sollte?

Wie stände es denn um die Unsterblichkeit der Seelen von Kindern, die bald nach der Geburt ohne jeden Vorstellungsbesitz sterben oder von Blödsinnigen, die der Sprache und jeder Spur fruchtbarer Denkthätigkeit entraten? Selbst verstockte Animisten könnten an unvergängliche Seelenkrüppel nicht gut glauben.

Nicht minder wird durch die Thatsache, daß die Sprachfähigkeit der Menschen mit der Erkrankung der sylvischen Spalte aufhört, die unwissenschaftlich behauptete Selbstherrlichkeit des Geistes compromittirt, welche durch das Hinsiechen eines Gehirnteils jählings zerschlagen wird.

Wird dem Gehirn zu viel oder zu wenig Ernährungsmaterial zugeführt, so gerät das Denken aus dem Gleichgewichte. Es tritt entweder der Größenwahn mit seinen Zwangsvorstellungen und mit seiner Gedankenflucht oder der Kleinheitswahn mit seinem Antrieb zur Selbstentleibung auf. In beiden Fällen entfliegen alle Selbsttäuschungen über die Oberherrschaft der Seele.

Gewiß ist der menschliche Organismus ein wunderbares Gebilde; allein es kommen Augenblicke, wo das Entzücken über diese Wunderbarkeit aufhört. Etwas Fieberhitze, eine gesteigerte Erregung der Centralnerven und verschwunden ist die wirkliche Welt; man sieht Schreckgestalten, die nicht vorhanden sind, — man hört Worte, die nicht gesprochen werden, — man ist ein Sklave des Wahns! — Eine Lähmung und der Stumpfsinn setzt die Denkthätigkeit des Menschen unter jene des Tieres herab.

Wie ergreifend sind die Klagen der Nervenkranken, daß der freie Ablauf ihrer Vorstellungen gehemmt werde, daß ihr Gedächtniß schwinde und die innere Oede entsetzlich zunehme.

Störungen in der Ernährung des Gehirns zerreißen die logischen Bänder der Gedanken, legen das gesamte Vorstellungs-

eigentum mit Beschlag, lähmen die Antriebe zum Handeln, machen das Wollen unmöglich.

Bei lebhaften Erregungen des Gehirns jagen die Vorstellungen im schnellsten Zeitmaß dahin; diese Gedankenjagd ist mit dem Vorbringen sinnloser Worte verbunden. Selbst Verehrern von Wahnidealen kann in solchen Fällen der „Geist" nicht als kleiner Herrgott erscheinen, der im Körper alles zum Guten und Rechten wendet.

Gewisse Denkstörungen hängen mit jenen Dämmerzuständen im Gehirn zusammen, bei denen sich Vorstellungen nie zur völligen Klarheit erheben. Diese Störungen hängen mit matten Sinneseindrücken zusammen und kommen besonders bei Alkoholisten und Epileptikern vor. Die Welt erscheint ihnen wie verschleiert.

Solche Dämmerungen im Denken finden bei allen niedrigen Rassen statt; es erscheint ihnen die Welt wie mit Schleiern verhängt, aus denen heraus zuweilen ein böses Gespenst die Hand herausreckt.

Glaubensleute verfallen besonderen Formen von Gehirnkrankheiten. Durch Einflüsse der christlichen Religion tritt häufig genug Größenwahn auf. Man denke nur an die Hoffart von Priestern jeder Farbe, die stolz darauf hinweisen, daß sie „an der Stelle Gottes stehen". In jedem Irrenhause wohnen aus religiösen Gründen Verrückte. Wahnkranke, die sich für Gott Vater, Gott Sohn oder gar für den Papst halten, sind in Irrenanstalten keine seltenen Gäste.

Bei der melancholia hypochondrica werden von Frömmlingen, die ihre „Seele" retten wollen, die Genitalien verstümmelt. Das ist eine Gefälligkeit für die ewige Seele, deren Reinheit von der verwerflichen Sinnlichkeit immer wieder getrübt werde. Die Narren der Geistigkeit zerbrechen nicht ohne Heldenmut das Instrument der Unkeuschheit, mit welchem nach den Lehren des Christentums gar so viel gesündigt wird. Sie wollen die ewige Seligkeit durch das elende Werkzeug der Sinnenlust nicht auf's Spiel setzen.

Gehirnkranke, deren Vorstellungsbesitz sich nur auf die Religion bezieht, müssen diese Einseitigkeit schwer büßen; sie sehen häßliche Teufelsgestalten, riechen Höllenschwefel und werden von bösen Geistern mißhandelt.

Nach klinischen Erfahrungen sind religiöse und geschlechtliche Erregungen innig verknüpft. Sexuelle Excesse werden verübt und gleich darauf hört der Kranke das Liebesgeflüster Mariens oder eine Stimme Gottes, der zu einer mystischen Vereinigung einladet.

In der Pubertätszeit setzt sich geschlechtliche Aufgeregtheit in religiöse Schwärmerei um. Hat man nicht seinesgleichen zur Hand, so umarmt man visionäre Gestalten. Um diese sonderbare Wahlverwandschaft des Geschlechtstriebes und der Frömmigkeit machte sich besonders die christliche Religion verdient, die ja in ihrem Seeleneifer fort von der elenden Gewalt der Sinnlichkeit spricht.

Junge Mädchen, die nur die Religion als Hauptnahrung für den Lebensweg mitbekommen, faseln, tobsüchtig geworden, fort von religiösen und geschlechtlichen Gegenständen und beteuern trotz obscöner Reden ihre Jungfräulichkeit, die sie loswerden möchten. Es gibt für sie nichts Wichtigeres und Interessanteres als die Religion und die Verbindung der Geschlechter.

Der Himmel soll dem urgewaltigen Geschlechtssinn das Gegengewicht halten; ein drittes gibt es für beschränkte Katholiken nicht. Gehirnkranke verlieren nun das innere Gleichgewicht und die beiden Bezirke ihres gesamten Vorstellungsbesitzes fließen ineinander: himmlische und obscöne Gedanken decken sich.

Auch gelehrte Theologen verfielen dem Einflusse der Geschlechtlichkeit und stellten gern sexuelle Gleichnisse auf. Christus wurde frommen Klosterfrauen als himmlischer Bräutigam, die Jungfrau Maria Mönchen als Herzensbraut empfohlen.

Kirche und Christus wurden in derselben Art verbunden erklärt, in welcher Braut und Bräutigam geschlechtlich vereinigt seien. Im Brennpuncte von Legenden stehen sexuelle Lockungen und der Sieg über die Sinnlichkeit gilt als Vollblüthe der Tugend.

Jungen katholischen Mädchen, die sich dem Himmel weihen wollten, empfahl der locker gewordene Geschlechtstrieb, wenigstens Pfarrerköchinen zu werden, wenn es mit dem Kloster nicht ging. Auch da traten kräftige Anziehungen von Andacht und Geschlechtslust auf. Verdächtigungen sexuellen Schlages wurden ebenfalls vorgebracht, um der eigenen Geschlechtshitze loszuwerden. Verzückte und verrückte Nonnen versenkten sich in die Wahnidee,

die Mutter Gottes zu sein, vom heiligen Geist überschattet zu werden und das Jesukindlein geboren zu haben. Die Genitalien wurden da zu den verehrten Gestalten des Glaubens in eine fatale Beziehung gesetzt.

Die religiös Überschwänglichen rufen zuerst ein himmlisches Weibchen oder Männchen andächtig an und vollziehen hierauf einen Act der Selbstschändung. Die Kranken fühlen sich hierauf „verklärt" und vom „heiligen Geist" übergossen; ihre Lustempfindungen schreiten mitunter bis zu kataleptischen Erscheinungen vor.

Von dem lieblichen Lächeln der Mutter Gottes gehen die Erregungen der religiös Verrückten aus und klingen in wahnwitzigen Thaten der Selbstschwächung ab. Zuweilen übergeht der Religionsirre zur Askese, Nahrungsverweigerung und Entmannung. Das volle Ausblühen der Religiosität langt da bei der Verrücktheit an.

Wenn man die armen Religionssiechen das ganze Mittelalter hindurch als besondere Lieblinge Gottes und als auserlesene Gnadengefäße pries, so war dies ganz und gar die Folge einer verrückten Lebensanschauung. Diese förderte angelegentlich den Seelenglauben und führte die Menschen zum moralischen Irrsinn. (Vergl. mit dem Abschnitte: Mystiker im Mittelalter.)

Die sittliche Idiotie ist auch ein Defect, bei dem der Geist eine traurige Rolle spielt. Die am moralischen Irrsinn Leidenden sind außer Stande, ethische Vorstellungen aufzunehmen und zu verknüpfen. Erworben wird diese entsetzliche Krankheit durch Verletzungen und Entartungen des Gehirns, durch Lähmungen und schwere Neurosen. Auch die Trunksucht führt zur sittlichen Farbenblindheit, zur Abstumpfung des Wohlwollens für Andere, zur Gleichgiltigkeit gegen die nächsten Anverwandten.

Sittliche Schwächlinge, die einer vernünftigen Lebensführung nicht fähig sind, werden der Familie und der Gesellschaft zur Last und bedeuten eine große Gefahr, wenn sie durch Geburt zur Macht gelangen. Leider saßen auf Thronen schon so viele Defectmenschen, die man sich gefallen ließ.

Da die Religion zur Sittlichkeit nur in der lockersten Beziehung steht, weil ihre Gebote meist auf Übernatürliches gestellt sind, so vermag sie die ethische Erziehung des Menschen nicht zu fördern, die mit den höchsten Denkfunctionen zusammenhängt.

Die Geschichte des Mittelalters beweist es, daß die durch Religion geförderte Unwissenheit und Feindseligkeit gegen jedes Begünstigen der Cultur die intellectuelle und sittliche Idiotie großgezogen haben. Der Seelenglaube half da wacker mit.

Die christliche Religion war und blieb eine Zuchtanstalt für Defectmenschen, die sich gegen alles auflehnen, was dem Leben Wert verleiht. Sie war die Ahnfrau aller Denkgebrechen, mit welchen die sittliche Idiotie innig zusammenhängt.

Diesem sittlichen Blödsinn waren auch alle christlichen Despoten ergeben, welche die Glaubenslosen und Überzeugungsmutigen deshalb verfolgt hatten, weil sie in Culturwohlthaten nur Gefährdungen des Seelenheils erblickten.

* * *

Auf derselben Höhe der Einsicht wie die arischen Despoten stehen afrikanische Hofbeamte, die beim Tode einer königlichen Schwarzhaut Frauen und Sklaven erdrosseln, damit die verstorbene Majestät im Lande der Unsterblichkeit ihr geschlechtliches Seelenvergnügen und eine aufmerksame Bedienung sofort wieder finde.

Einige Negerstämme sind jedoch einsichtsvoller als arische Völker, indem sie den Seelenglauben verwerfen und behaupten, „daß mit dem Tode alles vorbei sei". Daß dem Glauben an den ewigen Geist Ruchlosigkeiten entquellen, beweisen jene Muttermorde im Congolande, welche im Vertrauen auf den mächtigen Beistand des verklärten Geistes der Mutter verübt werden.

Einsichtsvoller als all' die Blödsichtigen, welche in Seelen das Unkörperliche verehren, sind die Grönländer. Diese sprechen Seelen Leiblichkeit zu, weil das Körperlose thöricht sei. Sie glauben, daß man einen verlorenen Teil der Seele repariren könne. Ihre Zauberer bessern beschädigte Seelen aus und verstehen es, gesunde Seelen gegen kranke auszuwechseln.

Auf der Reise zum obersten Himmel halten sich nach der Unsterblichkeitstheorie der Grönländer die Seelen im Monde auf, um sich dort mit Tanz und Ballspiel zu unterhalten.

Das ist doch kurzweiliger, als in das unsichtbare Gesicht des Weltpotentaten ewig zu starren. Von der Auferstehung halten die Grönländer nichts, weil die Waffen verfaulen, die man Leichen in's Grab mitgebe. Der Seelenglaube hilft den Grönländern, Naturvorgänge zu erklären; sie meinen, wenn zwei Frauenseelen im Jenseits ein getrocknetes Seehundsfell dehnen und klopfen, so blitze und donnere es.

Mehreren Volksstämmen Amerikas und Nordasiens ist der Geist alles, wofür sie ihn halten wollen. Er wohne nützend oder schadend in allen Dingen; er sei untrennbar von seiner Aufenthaltsstätte, wie eine Schnecke von ihrem Hause. Der Geist sei ein Geräusch, eine Bewegung, die unsichtbare Ursache einer wahrnehmbaren Erscheinung, das Hinaussetzen menschlichen Wesens in Natursachen, alles Mögliche und Unmögliche.

Große Filosofen sind auch die Kamtschadalen; sie liegen nicht vor Gottes furchtbarer Majestät auf den Knien, sondern halten den Kopf aufrecht und urteilen scharf über ihren Gott Kutka. Wäre er nicht so dumm, sagen sie, so hätte er nicht so viel Böses und Thörichtes geschaffen und die Welt besser eingerichtet.

Diese kamtschadalischen Beurteiler Gottes halten sich für klüger als Kutka. Sie haben auch recht. Man freut sich über ihren Mutterwitz mehr als über die alten Egypter, die in der Erhaltung der Mumien die Bürgschaft erblickten, daß die Seele in den Körper heimkehren werde. Deshalb war es auch gesetzlich gestattet, Mumien bei Leihgeschäften zu verpfänden.

Die Anwohner des caraibischen Golfes glauben gleichfalls an die Körperlichkeit der Seelen im Jenseits und geben deshalb Verstorbenen Saatgut in's Grab mit. Auch die zum Christentume bekehrten Indianer Mittelamerikas sind nicht so naiv, wie manche arischen „Filosofen", die an die Körper- und Bedürfnißlosigkeit der Seelen glauben. Sie setzen nämlich am Allerseelentage Erfrischungen jenen Seelen vor, die ihre heimatlichen Dörfer angeblich mit Urlaub besuchen.

Kühner im Denken als christliche Theologen sind die Itelmen Kamschatkas, welche in Seelen die Möglichkeit erblicken, im Jenseits Neuausgaben aller Tiere, auch der kleinsten Fliege, zu veranstalten. Sie gönnen auch Tierseelen die Unsterblichkeit, welche Consequenz die christliche Theologie nicht zugibt.

Die Irokesen begegnen sich mit Plato in dem Gedanken, daß für alle Seelenarten Urbilder bestehen. Die Bewohner der Fidschiinseln glauben ebenfalls an Tierseelen geradeso wie der deutsche Gelehrte E. Wasmann, der 1899 ein Buch „über die psychischen Fähigkeiten der Ameisen" herausgegeben hat. Das Buch ist die Frucht mühsamer und interessanter Untersuchungen über die Formen gedanklicher Mitteilung, über die freundliche Behandlung und Bewirtung von Gästen, über Mitleid mit Hilflosen, über Füttern und Abmelken des Hausviehs (Blattläuse), über Kriege, Siege und Sklavenjagden der Ameisen, deren Seelen die Unsterblichkeit auch winkt.

Wenn in Europa jene ungeratenen Individuen, die sich auf den oberen Terassen der Gesellschaft als Völkerplage herumtummeln, etwas mehr lernen wollten, so würden sie einsehen, daß Menschen Biwaks mannigfacher Tiere und Pflanzen sind, denen man bei consequentem Seelenglauben auch so etwas zusprechen müßte, was sich unverwüstliche Seele nennt. Diese sollte man all' den tierischen Parasiten zuerkennen, für welche der menschliche Körper ein Ort der Liebeswonne ist, worin sie bei ehelichem Behagen ganze Reihen von Geschlechtern erzeugen. (Fesselndes hierüber enthalten die Schriften: E. Zieglers „Pathologische Anatomie" 7. Auflage 1892 und „Bakterienkunde" von Dr. G. Itzerott 1894.)

Die Erbpächter der Unwissenheit und Sittenroheit denken nur an's Genießen, wenn sie von Assecuranzen ihres Seelenheils faseln. Auch ein englischer Filosof, der die Wissenschaft von sinnlosen Abstractionen und von dunklen Worten mit Recht befreit sehen wollte, sehnte sich nach einer wonnigen Unsterblichkeit, ohne die er lieber Auster als Mensch sein möchte.

Um's Wünschen handelt es sich da gar nicht, sondern um die Erfüllbarkeit der Sehnsucht nach Unsterblichkeit. Wer wollte denn nicht als Weltbürger, der alles erkennen und genießen möchte, recht lang im Dasein verharren? Allein die fysischen Bedingungen hiezu fehlen und ein ewiges Leben könnte man bei dem Einerlei der Welterscheinungen nicht vertragen. Die Materie duldet keine unbegrenzte Empfindungs- und Denkfähigkeit und die ehernen Entwickelungsgesetze bewilligen das Leben nur um den Preis der Vernichtung desselben.

Steht man auf dem Boden des Seelenglaubens, so ist kein Grund vorhanden, Pflanzen Seelen abzusprechen, denn bei ihnen treten ebenfalls selbständige Bewegungen auf, die sich wie bei Tieren um's Ernähren und Fortpflanzen stellen. Bei vielen Meer- und Süßwasseralgen erscheinen Männchen und Weibchen als Schwärmsporen mit zweckmäßigen instinctiven Bewegungen (F. Cohn).

Von Insectenseelen wollen professionelle Seelenanbeter auch nichts wissen, obwohl dem Organismus von Insecten die Natur sehr viel Aufmerksamkeit zugewendet hat. So gibt es gewisse Raubkäfer mit einem Reichtum von Organen, der beim menschlichen Körper vermißt wird. Sie besitzen nämlich einen Saug-, Chylus- und einen Kaumagen. Über einen solchen Magenreichtum verfügt der Mensch nicht.

Je mehr Mägen, desto mehr Anrecht auf eine unsterbliche Seele, sollte man meinen. Die oberen zehntausend Ungebildeten sollten es erfahren, daß sie nichts anderes sind, als Lebensgenossen des Raubkäfers mit den vielen Mägen und sollten von ihm zugleich Bescheidenheit in der Bemessung ihres eigenen Lebenswertes lernen.

Wer sich in der Lebensgeschichte der Tiere auskennt, weiß es, daß es auch Seelenconserven gibt. Es gelingt nämlich, trockengelegte Aufgußtierchen, erfrorene Frösche und Fische bei gewissen günstigen Bedingungen wieder zu beleben. Nennt man die Lebensursache Seele, so darf man schon von Seelenconserven reden.

Von schlechtgeratenen Menschen, und deren gibt es genug, möchte man solche Conserven nicht auf Lager bringen. So ein Seelenlager nehmen ja die Fanatiker des Unsterblichkeitsglaubens an, welche vor allem ihr persönliches Bewußtsein in das blaue Luftmeer hinauftragen möchten. Diesen Leichtgläubigen wie zum Trotz hat Tissandier 1875 die Thatsache ermittelt, daß Luftfahrer bei einer Höhe von 8000 Metern das Bewußtsein verlieren. Ohne dieses im Himmel anzukommen, wie fatal!

Man kennt den rückständigen Denkstil bei Leuten, die über ein Entengehirn verfügen, und deshalb das Unwirkliche als wirklich hinnehmen. Allein auch Theologen haben ihre lichten Augenblicke, in denen sie das ihnen Unbegreifliche zu erklären

versuchen. Da sie nicht zugeben konnten, daß im fosforsauren Kalk des männlichen Samens der Keim der unsterblichen Seele liege, haben einige Kirchenväter decretirt, daß im vierten Monate nach der Empfängniß sich der Geist in die Frucht des Mutterleibes senke*). So gründlich und gewissenhaft waren alle ihre Installationen des Übernatürlichen.

Verzeihen wir Religionsgelehrten diese Willkür, die ja auch bei Filosofen des 19. Jahrhunderts eine große Rolle spielt. Aerzte bezeichnen in psychiatrischen Werken die Seele als Patientin, während sie genau wissen, daß nur das Gehirn krank ist. Philologen gar behaupten, daß Geist und Sprache dasselbe seien (W. Humboldt). Wann werden wir mit allem Ernste daran gehen, dualistische Sinnlosigkeiten abzuschütteln?

*) Der „heilige" Augustin pflichtete dieser Annahme nicht bei, indem er die Beseelung des Keimlings im Mutterleibe für Knaben 40 Tage nach der Empfängniß, für Mädchen jedoch 80 Tage nach der Befruchtung ansetzte. Die weibliche Psychologie fängt also im Sinne dieser Erleuchtung 40 Tage später an als die männliche.

XI. Filosofen über die Seele.

Wir haben gesehen, daß einige Naturvölker sich um die Seele, die ihnen als etwas Wirkliches nicht vor die Augen trat, gar nicht kümmerten und das Leben mit dem Tode für abgeschlossen hielten, so leid es ihnen that. So besonnen waren religiös gestimmte Völker nicht; bei ihnen war gerade der Tod der Vater der Seele. Ohne das Ableben, das alles für uns Wertvolle rücksichtslos wegfegt, wäre die Seele nicht der Ausdruck des Wunsches geworden, mit dem Leben nicht zu vergehen. Die Courtisane Fantasie lächelte seit jeher diesem Wunsche zu und stellte jenseits des Todes kindliches Wähnen, Wünschen und Hoffen auf.

Auch Filosofen wollten ewig leben und spannten über den Seelenbegriff Irrtümer weit hin. Gerade die Buntheit ihrer Seelenerklärungen beweist es, daß im Mittelpuncte derselben nichts Wirkliches und Erklärbares stand.

Nennt man die Seele Ursache des Lebens, so gewinnt sie damit nur eine begriffliche, keine gegenständliche Unterlage. Das Leben selbst ist ein Begriff und dessen Verneinung, das Nichtleben ebenfalls. Dieser Verneinung entflatterte die Seele: etwas Unsichtbares, worin Lebenserinnerungen eingehüllt sind, an sich also ein Unding. Kann man als Geburtsstätte der Seele den Tod bezeichnen, so entstammt ihr als nächster Anverwandter der liebe Gott. Ohne das öde Sterben gäbe es weder eine Seele noch deren Sohn: den weltumspannenden Geist.

Man darf nicht ermüden, die längst entschiedene Seelenfrage immer wieder neu zu beleuchten, denn es gibt breite Schichten der Gesellschaft, die sich auf den jenseitigen Verkehr mit Seelen-

odalisken ungemein freuen und viele Gelehrte, die vor ihrer Seele andächtig knieen. In unseren Schriften „Seelenwahn" (Th. Grieben, Leipzig 1886) und „Gestalten des Glaubens" (C. G. Naumann, Leipzig 1898) wurde das Seelenproblem ebenso wie in dem vorstehenden Abschnitte von mehreren Seiten betrachtet. Das dort Mitgeteilte wollen wir durch das Verhör einiger Filosofen vervollständigen.

Schon Homer wußte es, daß die Seele durch die Pforte des Todes auf die Bühne trete. Ihm waren aber die Seelen „hüpfende Schatten ohne Vernunft und Sprache". Das war ein poetischer Einfall, der Wissenschaftlichkeit nicht heuchelte.

Aristoteles stützte jedoch die Erklärung der Seele auf Begriffe, also auf Gegenstandsloses. Die Seele war ihm das Princip des Körpers, der unbegrenzte Ausgangs- und Zielpunct der Bewegung, eine Kleinwelt, in der sich alles Wahrnehmbare spiegle, der Gegensatz des Stoffes.

Damit schuf er das Unkörperliche, eine hohle Verneinung, sank jedoch gleichzeitig dem Materialismus in die Arme, als er in seinem genialen Anempfinden zugab, daß der Keim der Seele im männlichen Samen enthalten sei und daß sich die Seele in der Lebenswärme fortpflanze.

Wenn behauptet wird, daß kleine Kinder mitunter vernünftiger denken als erwachsene Filosofen, so ist dies nicht immer ein Paradoxon. So hat ein 4 jähriges Mädchen, dem die Eltern viel Schönes vom Wiedersehen im Jenseits vorerzählt hatten, den Verfasser gefragt: „Ja, wie können aber die Seelen ohne Augen sehen, ohne Ohren hören, ohne Mund reden?" Damit hat es die Fingerchen auf die wunde Stelle der Seelenfrage gelegt.

Ein fünfjähriger Knabe wieder teilte dem Verfasser eine köstliche Definition der Seele mit. „Ich weiß was", meinte er. „Die Seele ist Luft. Heute atmete meine Großmutter zum letztenmal tief auf und war tot." Dasselbe behauptete Anaximenes, ein Filosof der jonischen Schule, vor mehr als zwei Jahrtausenden. Ihm war die Seele auch nur Luft; allein mit der bloßen Seelenluft ist den Spiritisten der Gegenwart nicht gedient.

Der Jonier Anaximander erklärte wie Aristoteles den Geist plattweg für einen Gegensatz des Körpers und da eine

bloße Verneinung der Körperlichkeit eigentlich nichts ist, so entzog er dem lieben Geist jede sachliche Grundlage, wie er auch das „Weltprincip" Gott mit einem Kranze von Verneinungen umgab, da er ihn zeit- und bestimmungslos, unbegrenzt, unbegriffen und unendlich nannte.

An's Wirkliche hielt sich Diogenes von Apollonia, und da er im Stoff das einzig Gegenständliche erblickte, so nannte er die menschliche Vernunft körperlich und den göttlichen Verstand stofflich. Er übersah es nur, daß bei der Einheitlichkeit des Stoffes ein dualistischer Absprung von derselben und das ist eben die Seele, sich nicht rechtfertigen lasse.

Plato stellte die Seele in den grellsten Gegensatz zum Körper, der mit „Muscheln und Tangen der Sinnlichkeit" überwuchert sei. Er bekennt es, daß er über die wirkliche Natur der Seele nichts aussagen könne; als Poet äußert er über sie jedoch bald Sinniges, bald Sinnloses.

Plato vergleicht die Seele einem Wagen mit befiederten Rossen. Braven Seelen wachsen angeblich Federn, gemeine würden entfiedert. Seltsam mutet es an, wenn der Weise der Akademie Flügel jenen Seelen andichtet, „die nicht unfilosofisch Knaben geliebt haben".

Nach dieser seltsamen Seelenverrichtung wundert man sich nicht mehr, wenn der Schüler des Sokrates im Vordasein die Seele dem lieben Gott überall nachsteigen und sie das „Angesicht des Seins" sehen läßt, wenn er zwei Seelenarten unterscheidet und viel Orientalisches über die Seelenwanderung faselt. Mit derselben Fantasiefreiheit wie Plato sprachen Theologen über die Seele, die so Vieles sein mußte, weil sie nie etwas war.

Von den Filosofen des Mittelalters (sie alle zu verhören würde zu weit führen) sei nur Ibn Sina (Avicenna) genannt. Daß er die Welt nicht verstand, beweist seine Behauptung, daß bei Versteinerungen von Tieren und Pflanzen die schaffende Naturkraft sich im Erdinnern nicht frei genug bewegte, um Lebendes zu erzeugen; sie hätte sich unter der Erde geübt, um sich über der Erde nicht bloszustellen. Auf der Wertstufe dieser Deutung steht auch alles, was Ibn Sina über die Seele sagte, die er beim Menschen in eine tierische und vernünftige zerschlug. In der tierischen Seele säße das Begehren und der Antrieb zur

freien Bewegung, während der Zweck der vernünftigen vom Körper unabhängigen Seele das Erkennen der Wahrheit sei. Die höchste Moral sei das Wegputzen der Körperlichkeit von der Seele. Immer derselbe Tanz von Hohlworten und Fictionen!

* * *

Ein Hellsehender unter Hunderten von Verblendeten war der kühne Denker Petrus Pomponatius Cäsalpinus, Professor der Filosofie zu Padua und Bologna (1462—1528). Er hielt die Unsterblichkeit für unerweislich, weil die Seele eine bloße Form sei, die mit der von ihr beherrschten Körperlichkeit vergehe.

Die Seele könnte ohne das körperliche Werkzeug weder denken noch handeln, meinte er. Der Behauptung, daß die Seele ohne verbriefte Unsterblichkeit ihre Bestimmung nicht erreichen möchte, setzte er den Zweifel entgegen, ob die Seele überhaupt eine unendliche Bestimmung habe. Die Seele könne ja im Leben ihre Ziele erreichen.

Dann äußerte Pomponazzi vernünftig, daß die Zweifel an der Seelenunsterblichkeit nicht zur Unsittlichkeit verleiten, weil ein rechtschaffener Mann das Gute um seiner selbst willen übe und nicht auf Lohn oder Strafe warte.

In Venedig ließ die Inquisition Pomponazzi's Buch „über die Unsterblichkeit der Seele" verbrennen und ohne die Dazwischenkunft eines menschlich anständigen Cardinals wäre der Verfasser schier mitverbrannt worden. Seine Verbrechen waren: ein klarer Verstand und die Behauptung, daß das, was für die Theologie wahr erscheine, nicht für die Filosofie wahr sei.

Männer von der Qualität Pomponazzis gewähren den Trost, daß aus Millionen religiös verblödeter Personen einzelne Höhenmenschen herausragen, die richtig denken, muthig ihre Überzeugung aussprechen und hoffen lassen, daß sich ihre Einsicht in der Zukunft verallgemeinern werde.

Mehr poetisch als richtig war Giordano Bruno's Definition der Seele, die er für ein Stück göttlicher Intelligenz erklärte. Wirft man einen Blick auf die Scharen beschränkter Tiermenschen, so wird mit dieser Definition dem lieben Gott nichts Höfliches nachgesagt.

Die Seele, meinte Bruno weiter, beobachte die Spuren göttlicher Thätigkeit in der Welt und stelle so kostbare Beweise für die Existenz der Gottheit her. Die in der Natur sich ausprägenden und in der Seele vorhandenen Ideen seien voneinander nicht verschieden; das eben beweise den hinreißenden Wohlklang der Weltordnung.

Einen Mann mit solchen Ansichten konnte sich selbst die „trionfante bestia“ gefallen lassen, die Kirche hat aber diesen Hofpoeten Gottes verbrennen lassen.

Nach Spinoza, dem genialsten Denker des 17. Jahrhunderts, war die Seele nur ein kurzes Flackern des allgemeinen Denkens, ein Funke der „göttlichen Flamme“, ein „vorübergehender Zustand“. Poetische Anempfindungen des Richtigen!

In seiner Ethik (II. Theil, Lehrs. 13) nennt er die Seele ein „denkendes Ding“ und indem er behauptet, daß Körper und Seele dasselbe seien, ehrt er gleichzeitig den Monismus und den Dualismus. Im V. Teile seiner Ethik (Lehrs. 23) äußert er: „Die menschliche Seele kann nicht durchaus mit dem Körper zerstört werden, sondern es bleibt von ihr etwas, was ewig ist.“

In der Erklärung hierzu beweist der charaktervornehme Filosof in mystischen Wendungen so ziemlich das Gegenteil davon, indem er bemerkt: „Man kann von der Seele nur insoweit sagen, daß sie dauere und ihre Existenz kann nur insofern durch eine gewisse Zeit verbürgt werden, als sie die wirkliche Existenz des Körpers enthält.“ Das heißt: Die Seele dauert so lange als der belebte Körper.

Der kränkliche Filosof, der dem Erfassen des Richtigen so nahestand, mochte wohl scheinbaren Widersprüchen in seiner Ethik deshalb nicht ausgewichen sein, um seinen Widersachern leichter standhalten zu können, die auch vor dem Meuchelmorde nicht zurückschreckten.

Je weniger Leibnitz von Naturdingen verstand, desto kühner gab er über alles Nichtvorhandene Bescheid. So über die göttliche Dreifaltigkeit, als deren eifrigen Anwalt er sich gab. Natürlich hat er auch die Seele im Hemd gesehen und kam hinter alle Geheimnisse Gottes. Er hat dem lieben Gott nachgewiesen, daß es in der Welt unzählige Arten von Zwischen-

monaden gebe, in denen sich Verstand und Sinnlichkeit mannigfach mischen.

Centralmonaden mit deutlichen Vorstellungen wären auch da und die Seele gehöre zu ihnen. Leibnitz versicherte auch, daß „jede vernünftige Seele eine kleine Gottheit in ihrer eigenen Sfäre" sei. Auch in Tierseelen blickte er hinein und sah darin — man staune! — das „Universum mit seinen Geschöpfen". Vernünftige Seelen jedoch seien das Spiegelbild der Gottheit selbst. In der Welt also nichts als Seelen und Spiegel!

Mit derselben Mühelosigkeit, mit welcher Rosenkränze geweiht werden, hat Leibnitz Beweise für die Seelenunsterblichkeit aufgebracht. Er wußte es nicht, daß es eine vom Stoff getrennte selbstherrliche Kraft nicht gebe und diese Unwissenheit berechtigte ihn, die Seele für eine sich selbst bewegende, unvergängliche Kraft zu erklären. Er bewies eben mit der Hilfe Gottes und seiner sprungfertigen Fantasie alles Unmögliche.

Es war eine große Freude für den lieben Gott, als ihm der alles verstehende Leibnitz nachwies, daß seine Erde die beste der Welten sei; auch gelang es ihm, durch eine Kette von Argumenten Gottes eigene Zweifel an seinem Dasein zu zerstreuen.

Dieses Flirten mit der Theologie und seine streberische Sehnsucht nach gut bezahlten Ämtern machte den Baron Leibnitz reich. Er konnte sich über die beste der Welten nicht beklagen. Es gibt noch heute Hochschullehrer der Filosofie, die sich als Stützen des rückständigen Staates dadurch erweisen, daß sie den Dreifaltigkeitsmann Leibnitz als „genial" preisen.

J. Kant gab sich ebenfalls alle Mühe, die Unsterblichkeit der Seele zu beweisen. Die arme Seele, was die schon alles sein mußte, ohne je gewesen zu sein! Kant hat, um ihre Unsterblichkeit festzunageln, sie als „absolutes Subject" bezeichnet; als unbedingte Persönlichkeit sei sie Substanz und als diese wäre sie einfach unteilbar, unverweslich. Und weil sie unverweslich sei, müsse ihr das Bewußtsein erhalten bleiben. Da schließt sich die aus begrifflichen Hohlworten geschlungene Beweiskette.

Wenn nur die elende Erfahrung nicht wäre! Ein Schlag auf den Kopf verdrängt das Bewußtsein, das auch samt der „reinen" und der „praktischen" Vernunft einem Gehirnleiden weicht.

Der Königsberger Filosof, der absolute Subjecte, Substanzen und Unverweslichkeiten geschickt aus seinen Bechern zu werfen verstand, versicherte auch, daß die Seele über der zerstörenden Zeit stehe. Sein Seherauge nahm es deutlich wahr. In einem hellen Augenblicke gab er es zwar zu, daß die Psychologie nicht sagen könne, ob eine Seelensubstanz bestehe oder nicht; gleichwohl behauptete er unbedenklich, daß die Seele ebenso wenig zersetzbar sei, wie das einfache Nichts.

Die Seele war ihm, er konnte nicht anders als es beteuern, das Beharrliche in der Flucht der Erscheinungen, dem das „Gesetz des Gemütes angeboren" sei. Zu guter letzt wurde von Kant die Seele als „Ding an sich" bezeichnet.

Kant war nicht blos Psycholog, sondern auch Mystiker, der das Unbeweisbare von der „reinen Vernunft" als „unvermeidlich" fordern ließ. Eine solche Unvermeidlichkeit war ihm auch die Unsterblichkeit der Seele. Befragt, was das „Ding an sich" eigentlich wäre, bemerkte Kant, das wisse er selber nicht und brauche es auch nicht zu wissen, da es in der Erfahrung nicht anzutreffen wäre. Er wisse nicht einmal, ob das „Ding an sich" in uns oder außer uns liege. Dann geht uns dieses Unding auch gar nichts an.

Die Wissenschaft vom Leben kennt Vererbungen, aber keine angeborenen „Gemütsgesetze", die sich schon im Mutterleibe auswachsen, auch keine angeborenen Begriffe von Raum und Zeit. Die Anmutsrinne der Venus von Milo, welche sich von der Brust herabsenkt, ist von ungleich größerem Werte als Kants Angeborenheiten und Behauptungen vom Wesen der Seele.

Die Autoritätsanbetung hat es vergessen oder nicht erfahren, daß der alternde Königsberger Filosof an Zwangsvorstellungen, an unheimlichen Träumen nachts und an peinlicher Nervenunruhe bei Tage litt, so daß man eine Gehirnkrankheit bei ihm annahm.

Doch auch Einfälle des Irredenkens finden ihre Verehrer. So erklärte Paul Heyse dem Verfasser, die Seele könnte immerhin ein „Ding an sich" und deshalb unsterblich sein. Es sind eben nicht immer Hohlköpfe, die von Hohlbegriffen mit Vergnügen Besitz ergreifen. Das Paradoxe, krankhaft Überreizte, Absonderliche und Aberwitzige übt auf unselbständige Leute eine ganz besondere Anziehungskraft.

Da Herbart, der Kantianer, über die Seele nichts Erfahrungsgemäßes mitteilen konnte, so borgte er sich für seine Psychologie (1825 erschienen) Leibnitzens Monaden aus, die er „Reale" nannte und als „Selbsterhaltungen" bezeichnete. Nichts hinderte ihn auch, von ewigen Seelenmonaden zu sprechen. Ihm lag daran, die Filosofie zur Geliebten des Glaubens zu machen und deshalb übersah er die Thätigkeit des Gehirns und der Nerven, die er auf die unsterbliche Seele übertrug, die vorübergehend im Leibe Quartier nehme.

Dann sagte Herbart ungemein viel darüber, was die Seele nicht ist und versicherte, daß „alle Erfahrung nur aus Täuschungen und Grundirrtümern bestehe". Wer die Thatsachen der wirklichen Welt nicht gelten läßt, von dessen metafysischen Mutmaßungen kann man sich ruhig abwenden.

Die Einfälle Hegels über die arme, in haltlosen Definitionen herumgehetzte Körperlose führen ebenfalls einen unschönen Satyrtanz auf. In seiner „Filosofie des Geistes" verkündete er, daß das Materielle keine Wahrheit und keine Selbständigkeit gegen das Immaterielle habe. „Der Geist sei die existirende Wahrheit der Materie und diese selbst habe keine Wahrheit." Hegel behauptet darin den Widersinn, daß das Seelische alles sei, daß das Wirkliche gar nicht bestehe und daß nur das Unwirkliche vorhanden sei.

Kein Wunder, daß der berühmte Mann im tierischen Magnetismus eine Entwertung der Sinne begrüßte und die Seele mit Hilfe der „Herzgrube" im Nebenzimmer alles sehen und hören ließ.

Lassen wir ihn stehen und fragen wir bei Schelling an, wie er über die Seele dachte. Fast so wie ein Mystiker des Mittelalters, denn er bemerkt, daß die Seelen der Menschen nur unzählige Einzelaugen wären, mit denen der unendliche Weltgeist sich selbst anschaue. Körperlose Geister sehen nämlich immer ohne Augen, wenn es Mythendichter so anordnen.

Schelling hat aber auch Begriffe verknotet und von der Seele beteuert, daß sie die Einheit dreier Ursachen sei, welche als Materie, Form und Zweck in der Natur alle Einzelheiten hervorbrächten. Diese Unverständlichkeit darf ebenso wenig befremden, wie seine Mitteilung, daß Seelen in den Sternen herumwandern.

Wie er das erfahren hat, blieb Geheimniß. Außerdem meinte dieser Küster der Filosofie, daß die Wissenschaft nur insoweit Wert habe, als sie eine Betrachtung Gottes sei und daß sich Religion und Filosofie zärtlich umschlingen sollen. Beklagenswerte Delirien!

Schopenhauer nennt die Seele ein „Pfaffen- und Altweiberwort", das man nicht gebrauchen soll; ferner bezeichnet er sie als „Unding und als eine Fiction der Spiritualisten". Mit Recht macht er sich über jene Gelehrten lustig, die sich mit dem Beweise abmühen, daß die Seele im Leibe „blos logire" und die „ganze Bagage von Intellect, Gefühl, Willen und Leidenschaften in einer Nuß dort oben in einem Puncte" zusammenhalte.

Folgerichtigkeit gehörte aber nicht zu den Tugenden Schopenhauers. Wie ihm die rückenden Tische den „Willen zum Leben" bewiesen, so bekehrte ihn die amerikanische Geisterklopferei zu dem Glauben, daß nach dem Tode der bloße nackte Wille, ohne Intellect übrig bleibe. Dieser bedürfe zur Wahrnehmung des Vorhandenen eines fremden Intellectes, den er parasitisch in Besitz nehme. Im Klopfen, Werfen usw. gebe sich dann der Wille des Verstorbenen in magischer Weise kund. Das Medium schenke dem „nackten Willen" des Abgeschiedenen seinen Intellect. Seelen also mit ausgeborgtem Verstande. Soll das auch noch Filosofie sein?

Bei diesem verschämten Seelenglauben begreift man den Haß Schopenhauers gegen den Materialismus, den er schmähte, weil er ihn nicht verstand. Er erkannte es nicht, daß er selbst den Namen eines Materialisten verdiene, weil er Vorstellungen vom Gehirne und nicht von der Seele erzeugen ließ.

Schopenhauer durfte sich auch deshalb einen Materialisten nennen, weil er, der Erfinder des mystischen Willens zum Leben, in der Materie die sichtbare Form dieses Willens erblickte, welcher das „innerste Wesen der Welt sei". Solche Beiträge zur Welterklärung stehen auf derselben Stufe unwissenschaftlichen Beliebens, wie die absonderlichen Betrachtungen der von Schopenhauer so arg geschmähten „Windbeutel": Schelling, Fichte und Hegel.

Zum Schlusse nehmen wir noch einige Gelehrte der Gegenwart über die Seele in's Verhör. Alle Achtung für die ethischen Bemühungen des Filosofen Herb. Spencer; allein auch

er läßt von seiner Fantasie Eiertänze aufführen und liebt es, aus gegenstandslosen Begriffen Gegenständliches abzuleiten. Sein Lieblingsbegriff, aus dem er die Seele lospräparirt, ist das Bewußtsein, das er eine Substanz nennt, die wir nicht erkennen. Dieses Unerkannte sei eben die Seele. Welche Oednis starrt aus dieser Definition!

H. Spencer findet übrigens auch anderswo Seelen; er spürte nämlich selbst in der „niedersten Religion“ „eine Seele der Wahrheit“ auf. Wie beruhigend für ihn!

Scharfsinniger als er war jener englische Denker, der rundweg äußerte, niemand könne uns verpflichten, die Weltseele zugleich als persönlich und unendlich zu denken, weil sich diese Eigenschaften gegenseitig ausschließen. In der That, eine unendliche Person wäre schwer vorstellbar.

In der 31. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Göttingen hat ein Physiologe in einem Vortrage über „Menschenschöpfung und Seelensubstanz“ darüber gejammert, daß die Sittlichkeit ohne den Glauben an eine moralische Weltordnung und an die Seelenunsterblichkeit gar nicht möglich wäre. Ohne Hoffnung auf ein letztes Seelengericht wäre das menschliche Leben nur ein Herumlaufen mechanischer Apparate, die sich in chemische Atome auflösen.

Wie rückwärts geblieben war dieser Mann, der Vernunft und Glauben verheiraten und seine Thorheiten von einem Seelengericht angemessen belohnt sehen wollte, ohne zu ahnen, daß wahre Sittlichkeit nur nach dem Abfall von allen Jenseitigkeiten möglich ist. Derselbe bibelfreundliche Physiologe nannte die Seele eine Pianistin, welche die Fibern des Gehirnes bewege, wie ein Clavierspieler die Tasten.

Bei einem Wanderer, der auf Irrwegen des Denkens wohlgemut einherschreitet, darf ein grotesker Einfall dieses Schlages nicht befremden.

Ernst Häckels Seelen, von denen er in seinem ausgezeichneten Buche: „Die Welträtsel“ (1900) ausführlich spricht, unterscheiden sich wesentlich von jenen, die vom Glauben zubereitet werden. Seine Seelen lenken nämlich die organischen Bewegungen. Schalkhaft lächelt es in des großen Forschers Bemerkung, daß seelische Erscheinungen zuweilen nur Wirkungen von Kohlen-

stoffverbindungen und von Eiweißteilen des Nervengewebes wären. Solche Seelen schleudert jedoch jeder Theologe und jeder auf's Wiedersehen im Jenseits sich Freuende mit Entsetzen von sich.

Es gibt Hochschullehrer, welche wertvolle Bücher über Gehirnkrankheiten verfaßt haben, ohne den Mut zu finden, den Ausdruck: „seelenkrank" für sinnlos zu erklären. Professoren, die nicht an Gott und Geist glauben, pflegt man nämlich auch in Ländern, in denen die „Wissenschaft und deren Lehre frei ist", die Lehrkanzeln zu entziehen. Solche Beschützer der wissenschaftlichen Freiheit ahnen es nicht, wie frevelhaft sie ihre Regierungsmacht mißbrauchen.

XII. Das Forschen nach Gott bei den Mystikern.

Wer ausgeht, um sich über das Wirkliche zu unterrichten, muß vor dem Gottesbegriffe stehen bleiben, denn Gott ist kein Gegenstand der Erkenntniß, auch wenn man sich noch so sehr darnach sehnt, seine Bekanntschaft zu machen.

Gleichwohl war es ein ideales Streben, welches nach Gott suchte, denn es stand dahinter das Verlangen, die Wahrheit zu finden. Die ältere Mystik war es besonders, welches sich darnach sehnte, die „ewige Wahrheit" unverhüllt zu schauen. Sie sprach den Wunsch aus, mit „Hilfe der Gnade" stufenweise aufwärts zu kommen. Der Mensch sollte durch Erleuchtung fortschreiten und vollkommen werden. Das Betrachten Gottes, die Vergottung der Menschenseele haben jedoch den „Übergläubigen" nicht vollkommen gemacht, sondern ihn vom Erkennen des Wirklichen und Thatsächlichen abgelenkt.

Es gab unter den Mystikern des Mittelalters ehrenwerte Männer, welche durch die Leere beunruhigt waren, die in ihrem Herzen die kirchlichen Äußerlichkeiten zurückließen. Da sie wissenschaftliche Kenntnisse nicht erwerben und ihre Herzensunruhe nicht bannen konnten, so eilten sie in ihrer Hilflosigkeit zu Gott, bei dem sie wegen der Unseligkeit des Daseins Trost zu finden hofften.

Gewiß war die Mystik eine Form des Suchens nach Idealem. Diese Sehnsucht blühte besonders aus dem Herzen des deutschen Volkes immer wieder auf. Sie langte zwar im Mittelalter nur bei Wahnzielen an; allein die Wege des Irrens mußten zurückgelegt werden, bevor man Werte des Wissens erwerben konnte.

Je anmaßender die Vorrechte der Kirche geltend gemacht wurden, je herzloser die Religion der Liebe Personen verfolgte, welche im Verdachte verständigen Denkens standen, — je ungezügelter die

Habsucht und Genußgier der Geistlichen geworden: desto lebhafter wurden die Zweifel daran, ob die Kirche den Willen Gottes vertrete, desto mächtiger wurde das Sehnen nach einem unmittelbaren Verkehr mit Gott, desto entschiedener trat das Bedürfniß nach Mitteln der Selbsthilfe auf.

Man wollte der kirchlichen Gnadenmittel entraten, wollte Gott unmittelbar in's Antlitz schauen und von ihm Offenbarungen geradenwegs beziehen. Dieses Streben zeitigte die mitunter scharfsinnigen Betrachtungen der Mystiker über die schwesterlichen Beziehungen der Menschen- und der Weltseele.

Es waren Wahnsachen, mit denen sich die Mystiker abgaben, allein ihre Absichten waren rein. Sie verstanden sich eben nicht auf das kritische Prüfen der Begriffe. Eine kritische Geschichte der Mystik, die bisher noch nicht verfaßt wurde, wäre deshalb sehr wichtig, weil sie die Wege des Fehldenkens über Gott deutlich aufzeigen müßte.

Es kämen hiebei nicht blos Irreführungen durch Hohlbegriffe, sondern auch logische Querstände durch das Verneinen des Natürlichen und Körperlichen, sowie durch das Erheben dieser Verneinungen zu wirklichen Objecten in Betracht. Der Geist und das Übernatürliche waren Kinder dieser Verneinungen. Aus dem Nichts dieser unlogischen Verrichtungen stiegen die großen Mächte auf, welche all' die nach Wissen und Wahrheit Verlangenden um das Glück der Einsicht betrogen.

Bezeichnend war es, daß die kühnen, edlen und verrückten Gottsucher immer nur an abstracte Wissensziele und nicht an sittliche Lebenswerte dachten. Bei der überschwänglichen Verehrung der Geistigkeit nahm ihre Verachtung der Körperlichkeit zu.

Der Körper aber rächte sich und stellte im Kampfe gegen den unsterblichen Geist den ebenso unsterblichen Geschlechtstrieb in's Vordertreffen, wobei die Denkzucht ganz aufhörte und die Begriffskritik in lockenden Fantasiebildern zerflatterte.

Die Gott- und Seelensucher konnten sich in den Besitz der Wahrheit nicht setzen, weil sie die Werte der wirklichen Welt nicht erkannten. Die Einbildung log ihnen Bescheide über die Wechselbeziehungen von Gott und Geist vor, welche nach dem Tode und während des Gebetes „in einander flößen".

Seine menschliche Äußerlichkeit könnte man, meinten sie, wie eine Kutte ausziehen und dann sofort in das göttliche Wesen hineinschlüpfen. Der Paß für die Reise des Geistes zu Gott wäre das Gebet, welches bewirke, daß man das Bild Gottes des Unsichtbaren in sich sehe.

Bei solchen mystischen Betrachtungen hat sich der Mensch Gottes wegen aus dem Kreise seiner eigenen Lebensinteressen hinausgewiesen. Die Gottesschwärmer flohen vor allen Lebensgenüssen, weil sie den Geist gegenüber der gemeinen Leiblichkeit für das Vornehmere hielten. Dem Gegenstandslosen zulieb verzichteten sie auf reelle Werte. Traumziele und fantasiehohle Jenseitigkeiten stellten sie über die Kostbarkeiten des Lebens- und Weltwirklichen.

Umso drolliger war es, als der lustige Geschlechtsdämon alle die Annäherungen zur reinen Geistigkeit und zu himmlischen Freuden niederschlug und ironisch lachend zeigte, daß er eine wirkliche Macht sei, welcher das Übernatürliche weichen muß.

* * *

Als Ahnherr der Mystiker gilt Plotinus († 270), der alle Grundtöne der Grübeleien über Gott, Welt und Seele anschlug. Er stellte alles auf den Kopf. Die Materie war nach ihm nur ein Schatten des wahren Seins, das nur im höchsten Denken, in der Weltvernunft vorhanden sei.

Die Materie sei eigentlich an sich nichts; erst durch Eingehen der Seele in sie entstehe die Körperlichkeit. Statt in der Weltvernunft zu bleiben, sei die leichtsinnige Seele in die Sinnlichkeit herabgesunken und habe sich in der Materie verfangen, welche so die Quelle des Bösen geworden sei. Wolle der Mensch sein ideales Lebensziel erreichen, müsse er die Sinnlichkeit besiegen und das persönliche Denken unterdrücken, um mit der allgemeinen Vernunft Eines zu werden.

Ein Mittel hierzu sei die Verzückung, bei welcher die Seele sich wie ein verklungener Ton in dem ewigen unbeweglichen Einen verliere. Der Rat: Denke nicht! werde dumm, um dich zu vergöttlichen! — und die Behauptung: Das Wirkliche (Materie) ist nichts und das Unwirkliche (die allgemeine Vernunft)

Habsucht und Genußgier der Geistlichen geworden: desto lebhafter wurden die Zweifel daran, ob die Kirche den Willen Gottes vertrete, desto mächtiger wurde das Sehnen nach einem unmittelbaren Verkehr mit Gott, desto entschiedener trat das Bedürfniß nach Mitteln der Selbsthilfe auf.

Man wollte der kirchlichen Gnadenmittel entraten, wollte Gott unmittelbar in's Antlitz schauen und von ihm Offenbarungen geradenwegs beziehen. Dieses Streben zeitigte die mitunter scharfsinnigen Betrachtungen der Mystiker über die schwesterlichen Beziehungen der Menschen- und der Weltseele.

Es waren Wahnsachen, mit denen sich die Mystiker abgaben, allein ihre Absichten waren rein. Sie verstanden sich eben nicht auf das kritische Prüfen der Begriffe. Eine kritische Geschichte der Mystik, die bisher noch nicht verfaßt wurde, wäre deshalb sehr wichtig, weil sie die Wege des Fehldenkens über Gott deutlich aufzeigen müßte.

Es kämen hiebei nicht blos Irreführungen durch Hohlbegriffe, sondern auch logische Querstände durch das Verneinen des Natürlichen und Körperlichen, sowie durch das Erheben dieser Verneinungen zu wirklichen Objecten in Betracht. Der Geist und das Übernatürliche waren Kinder dieser Verneinungen. Aus dem Nichts dieser unlogischen Verrichtungen stiegen die großen Mächte auf, welche all' die nach Wissen und Wahrheit Verlangenden um das Glück der Einsicht betrogen.

Bezeichnend war es, daß die kühnen, edlen und verrückten Gottsucher immer nur an abstracte Wissensziele und nicht an sittliche Lebenswerte dachten. Bei der überschwänglichen Verehrung der Geistigkeit nahm ihre Verachtung der Körperlichkeit zu.

Der Körper aber rächte sich und stellte im Kampfe gegen den unsterblichen Geist den ebenso unsterblichen Geschlechtstrieb in's Vordertreffen, wobei die Denkzucht ganz aufhörte und die Begriffskritik in lockenden Fantasiebildern zerflatterte.

Die Gott- und Seelensucher konnten sich in den Besitz der Wahrheit nicht setzen, weil sie die Werte der wirklichen Welt nicht erkannten. Die Einbildung log ihnen Bescheide über die Wechselbeziehungen von Gott und Geist vor, welche nach dem Tode und während des Gebetes „in einander flößen".

Seine menschliche Äußerlichkeit könnte man, meinten sie, wie eine Kutte ausziehen und dann sofort in das göttliche Wesen hineinschlüpfen. Der Paß für die Reise des Geistes zu Gott wäre das Gebet, welches bewirke, daß man das Bild Gottes des Unsichtbaren in sich sehe.

Bei solchen mystischen Betrachtungen hat sich der Mensch Gottes wegen aus dem Kreise seiner eigenen Lebensinteressen hinausgewiesen. Die Gottesschwärmer flohen vor allen Lebensgenüssen, weil sie den Geist gegenüber der gemeinen Leiblichkeit für das Vornehmere hielten. Dem Gegenstandslosen zulieb verzichteten sie auf reelle Werte. Traumziele und fantasiehohle Jenseitigkeiten stellten sie über die Kostbarkeiten des Lebens- und Weltwirklichen.

Umso drolliger war es, als der lustige Geschlechtsdämon alle die Annäherungen zur reinen Geistigkeit und zu himmlischen Freuden niederschlug und ironisch lachend zeigte, daß er eine wirkliche Macht sei, welcher das Übernatürliche weichen muß.

* * *

Als Ahnherr der Mystiker gilt Plotinus († 270), der alle Grundtöne der Grübeleien über Gott, Welt und Seele anschlug. Er stellte alles auf den Kopf. Die Materie war nach ihm nur ein Schatten des wahren Seins, das nur im höchsten Denken, in der Weltvernunft vorhanden sei.

Die Materie sei eigentlich an sich nichts; erst durch Eingehen der Seele in sie entstehe die Körperlichkeit. Statt in der Weltvernunft zu bleiben, sei die leichtsinnige Seele in die Sinnlichkeit herabgesunken und habe sich in der Materie verfangen, welche so die Quelle des Bösen geworden sei. Wolle der Mensch sein ideales Lebensziel erreichen, müsse er die Sinnlichkeit besiegen und das persönliche Denken unterdrücken, um mit der allgemeinen Vernunft Eines zu werden.

Ein Mittel hierzu sei die Verzückung, bei welcher die Seele sich wie ein verklungener Ton in dem ewigen unbeweglichen Einen verliere. Der Rat: Denke nicht! werde dumm, um dich zu vergöttlichen! — und die Behauptung: Das Wirkliche (Materie) ist nichts und das Unwirkliche (die allgemeine Vernunft)

ist alles — hören sich wie das Lallen eines Fieberkranken an. Und doch haben diese krankhaften Einfälle ihren ansteckenden Einfluß bis heute bewährt. Die Materie wird noch immer verachtet und der Materialismus noch immer aus Gefälligkeit für den falschen Idealismus ausgescholten.

Nicht so schroff ungereimter Ansichten wie Plotin war der naive Kirchenvater Origines († 183 n. u. Z.). Von dem Wunsche beherrscht, einen Beitrag zur Biografie Gottes durch innere Erleuchtung zu liefern, bewies er die Ewigkeit der Welt durch den Fleiß Gottes, der ja vor der Erschaffung der Welt Zeit genug hatte, um sie zurecht zu zimmern. Faul konnte er nicht sein, woraus notwendig die Ewigkeit der Welt gefolgert werden müsse. Man lächelt über dieses Stück Geschichte der Weltentstehung, die den lieben Gott als fleißigen Mann so gütig belobt.

Auch in den Betrachtungen des Aurelius Augustinus († 430) rankten sich immergrüne mystische Einfälle um den Gottesgedanken, denen die Grundhältigkeit einer anständigen Definition immer gleichgiltig bleiben mußte. Es dreht sich da alles um ein erhabenes Nichts.

Augustinus gibt sich ebenfalls als Mitarbeiter Gottes beim Zubereiten der Welt und versichert, daß ohne den Trieb der ewigen Liebe, sich mitzuteilen, das Universum gar nicht geworden wäre. Die „ewige Liebe" hat dem ihr befreundeten Aurel Augustin dies selbst mitgeteilt.

Die kosmische Lyrik straft andere Behauptungen dieses himmelskundigen Mannes Lügen. Sie weiß nämlich nichts von jener Güte, die in der Welt nur Seligkeit verbreite. Das ewige Sterben auf Erden und das ewige zwecklose Tanzen der Gasbälle streut keine Seligkeiten aus.

Im Mittelpuncte der Welt ein Herz schlagen zu lassen, welches Güte ausströmt, ist vielleicht ein poetischer Einfall, allein die Astronomie hat den Pulsschlag dieses Herzens bisher nicht verspürt. Sie hält sich allerdings nur an das Wirkliche und nicht an Traumbilder.

Petrus Lombardus, Verfasser der ersten selbständigen christlichen Dogmatik, schlug alle kritischen Bedenken gegen mystische Bescheide über das Wesen Gottes mit der feierlichen

Erklärung nieder, daß der Kirchenglaube absolute Wahrheiten umschließe.

Das bedeutet soviel als die Versicherung, das Alberne sei das Hochweise und Finsterniß sei Licht. Trotz dieser verblüffenden Ungereimtheit, die ein Fundament der christlichen Kirchenlehre geblieben ist, gab es unter den Scholastikern des Mittelalters gleichwohl kritische Köpfe, die gesund dachten.

Die Nominalisten waren es, die es erkannten, daß Gemeinbegriffe bloße Namen und inhaltsleere Vorstellungen wären; sie nahmen mit Recht an, daß es nur Einzel- und keine Gattungsdinge gebe. Die Realisten erinnerten sich wieder an die Ideen Platos, an die bloß gedachten Vorbilder aller Dinge und hielten kritiklos dafür, daß das Denken sich in's Sein umsetze, daß aus dem Unwirklichen das Wirkliche auftauche.

Während der arabische Theosoph Ibn Sina in Gott das schlechthin Unerklärliche angesprochen hat, weil das Erklären nicht in's Unendliche fortgehen könne, wälzte Thomas von Aquino himmelan Erklärungen Gottes, ohne daß ihm dieser zurufen konnte: Endlich Einer, der mich richtig definirt hat!

Kühn meinte der Aquinate, daß alle Bürger einem Tyrannen den Gehorsam kündigen können. Die Kritiklosigkeit der Theosophie hielt ihn jedoch ab, Ähnliches über den allmächtigen Despoten des Glaubenswahns zu bemerken.

Dagegen legte Johannes Scotus Erigena († um 877) ein großes Gewicht auf die Freiheit des Denkens und nannte dieses stolz und richtig „das Erste in der Natur". Er stellte die Autorität des Denkens über jene der Kirche und erklärte, jene Macht sei schwach, welche nicht „durch wahres Denken gutgeheißen werde". Die kirchlichen Machthaber schlugen sofort nach diesem Manne, weil er das Recht des Denkens anerkannt hatte.

Scotus Erigena gehörte übrigens zu jenen Männern, welche sich mit den Beziehungen der menschlichen Seele zu Gott besonders eifrig beschäftigten. Er hielt dafür, daß „unsere Seele" ein Gleichniß Gottes sei. Dieses Gleichniß habe vormals einen geschlechtslosen himmlischen Leib getragen, der wegen der Umarmung des ersten Liebespaares sich in einen zerstörbaren Körper umgesetzt habe.

Wieder ein Beweis von dem weitgreifenden Einfluß des Absurden! Die poesielose Sage vom Apfelbisse im Paradiese wühlte sich in so viele gottbelastete Köpfe ein, daß sie immer wieder zu den ungereimtesten Schlußfolgerungen führte.

Auch andere Mystiker erkannten im Gottesbegriff nur einen Reflex der Seelenvorstellung, ohne die Wesenlosigkeit des kleinen und des großen Geistes zu ahnen und verachteten dabei ausgiebig den Körper als Gegenschlag der Seele.

Abt Joachim von Floris verstieg sich zu der Wahnbehauptung, daß Weltverleugnung die beste Welterkenntniß sei.

Der schwäbische Dominikaner Albertus Magnus von Ballstädt († 1280) schrieb Halbpoetisches und Ganzverrücktes über die Beziehungen von Gott und Seele; er meinte, die Seele wohne nur dort, wo sie liebe, also bei Gott. Man glaubte es, ohne daran zu denken, daß die Fantasie des schwäbischen Mönches über spannkräftige Flügel verfügte.

Derselbe Dominikaner sah in seinen Visionen Gott bald im Dunkel bald im Lichte sitzen, je nachdem die Seele „von allem Sein absehe", oder sich aller Gedanken an Wahrgenommenes entschlage. Seine Betrachtungen mündeten in der ironischen Schlußfolge, daß in Gott alles Denken aufhöre.

Ortlieb von Straßburg (verbrannt 1215) sann auch über die Verwandtschaft von Gott und Seele viel nach und sehnte sich nach der „Einheit mit Gott", dessen Wort sich in Menschenseelen offenbare. Man hat dem braven Schwärmer glühendes Eisen in die Hand gelegt, um ihn der Ketzerei zu überweisen, weil er die Kirche wegen der Gott- und Seelensippschaft für ein überflüssiges „Reich des Satans" und die Priester für die Beamten dieses Souveräns erklärt hatte. Welche Denkverwirrung auf beiden Seiten und wie niederträchtig das Hinrichten Ortliebs und seiner Anhänger auf dem Scheiterhaufen!

Immer wieder wollten die Mystiker in das Erkennen Gottes vordringen, ohne sich zu sagen, daß dieses Bemühen fruchtlos bleiben müsse. Sie wählten immer wieder zum Organ der Gotterkenntniß die Märchenelfe Seele, welche den lieben Gott unmittelbar berühren, mit Hilfe der „inneren Erlebnisse betasten" und sich in ihm versenken sollte. Es fiel den ehrenwerten

Forschern nach Gott gar nicht auf, daß bei ihren Vermutungen das Leibliche in's Geistige immer hineinspielte und dieses arg blosstellte.

* * *

Ein kühner und fantasiereicher Mystiker war der Dominikaner Meister Eckhart (1230—1327). Er wußte sehr viel über Gott mitzuteilen und bohrte schließlich diesen Begriff in's Nichts hinein. Gott im Vorsein sei die bloße Möglichkeit aller Dinge gewesen. Die Seele schlummere in diesem Meere unendlicher „Möglichkeiten" und Gott spiegle sich in ihr, wie die Sonne im Wasser.

Muthig war Eckharts Behauptung, daß es einen persönlichen Gott nicht gebe, wenn er von Seelen nicht gedacht und nicht geliebt werde. Die Natur sei nur das „Untertheil" der Gottheit. Kühn ist auch Eckharts Satz: „Du kannst nur erkennen, was du bist", woraus er folgerte, daß man Gott nur erkenne, wenn man Gott selbst sei, der in uns lebe und dieser Gott sei unsere Seele. Bei dieser Selbstvergottung des Menschen schaue sich Gott in uns selber an. Damit hat der muthige Dichter Eckhart deutlich bewiesen, daß Gott der Seele Sohn ist. Verkettungen des Irrens!

Eckhart hielt noch viele andere Erklärungen Gottes in Bereitschaft, denn seine Fantasie war lebhaft und zeugte als Gottesmutter viele Söhne. Er grüßte in der Gottheit u. A. eine unveränderliche, ewige, prädicatlose Ursubstanz, die er auch Nichts nannte. Die Gegensätze: Alles und Nichts umarmten sich in seinem Gott.

Bezeichnend ist es für die Unfruchtbarkeit der Gottesschilderungen der Mystiker, daß aus diesen für die Sittlichkeit der Menschen nichts abfiel. Auch der thüringische Mönch Eckhart erklärte alle guten Werke für nichts; das einzige wahre Werk sei die Hingabe des Selbst an das göttliche Geheimniß.

Daß auch Eckhart von der Kirche zu den Ketzern geworfen wurde, bedarf keines besonderen Hinweises. Die Kirche richtete im Mittelalter jeden hin, der über Gott in anderer Form unrichtig dachte als sie.

Bei dem gedankenreichen Meister Eckhart bestätigte sich die Erfahrung, daß die Gottesminne in der Umarmung eines geliebten Weibes ihren sichersten Ausdruck finde, und sich beim Küßen einer weiblichen Seele als stilisirter Geschlechtstrieb gebe.

Eckhart war aufrichtig genug, in seinen Schriften unverholen von seiner Kathrei und von den geistigen Erquickungen zu reden, welche er bei dieser klugen und gottseligen Frau sich geholt hätte. Man wollte diese Kathrei von Straßburg aus Rücksicht für den guten Ruf Eckharts als allegorische Person bezeichnen, allein der aufrichtige Dominikaner wußte genau, daß er eine Allegorie nicht umarmt habe.

Der berühmte Mystiker Heinrich Suso aus Überlingen (geb. 1295), lieferte ebenfalls Beiträge zur verrückten Gotteskunde, weil er sich nie um die Standhältigkeit des richtigen Denkens gekümmert hat. Die berauschte Pythia: Fantasie hielt ihn in ihrer Umarmung und er definirte Gott als ein Etwas, das überall das Erste und das Einfältigste, ein grundloses Wesen, das Unnennbare und für vernünftige Geschöpfe Unbegreifliche, ein Nichtwesen, ein ewiges Nicht, Anfang und Ziel aller Dinge und Ursprung aller Ausflüsse sei.

Viel auf einmal! Suso langte ebenso wie andere Gottesgrübler fast beim Atheismus an, indem er vom Nichtwesen der Gottheit sprach. Bezeichnend für die Haltlosigkeit mystischer Aussprüche ist Suso's Beteuerung: „Der Sinnen Untergang ist der Wahrheit Aufgang."

Das gerade Gegenteil davon ist wahr, da ohne sinnliche Wahrnehmung jede Erkenntniß unmöglich ist. Mit dem „Untergang der Sinne" war es auch bei Suso nichts; dagegen protestirte lebhaft sein Geschlechtssinn, dem er einen züchtigen Nonnenschleier umwarf. Weil sein „junges, wildes Herz ohne Liebe nicht bleiben mochte", so wählte er die „ewige Weisheit" zu seiner Geliebten. Er dachte sie als Frau von „wonnesamer Schönheit und lieblicher Gestalt" und ließ sich als sinnliches Wahrzeichen seiner geistlichen „Gemahlschaft" mit der ewigen Weisheit ein reizvolles Weib auf Pergament malen.

Trotz seiner Feindseligkeit gegen alles Sinnliche entbot er seiner idealen Geliebten „herzliches Küssen" und sprach in so flammenden Worten von seines „brennenden Herzens Begierde",

daß man über diesen Sieg des Geschlechtssinnes bei so gründlicher Verachtung desselben lächeln muß. Suso wollte in der That eine Allegorie umarmen, allein es kam anders.

Suso versammelte nämlich um sich eine Schaar von Mädchen aus adeligen Familien, die sich vor der Weltlust in Klöster zurückzogen, um sich in der Entsagung und gleichzeitig in der Liebe zum christlichen Apollo unterweisen zu lassen. Und Suso unterwies. Nur verschoben sich dabei die Ziele der sinnlichen und übersinnlichen Minne. Die Geschlechtlichkeit rächte sich so für die Anmaßungen der herrschsüchtigen Geistigkeit und ließ sich als Naturmacht nicht unterjochen.

Suso hat den ritterlichen Minnedienst in's Religiöse umgesetzt und fand in der holden Weiblichkeit den zeitlichen Abglanz der höchsten Schönheit Gottes. Damit beschwichtigte er sein Gewissen, das von der Sinnlichkeit abwinkte.

Dieser schwäbische Dominikaner schrieb 1334—38 ein Büchlein von der ewigen Weisheit und ein zweites von der Wahrheit. Er glaubte von Gott selbst die Namen: Liebwert und Herzenstraut erhalten und eines „hochzeitlichen Lagers" mit der „ewigen Weisheit" teilhaftig geworden zu sein.

Bis zu den Grenzmarken der Weisheit ist er aber nicht vorgedrungen, denn er mißhandelte sich in unkluger Weise. Er stach sich nämlich mit einem Griffel über dem Herzen den Namen Jesu ein, so daß das Blut hervorrieselte und freute sich, wenn der eingestochene Name die Bewegung des Herzens teilte. Außerdem quälte er sich durch unvernünftige Mißhandlungen in Ohnmachten hinein.

Ein Theoretiker der Selbstkasteiung, der dem Körper aus Gefälligkeit für die Wahngestalten des Jenseits Entbehrungen und Mißhandlungen auferlegte, war der französische Mystiker B e r n h a r d von C l a i r v a u x. Das Eindringen in das Leben j e n s e i t s d e r S i n n l i c h k e i t galt ihm für ein Mittel, Gott inniger zu besitzen.

Die Selbstpeinigung, die ungenügende Ernährung, das Niederhalten naturgerechter Triebe und wenig Schlaf empfahl er als Wege, die zur Gottheit führen. Die Flucht aus der Wirklichkeit galt ihm für die beste Methode, das Unsichtbare zu gewinnen.

Bei dem gedankenreichen Meister Eckhart bestätigte sich die Erfahrung, daß die Gottesminne in der Umarmung eines geliebten Weibes ihren sichersten Ausdruck finde, und sich beim Küßen einer weiblichen Seele als stilisirter Geschlechtstrieb gebe.

Eckhart war aufrichtig genug, in seinen Schriften unverholen von seiner Kathrei und von den geistigen Erquickungen zu reden, welche er bei dieser klugen und gottseligen Frau sich geholt hätte. Man wollte diese Kathrei von Straßburg aus Rücksicht für den guten Ruf Eckharts als allegorische Person bezeichnen, allein der aufrichtige Dominikaner wußte genau, daß er eine Allegorie nicht umarmt habe.

Der berühmte Mystiker Heinrich Suso aus Überlingen (geb. 1295), lieferte ebenfalls Beiträge zur verrückten Gotteskunde, weil er sich nie um die Standhältigkeit des richtigen Denkens gekümmert hat. Die berauschte Pythia: Fantasie hielt ihn in ihrer Umarmung und er definirte Gott als ein Etwas, das überall das Erste und das Einfältigste, ein grundloses Wesen, das Unnennbare und für vernünftige Geschöpfe Unbegreifliche, ein Nichtwesen, ein ewiges Nicht, Anfang und Ziel aller Dinge und Ursprung aller Ausflüsse sei.

Viel auf einmal! Suso langte ebenso wie andere Gottesgrübler fast beim Atheismus an, indem er vom Nichtwesen der Gottheit sprach. Bezeichnend für die Haltlosigkeit mystischer Aussprüche ist Suso's Beteuerung: „Der Sinnen Untergang ist der Wahrheit Aufgang."

Das gerade Gegenteil davon ist wahr, da ohne sinnliche Wahrnehmung jede Erkenntniß unmöglich ist. Mit dem „Untergang der Sinne" war es auch bei Suso nichts; dagegen protestirte lebhaft sein Geschlechtssinn, dem er einen züchtigen Nonnenschleier umwarf. Weil sein „junges, wildes Herz ohne Liebe nicht bleiben mochte", so wählte er die „ewige Weisheit" zu seiner Geliebten. Er dachte sie als Frau von „wonnesamer Schönheit und lieblicher Gestalt" und ließ sich als sinnliches Wahrzeichen seiner geistlichen „Gemahlschaft" mit der ewigen Weisheit ein reizvolles Weib auf Pergament malen.

Trotz seiner Feindseligkeit gegen alles Sinnliche entbot er seiner idealen Geliebten „herzliches Küssen" und sprach in so flammenden Worten von seines „brennenden Herzens Begierde",

daß man über diesen Sieg des Geschlechtssinnes bei so gründlicher Verachtung desselben lächeln muß. Suso wollte in der That eine Allegorie umarmen, allein es kam anders.

Suso versammelte nämlich um sich eine Schaar von Mädchen aus adeligen Familien, die sich vor der Weltlust in Klöster zurückzogen, um sich in der Entsagung und gleichzeitig in der Liebe zum christlichen Apollo unterweisen zu lassen. Und Suso unterwies. Nur verschoben sich dabei die Ziele der sinnlichen und übersinnlichen Minne. Die Geschlechtlichkeit rächte sich so für die Anmaßungen der herrschsüchtigen Geistigkeit und ließ sich als Naturmacht nicht unterjochen.

Suso hat den ritterlichen Minnedienst in's Religiöse umgesetzt und fand in der holden Weiblichkeit den zeitlichen Abglanz der höchsten Schönheit Gottes. Damit beschwichtigte er sein Gewissen, das von der Sinnlichkeit abwinkte.

Dieser schwäbische Dominikaner schrieb 1334—38 ein Büchlein von der ewigen Weisheit und ein zweites von der Wahrheit. Er glaubte von Gott selbst die Namen: Liebwert und Herzenstraut erhalten und eines „hochzeitlichen Lagers" mit der „ewigen Weisheit" teilhaftig geworden zu sein.

Bis zu den Grenzmarken der Weisheit ist er aber nicht vorgedrungen, denn er mißhandelte sich in unkluger Weise. Er stach sich nämlich mit einem Griffel über dem Herzen den Namen Jesu ein, so daß das Blut hervorrieselte und freute sich, wenn der eingestochene Name die Bewegung des Herzens teilte. Außerdem quälte er sich durch unvernünftige Mißhandlungen in Ohnmachten hinein.

Ein Theoretiker der Selbstkasteiung, der dem Körper aus Gefälligkeit für die Wahngestalten des Jenseits Entbehrungen und Mißhandlungen auferlegte, war der französische Mystiker B e r n h a r d von C l a i r v a u x. Das Eindringen in das Leben j e n s e i t s d e r S i n n l i c h k e i t galt ihm für ein Mittel, Gott i n n i g e r zu besitzen.

Die Selbstpeinigung, die ungenügende Ernährung, das Niederhalten naturgerechter Triebe und wenig Schlaf empfahl er als Wege, die zur Gottheit führen. Die Flucht aus der W i r k l i c h k e i t galt ihm für die beste Methode, das Unsichtbare zu gewinnen.

Der Geist war ihm das, „was über uns ist: das höhere Sein.“ Solche nichtssagende und läppische Definitionen stellte man auf, wenn man mit „geistigen Augen“ das „Unsichtbare schaute“, wenn man beim „höheren Erkennen“ die Selbstliebe in Gott untergehen ließ.

Trotz der Empörung über den Aberwitz, der sich in solchen nichtigen Phantasmen kundgibt, kann man gleichwohl zugeben, daß der mönchischen Askese ein Heroismus zu Grunde liegt, der in Zukunft beim Dienste der Vernunftideale kräftig aufleben möge. Daß der Mensch dieses Heldenmutes fähig ist, läßt für die Flucht aus der Übersinnlichkeit Gutes hoffen.

In der Askese leisteten auch Frauen Großes, die von der Andachtsepidemie besonders im 13. Jahrhundert ergriffen waren. Mädchen deutschen Adels flüchteten sich vor den Roheiten der entarteten männlichen Nobilität in Klöster, wo ihr Idealismus allerdings nur kranke Triebe ansetzte. Ihr Abwenden von gemeinen Zeitsitten führte sie zur Weltentsagung; die wüste, rücksichtslose Sinnlichkeit der Männer drängte sie in das Märchenreich des Übersinnlichen. Es gab Heldinen der Selbst- und Weltverleugnung, welche aus Liebe zu Gott auf alle positiven Pflichten vergaßen. Sie verließen Gatten und Kinder um Gottes willen und frevelten so, weil sie im Banne eines Irrtums standen.

Elisabet von Schönau (1129—1165), Meisterin in einem Frauenkloster bei Bingen, war auch eine Heldin der Askese aus Gründen der „Übergläubigkeit“. Sie züchtigte ihren Körper aus Rücksicht für den Geist, aß wenig, trug Eisenketten auf bloßem Leibe und betete sich kniewund. Das Leben war für sie „die verstoßene Evatochter“, ein Thränenthal, in dem nur der Sohn Mariens Labung bringen könne. Dabei sprangen gleichwohl „unreine Anfechtungen ihres jungfräulichen Gemüts“ wie geile Schlangen auf, bis eine himmlische Erscheinung, natürlich eine Hallucination, Hilfe brachte.

Eine andere Leibeigene der Askese fror nächtelang aus Liebe zu Gott und vergoß Gießbäche von Thränen, so daß ihr Weg durch die Kirche angeblich überschwemmt war. Sie „ruhte im Herrn lieblich und selig schweigend“ und konnte einmal in diesem Zustande „übersinnlichen Wissens“ 35 Tage ohne

Nahrung bleiben. Sie quälte Teufel durch ihre Gebete und schlug mit ihrem Mantel nach ihnen, wenn sie sich vor ihr wanden; daneben hörte sie von Engeln himmlische Arien vortragen.

Die übertriebene Beschäftigung mit Gott, jenes „Wissen", welches „übersinnliches Schauen" sein wollte, führte bei nervösen Nonnen geradenwegs zur Verrücktheit, in welcher sie die allgemeinen Begriffe gegenständlich wahrnehmen und wie Engel im Wissen beschlagen sein wollten.

Die armen Verzückten sehnten sich darnach, die Vereinigung Christi mit den Gläubigen in Wirklichkeit zu sehen; ebenso wollten sie das Wesen der Ewigkeit und „Überräumlichkeit", den Rückstrom der Gnadengaben Gottes beim Tode und anderes schwer Vorstellbare unmittelbar schauen.

Das arme kranke Gehirn der verrückten Nonnen litt an Gott. Das Versinken in der Gottheit bedeutete das Verfallen in irre Monologe. Das angeblich höchste übersinnliche Wesen erschien trotz seiner Unsichtbarkeit den Wahnsinnigen und wurde in die erregten Fluten der Sinnlichkeit herabgesetzt.

Durch übermäßiges Frommsein verrückte Frauen hielten ihre hysterische Erregbarkeit für eine besondere Gnade Gottes und ihre Selbstgespräche im Fieberwahn wurden als himmlische Offenbarungen geschätzt. Sie glaubten weissagen und Kranke heilen zu können, faselten von einem Lichte, das aus ihnen herausleuchte, wobei „außerordentliche Dinge" sichtbar würden.

Ihre inneren Erleuchtungen hielten sie nicht ab, von „Umarmungen des Geliebten" zu sprechen. Päpstliche Commissionen erkannten in solchem wahnwitzigen Gerede wahrhafte göttliche Eingebungen. Eine durch Liebe zu Gott verrückte Klosterfrau versicherte in ihrem Größenwahn, Gott habe sie mit so viel Gnade überschüttet, wie bisher wenige Heilige; auch hätte er ihr zulieb 50000 Seelen aus dem Fegefeuer erlöst.

In eine andere Nonne, die ebenfalls gottverrückt war, fiel bei einer Vision so viel Licht von der strahlenden Gestalt Christi, daß sie nicht wußte, was „unser Herr" und was ihre Seele war.

Es gab immer Mönche, die aus der Verrücktheit der Nonnen Nutzen ziehen wollten. Sie ließen sich von ihnen über die politischen Ansichten „des Herrn" unterrichten (der Mystiker

Tauler that es) und erkundigten sich bei visionären Klostermädchen nach dem Befinden längst verstorbener Leute im Jenseits.

Die Spiritisten der Gegenwart bringen solchen Berichten über das jenseitige Wohlbefinden ihrer verstorbenen Freunde volles Verständniß entgegen. Sie können sich wohlgemut für die Erben der Visionäre des Mittelalters erklären. Es soll eben keine Dummheit aussterben, die je in Menschenköpfen Platz genommen hat.

Die verrückten Nonnen sprachen es den sie belauschenden Mönchen ganz aus dem Herzen, als sie die Bereicherung durch Kenntnisse für nichtig, das Nichtdenken und Nichterkennen jedoch für überaus wichtig erklärten.

Die armen Irrsinnigen wollten „in Gottes Antlitz begraben sein" und beglückwünschten sich, wenn ihre Glieder während der Verzückung starr und steif wurden, da der schwache Leib die Macht der „göttlichen Süßigkeit" nicht ertragen konnte.

Dem Mystiker David von Augsburg kamen jene Visionen verdächtig vor, bei denen man „körperliche Wollust und Süßigkeit empfinde", während man von Maria oder von deren Sohne umarmt oder geküßt zu werden glaubte.

Wahnwitz war es, was die armen Verzückten in ihren Delirien vorbrachten und für Gottes Wort wurde es gehalten. Die ganze erlauchte Himmelsgesellschaft, von Gott bis zum jüngsten Heiligen, richtete bei Visionen das Wort an die besonders Begnadeten, allein geistreich war das Gespräch niemals.

Esprit konnte man auch von den Monologen ungebildeter Nonnen nicht erwarten. Es gab übrigens einige literarisch überhauchte Klosterfrauen, die in ihren Schriften gegen die Unsittlichkeit der Päpste und der Priester, gegen deren Habgier, Hochmut und „Befleckung des Fleisches" mutig wetterten.

* * *

Es wurden bereits in dem Abschnitte: „Darf man Seelen suchen?" die Gründe angeführt, welche die Frömmigkeit in nahe Beziehungen zum Geschlechtstrieb setzten. Thatsachenbeweise hiefür liefert die Geschichte der Mystik, die es klarstellt, wie der mit Religion übertünchte Sexualsinn zur Nymfomanie und Satyriasis,

die asketischen Selbstquälereien zu Sinnestäuschungen, zum Wahnsinn, zum Tode durch Entkräftung führten. Die allzu heftige Beschäftigung mit Gott war also gesundheits- und lebensgefährlich.

Die armen Himmelsbräute konnten sich in ihren Klosterzellen beim besten Willen der Sinnlichkeit nicht entwinden. Das Naturgemäße war eben mächtiger als alle Lügen der Übernatürlichkeit. Ein religiöses Feigenblatt wurde umgethan und der Geschlechtsdrang siegte. Die verliebten Herz-Jesu-mädchen sprachen von den Umarmungen ihres himmlischen Liebhabers mit einer sinnlichen Glut und mit so anschaulichen Einzelheiten der wollüstigen Hingabe, daß man sich über diese Détailkenntnisse bei gottseligen Jungfrauen wundern muß und den Wortlaut ihrer naiven Bekenntnisse nicht wiedergeben kann.

Zur Nymfomanie mancher überfrommen Nonne trat Größenwahn. Der Dauphin des Himmels war ihr Geliebter, der sie mit „süßen Gesichten" begnadete. Sie schrieb seinen Namen in ihr Herz und bat ihren himmlischen Buhlen, auch ihren Namen in seinem Herzen stehen zu lassen.

Nach den Aufzeichnungen einer deutschen Klosterfrau wurde sie von ihrem himmlischen Verehrer „Gemahlin, Zärtling, Geminnte" genannt; er versicherte sie leidenschaftlich seiner Liebe und beteuerte, daß ihr Mund süßer als Honig sei; unter ihrer Zunge wäre nicht nur Honig, sondern auch Milch.

Die von Krämpfen heimgesuchte Nonne erklärte, die Seele sei während ihres ungestillten „Hungers nach Gott" aus ihr selber gezogen, ihre „Glieder wären so voll Gottes", daß sie glaubte, „wäre es nur um etwas mehr, müßte sie sterben".

Eine andere Himmelsbraut, deren Gehirn durch zahlreiche Besuche des Herrn zerrüttet war, beschrieb ebenfalls ihre Gesichte bei Nervenkrämpfen, während deren sie „den Leib abgelegt hätte". Sie sprach von der „unendlichen Süßigkeit während des Minnegriffs", pries die „holde Lust der Minne Jesu" und fürchtete nur, ihr „Herz möchte bei der süßen Berührung zerfließen". Auch in diesem Falle mündete die Sehnsucht nach Gott in wollüstigen, nicht einmal sorgfältig stilisirten Bildern.

Mancher andachtsvollen Klosterdame erschien Jesus als „lieblicher Jüngling von 16 Jahren, nach dem ihr Herz in

Sehnsucht wallte und vergehen wollte". Sie war glücklich, wenn der Holde ihre Hand ergriff und sich Liebkosungen erlaubte.

Eine verliebte Nonne wünschte sich totzufallen, um früher mit ihrem Liebling verbunden zu werden. Ja, sie war auf Maria eifersüchtig, wenn in Predigten ihre persönlichen Vorzüge gerühmt wurden, ohne daß der Wert der Menschwerdung hervorgehoben worden wäre.

Es bedarf keines besonderen Hinweises, daß Mönche als „Stellvertreter Gottes" gern bei hysterischen Nonnen einsprangen und deren Visionen aufschrieben. Nach einem Stück dieser himmlischen Literatur verriet die Jungfrau Maria einer verrückten Nonne, daß sie beim Empfangen des Herrn erst 15 Jahre alt gewesen wäre.

Die Andachtsepidemie forderte besonders im 13. Jahrhunderte viele Opfer des Verstandes und der Gesundheit. Die Vermählungen der „Frauenseelen" mit Christus waren sehr erschöpfend und die himmlisch Verheirateten waren so entkräftet, daß sie sich nur selten von ihrem Bett erheben konnten. Der Dämon Geschlechtstrieb lähmte sie.

In einer anderen Richtung ungefesselter Sinnlichkeit bewegten sich die religiösen Ansichten der durch Amalrich von Bena gegründeten Secte der Brüder des freien Geistes. Sie heuchelten Keuschheit nicht und beriefen sich darauf, daß der heilige Geist im Menschen Fleisch geworden sei. Der Menschen Wille sei Gottes Wille, deshalb wäre das Verlangen fleischlicher Liebe keine Sünde, „weil sich dabei der Geist Gottes rege".

Der „in der Liebe Stehende" könne den Antrieben seiner sinnlichen Wünsche ungehindert folgen. Im Namen der Caritas zu ehebrechen, erschien dieser Secte ganz unbedenklich. Diese freigeistigen Brüder schlossen aus der Allgegenwart Gottes auf das heilige Recht der freien Liebe.

Die Kirche hätte ihnen diese Schlußfolge verziehen, hätten sie nicht auch die Sacramente, die götzendienerische Heiligenverehrung, die Auferstehung, das Paradies und die Hölle verworfen. Eine bischöfliche Synode in Paris hat 1209 die sonderbare Verwendung des heiligen Geistes im Interesse der freien Liebe, sowie die anderen Ketzereien der Freigeister grausam

mit Verbrennungen und mit lebenslänglichem Gefängnisse bestraft. Die Gebeine des Amalrich von Bena wurden aus dem Grabe gewühlt und auf einem Felde zerstreut. Die Kirche hat nie verziehen, wenn eine Auflehnung gegen sie vorkam und hat nie vergessen, daß ihre erste Pflicht unbeugsame Grausamkeit gegen Glaubenslose ist.

Daß sich hinter den Begriff: Gott jede Verirrung des Verstandes flüchten konnte, bewies auch die Secte des neuen oder freien Geistes, die sich an die Amalrikaner anschloß. Sie versicherte, daß die mit Gott Geeinten thun dürfen, was sie wollen, ohne zu sündigen. Sinnliche Begierden seien nur Regungen des göttlichen Geistes in uns. „Gott wohne in uns nicht blos bis zum Gürtel, sondern auch unter ihm."

Der mit Gott Verbundene könne sich deshalb frei gehen lassen. Weder Entsagung noch Arbeit brauche sich ein Anhänger der Secte vom neuen freien Geiste aufzulegen, da Ruhe und leibliches Wohlsein dem lieben Gott zu Statten kämen, der in uns Quartier nehme.

Den neuen freigeistigen Brüdern, deren Einfluß im Elsaß, in Schwaben und in der Schweiz um sich griff, schwebte das Ideal menschlicher Selbstherrlichkeit vor; sie glaubten, selbst über Christus hinauszukommen, in welchem sie nur einen Menschen sahen.

Es flackerten in ihnen richtige Urteile auf, indem sie das Fasten für schädlich hielten und in den Sacramenten Hemmnisse für die Vollkommenheit erblickten; im Beichten sahen sie eine Sünde und von Häretikern behaupteten sie, daß sie auf rechten Wegen wandeln.

Die Bündler vom freien Geiste standen jenseits von gut und böse; sie hielten dafür, daß sie nicht mehr sündigen können und daß sie auch von der Tugend nicht weiter gefördert werden. Der mit Gott Vereinigte dürfe nicht blos kühn jede Form der Geschlechtslust genießen, sondern auch über die Beachtung der Eigentumsrechte und über das Bekennen der Wahrheit sich hinwegsetzen, weil der heilige Geist der Freiheit in ihm wohne.

Diese fatale Anweisung zum Lügen und Stehlen bewies es deutlich, daß religiöse Schlagworte zu Mißverständnissen und diese zu Freveln führen. Der Gott der christlichen Kirche erhob auch gegen diese Secte sein Schwert und schlug sie nieder, weil

er gegen die Liebe zwar duldsam sein, aber nie das freie Denken gestatten konnte.

Einige Gottesschwärmer des Mittelalters unterschieden, das war eine lichte Seite ihrer Gesinnung, die Sache des „Herrn" von den Interessen der Kirche und gaben der putz- und habsüchtigen Courtisane: Rom in kräftigen Worten ihre Verachtung kund. Sie waren darüber empört, daß die Kirche immer nur mit der Zuchtruthe fuchtelte und das selbständige Denken überhaupt verboten hatte.

Selbst die Scholastik ließ auf dem Boden der Glaubenssatzungen ihr bischen Verstand frei turnen und ihre harmlosen Zweifel waren die erste und mildeste Form der Abwehr gegen die harte Alleinwirtschaft der Kirche.

Einige Rebellen gegen die Kirche suchten sich von deren gottesdienstlichen Äußerlichkeiten freizumachen. Die Begriffskritik schlug bei ihnen die Augen auf.

Ein tapferer Bekämpfer kirchlicher Anmaßungen war der Mystiker C. Schwenckfeld (1490—1561), der als Verfolgter herumziehen mußte, weil er das kleinliche und hartnäckige Festhalten am Bibelbuchstaben verurteilte und gegen die Vorrechte der Priester eiferte, über Glaubenssachen Bescheid zu geben und Culthandlungen zu verrichten. Er befürwortete ein allgemeines Priestertum, damit das Monopol der Pastoren „den Ruhm des Herrn nicht verminderes".

Es ist für die Völker Europas geradehin verhängnißvoll, daß Männer vom Gepräge Schwenckfelds gegen die Pöbelherden der religiös Beschränkten bisher so wenig auszurichten vermochten.

* * *

Wehe den Vernünftigen! — An's Kreuz mit den nach Wahrheit Suchenden! — Zum Scheiterhaufen mit den Widersachern des Wahns! — hallte es immer aus den Glaubensstätten, welche die Kirche sorgfältig beschützt hatte.

Diese Rufe vernahm auch der originelle Denker Sebastian Franck (1500—1545), der vor seinen unduldsamen Verfolgern aus seiner Vaterstadt Nürnberg fliehen mußte, weil er das Recht der Vernunftkritik Glaubenssätzen gegenüber ausübte. So hat

er im „Sündenfalle“ Adams und in der „Erlösung“ Christi keine geschichtlichen Thatsachen, sondern nur Bilder für die innere Selbsterlösung des Menschen gesehen.

Die Welt sei nicht geschaffen worden, meinte er ferner, sondern sei ewig wie Gott. Wer die Einheit mit Gott in sich trage und durch seine Handlungen beurkunde, der sei heilig, auch wenn er den Namen Gottes niemals vernommen haben sollte. In's Deutliche übertragen, heißt es, gute Handlungen geben auch ohne den Gottesglauben dem Menschen Wert. Fürwahr, eine beachtenswerte kritische Gedankenthat!

Weniger bedeutend war der Pfarrer Valentin Weigel (1553—1588), an dem die Glaubensketten noch stark herumklirrten. Doch wollte er sich von den unduldsamen „Buchstäblern“ nicht verbrennen lassen und übergab deshalb seine Betrachtungen über Gott, Welt und Seele nicht dem Drucke. In sich trage der Mensch das ganze Universum; ebenso erfasse er auch die Geister- und Engelswelt, weil ja sein eigener Geist aus Sternsubstanz bestehe und die Engel ihr Wissen unmittelbar aus der Sternenwelt bezögen.

Mit seiner Begriffskritik war es schwach bestellt, denn er gab zu, daß die unsterbliche Menschenseele durch sacramentale Imbisse gestärkt werde. Weigels Satz, daß man nur dasjenige wissen und verstehen könne, was man in sich trage, war die Geburtsstätte des sogen. „subjectiven Idealismus“, in dem die deutsche Filosofie eine Zeit lang stolz herumwatete. In Kants und Schopenhauers Ansichten findet man Anklänge an Weigels harmlose Betrachtungen.

* * *

Nichts weiter mehr über Mystiker und Theosophen, deren Mutmaßungen sich immer um dieselben Achsen drehten. Der Grund, warum die Mystiker den Brennpunkten der Wahrheit nicht näher gekommen sind, lag darin, daß sie den „Untertheil Gottes“, die Natur, zu wenig kannten und so Opfer ihrer kritiklosen Selbsttäuschungen blieben.

Sie verdienen ein mildes Urteil, denn blickt man auf die Mystificirten der Gegenwart, so erkennt man, daß diese trotz der

vielen Mittel, dem Weltwirklichen in's Gesicht zu sehen, gleichwohl noch immer vor den Hohlbegriffen des Mittelalters auf den Knien liegen.

Die Gottsucher des Mittelalters ahnten es in ihrem Fantasierausche nicht, daß sie ihren Lieblingsbegriff schon deshalb nicht definiren konnten, weil sie ihn selber als das Undenkbare bezeichneten und immer wieder mit Unverständlichkeiten umsäumten.

Sie strebten nach hohen Denkzielen und langten beim Undenkbaren an; sie wollten die positive Wahrheit umarmen und umschlossen eine Summe von Verneinungen, denn Gott war ja das Unfaßbare, Unkörperliche, Eigenschaftslose, Unbeschreibliche, Unsichtbare, Unendliche, kurz das Verneinungsvolle. Sie wollten vollkommen werden und schlugen der Geistigkeit zulieb alles Vernünftige nieder.

Indem sie Gott und die Glückseligkeit suchten, warfen sie die Möglichkeit von sich, ein glückliches Leben zu führen. Es war ehrenwert, daß sie nach Idealen ausblickten und mitunter dem kritischen Denken eine freie Bewegung einräumten. Berührten sie doch bei ihrem Eifer, Gott zu finden, zuweilen selbst den Atheismus.

Alles in Allem bewiesen es die Mystiker, daß das Suchen nach Gott eine undankbare Mühe ist. Sie wollten Großes und fanden trotz aller Denkmühe — nichts.*)

---

*) Quellen: Geschichte der Mystik von Schwegler 1872. 2 Bände. — Geschichte der christlichen Ethik von Dr. Theod. Ziegler 1886. — Fr. Pfeiffer: Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts. — Aug. Jundt: Histoire du pantheisme populaire au moyen âge et au seizième siècle. Paris 1875.

XIII. Die griechische Filosofie über Welt und deren Lenker.

Daß die Hellenen ein bevorzugtes Denkervolk waren, beweisen ihre Filosofen, welche die Wahrheit oft in ihre Arme schlossen. Sie haben allerdings manches begrifflich Hohle und Mystische vorgebracht. Allein diesem hielt richtiges Erkennen nicht selten das Gleichgewicht.

Bei ihren ersten Denkern war es der Fall: bei Plato und Aristoteles, denen wir als genialen Männern beim Überblick des über Welt und Gott in Hellas Gedachten den Vortritt lassen.

Das Leuchtende aus den Dialogen des Dichterfilosofen Plato voran! Er hat großgedachte Wahrheiten ethischen Inhalts ausgesprochen; so die Sätze, daß alle menschlichen Fehler der Unwissenheit entstammen, daß sittliches Handeln nur bei Erkenntniß der Pflicht möglich sei und daß Einsicht höher stehe als Lust.

Das „große Tier" Volk verkenne dies, ziehe den Schein dem Wesen vor und kehre die richtige Weltansicht um. Man könne auch gegen das Gesetz handeln, wenn dieß besser sei (Politikos). Ein Vernünftiger sei wertvoller als zehn tausend Einsichtslose; diese sollen beherrscht werden, jener soll herrschen.

Witzig bemerkt Plato im „Staatsmann", daß „der König eine abgestutzte Herde ohne Hörner weide". Viel hält er aber von Königen nicht und meint, einen Tyrannen loben heißt so viel als den Hirten glücklich preisen, weil er viel melke. Da Plato richtiges Denken als die erste Tugend des Menschen bezeichnet, so war es nur folgerecht, daß er von Leitern eines Staatswesens filosofische Bildung forderte.

Vornehm gedacht war der Ausspruch Platos (im Dialog Eutyfron), es sei schnöde, wenn eigennützige Menschen sich an Götter wenden, um durch Opfer deren Gegendienste zu erzwingen. Der höchste Gottesdienst sei Selbstveredlung und Menschenbildung.

Die geistlichen Polizeileute des christlichen Gottes sind entgegengesetzter Ansicht. Sie wissen es genau, daß sich selbst foppen und an heiligen Dummheiten festhalten, das Glück der Gottseligkeit bedeute.

Wenn Plato (im Dialog Alkibiades II.) jenes Gebetes gedenkt, welches sich von Gott außer dem Guten das Schöne erbat, so lächeln fromme Christen darüber, die sich von ihrem Gotte am Kreuze nie das Schöne erbaten.

Wie kann man sich doch an Platos ethischen Prachtgedanken erbauen! Als er aber über Welt, Gott und Ideen Auskunft gab, war er nur Dichter. Er stellte sich seinen Zeitgenossen als guter Freund Gottes vor, der ihm in traulicher Dämmerstunde alle Geheimnisse über Welt und Ewigkeit mitgeteilt habe; er konnte es doch nicht zugeben, daß nur seine Einbildung die jungfräuliche Mutter Gottes sei.

Beim Wetterleuchten seiner Fantasie sah er bald Begriffe im schweren Nachteulenfluge, bald mythische Gestalten an sich vorbeiflattern. Platos Ideen sind Märchen, die von einer lebhaften Einbildung erzählt werden. Sie sind logische Ungereimtheiten, da sie als farb-, form- und körperlos nicht Vorbilder der Weltdinge sein konnten. Die Ideen als das angeblich Unkörperliche konnten unmöglich das wahrhaft Wirkliche sein, da dieses nur in der Körperwelt anzusprechen ist.

Das Belieben Platos begrüßte in Gott den Weltbaumeister, der nach den Baurissen der Ideen alles vollkommen gestaltet habe.

Weiterhin beteuert Plato, Gott habe aus der Idee und der Materie die Weltseele geschaffen. Offenbar eine corpulente Seele! Auch hätte er auf den Gestirnen von lebenden Wesen nur die ewigen und göttlichen hervorgebracht, während die Sterblichkeiten von seinen Baupolieren, den geschaffenen Göttern, gebildet wurden.

Von Platos Privatgott wurde nämlich Teilung der Arbeit geschätzt. Seinen Operationen konnten Seelen, die er im Vor-

dasein herumfliegen läßt, gelassen zusehen. Auch sie entsprangen einem logischen Widerspruche, denn obwohl sie geschaffen wurden, sollen sie dennoch ohne Anfang gewesen sein.

Überhaupt schleppt Platos Fantasiegott eine lange Kette von Ungereimtheiten mit sich. Einige davon waren: unkörperliche Seelen, die aus Materie gebildet sind; — geschaffene Ewigkeiten, die einen Anfang haben; — die materielle unvollkommene Welt als Abbild der unsichtbaren vollkommenen Gottheit.

Bei der Menge mythischer Gestalten, welche Plato um den Thron Gottes und der Ideen stellte, — bei der Zerschlissenheit in der Weltentstehung besteht das, was man Natur nennt, bei ihm eigentlich gar nicht.

Die Ideen herrschen, nicht die Natur und geben sich als das „wahrhaft Seiende", während die sinnlichen Erscheinungen als unholde Zerrbilder des „wahren Seins", als Mitteldinge zwischen Sein und Nichtsein bezeichnet werden. Da reiten Erklärungen auf mageren Begriffskleppern und man stellt das „wahre Sein", und gar das Nichtsein ohne Achtung bei Seite.

Plato's Obergott war zwar ein gewaltiger Zauberer, wie es der Weise der Akademie verriet, aber über sich selbst konnte er keine hinreichende Auskunft geben. Er genügte sich selbst, war einzig in seiner Art, selig, und keines anderen bedürftig.

Das konnte über ihn Plato's Mitteilsamkeit sagen; allein das „vollkommene" Welttier fand er gleichwohl wegen der unvollkommenen Abbilder der Ideen einer sanften Schelte wert. Obwohl die Götter zweiter Ordnung klug mitregierten, fand die göttliche Oberleitung der Welt und deren Vertrauter Plato das Materielle verächtlich, den Menschen schmählich und die Seele erst nach ihrer Trennung vom Körper beachtenswert.

Daß Plato mythischen Schwärmereien nicht unzugänglich war, beweist seine Annahme, daß aus feigen Männern Weiber, aus leichtsinnigen Wollüstlingen Vögel, aus Verächtern des Idealen und aus Dummköpfen Wassertiere nach dem Tode entstehen.

Auch bei Plato grinst uns die widersinnige Grundansicht an, daß das Naturgerechte aus Rücksicht für das erklügelte Außernatürliche geringzuschätzen sei. Die Quelle dieser Un-

gereimtheit ist die haltlose Verneinung des Körperlichen, der große Irrtum von der Zweiheit der Sinnlichkeit und Geistigkeit.

Plato schuf wie alle Biografen Gottes Dichtungen; er sprach so, als ob ihm von Gott im „überweltlichen Raume" die Urbilder der Dinge vorgestellt worden wären. Er wußte aber nicht, wie er den Übergang der gestaltlosen Ideen in die Welt der Erscheinungen vermitteln könnte, jagte die Ideen wie dürre Gespenster vor sich hin und langte bei der sinnlosen Behauptung an, daß das Wirkliche gar nicht bestehe. Man staunt, daß ein Mann, der die Einsicht so hochstellte wie Plato, sich von solchen mythischen Befangenheiten umklammern ließ.

* * *

Aristoteles gibt sich wie Plato als vertrauter Freund Gottes, der ihm u. A. mitteilte, daß er schon in dem allgemeinen Gottesglauben als Grundkern stecke und daß dieser Glaube allein ein glänzender Beweis seines Vorhandenseins wäre.

Der Weise von Stagira übersah es, daß die Wahrscheinlichkeit Gottes in's Schwanken geraten müßte, wenn er nach allen möglichen und unmöglichen Richtungen hin definirt werde. Er hätte sich fragen sollen, ob das so mannigfach Erklärte sachliches Mark haben und sich über das bloße Vorstellungsdasein erheben könne.

Der Stagirite meinte mehr poetisch als wissenschaftlich, es sei eine jede Form der Kunst und Wissenschaft gefunden worden und sei wieder in Verlust geraten. Dieselben Vorstellungen seien unzähligemal zu den Menschen gekommen. Zu diesen wiederkehrenden Vorstellungen gehörte auch der zu Grunde definirte Gott.

Mit der bloßen Schäferweisheit der kritiklosen Fantasie werden Erkenntnißziele nicht erreicht, auch damit nicht, wenn auf die Gottheit eine hohe Schichte von Begriffen gelegt wird. Leider fehlte griechischen Weltweisen die Einsicht in das Wesen der Begriffe.

Socrates erblickte in der begrifflichen Erkenntniß den einzigen Weg zum wahren Wissen, welches sich doch nur auf Erfahrungsthatsachen und auf das Erkennen des Naturwirklichen stützen kann. Plato hat gar die reinen Begriffe für das wahrhaft Wirkliche erklärt und Aristoteles den Begriff als das Wesen der Erscheinungen bezeichnet.

Über die alte Zwangsvorstellung Gott hat übrigens Aristoteles viel Edles gedichtet. Er war ihm die oberste Vernunft, die nur so im Allgemeinen auf die Welt gewirkt hätte, ohne in menschliche Schicksale und Sonderzwecke einzugreifen, was eine kleinliche Unterstellung und eine Trübung des Gottesgedankens wäre. Der Stagirite dachte nicht daran, daß seine Vernunft nur eine Verführte der Fantasie war, als sie ihre Abschrift in die Welt hineinwarf und der Gottheit einen vernunfterfüllten Kopf aufsetzte.

Der Privatgott des Aristoteles konnte sich im Selbstdefiniren nicht genug thun und sprang dabei mit Grazie über logische Widersprüche hinweg. Feierlich erklärte er sich als Zweck und Formgebung der Welt, ohne deren Zwecklosigkeit zu kennen. Indem er sich für das höchste Princip ausgab, hat er bei der Ungegenständlichkeit der Begriffe seine Nichtigkeit eingestanden.

Als sich Gott „absoluter Weltzweck" nannte, übersah er es wieder, daß hinter abgezogenen Vorstellungen nichts Sachliches stehe und definirte sich so ein Doppelnichts an.

Es gibt sich wie Poesie, wenn der von Aristoteles geschaffene Gott von sich versichert, sein Wesen bestände in unaufhörlicher nie schlummernder Betrachtung und in vollendeter Thätigkeit. Er denke sich selbst und sei Quelle des Lebens. Die unteilbare Einheit des Denkenden und Gedachten sei die absolute Seligkeit Gottes.

Aristoteles warf auch manches Zeitwort als Definitionsschmuck auf den Gott seiner Erfindung. Der Herr des Alls sei das unbewegte Bewegende, meinte er, eine Art Weltlocomotive; — er sei von der Welt verschieden, ohne etwas zu wollen und zu thun und sei zu allem Übrigen auch noch die absolute Form.

Und so spielt Aristoteles mit Gegenstellungen*) und mit Begriffsworten, ohne sich der logischen Nichtigkeit dieses Verfahrens bewußt zu werden. Er begnügte sich damit, Gott in Worthülsen zu legen. Gleichwohl hat er die große Wahrheit erkannt, daß die Welt unentstanden und unvergänglich sei.

Göttlichkeiten wuchsen dem fantasiereichen Manne nur so aus der flachen Hand. Der Fixsternhimmel stand nach ihm dem

*) Die Natur, meinte Aristoteles, sei das Bewegte und Bewegende, während die Materie nur bewegt werde und selbst nicht bewege. Vgl. mit dem Abschnitte „Die Bewegungen in der Welt."

unbedingt Göttlichen am nächsten; er sei frei vom Wechsel und Leiden und führe das beste und zufriedenste Leben in aller Ewigkeit.

Der Fixsternhimmel als lebenslustige und äußerst zufriedene Person gedacht ist grotesk genug! — Aristoteles hat auch im Aether „das allein Göttliche" erspäht, weil er gegensatzlos, unveränderlich, leidenlos und über den Streit der Elemente erhaben wäre. Die Weltfysik ist dem Aether als leidenlosem Individuum ebensowenig begegnet als der Gottheit, welche angeblich „die Welten im Kreise drehe".

Dunkel ist die Bemerkung des Stagiriten, daß durch die Form der Stoff stufenweise überwunden werde. Die Materie kann überhaupt nicht „überwunden" werden. Stoff und Form können außerdem bei ihrer Untrennbarkeit nicht mit einander „kämpfen". Sie hängen zusammen wie die Scenen einer guten Tragödie. Dies sei im Stile des originellen Stagiriten bemerkt, der geäußert hat: „Die Natur ist nicht zusammenhangslos wie eine schlechte Tragödie."

Ursprünglich ist auch der Einfall des griechischen Welterklärers, daß der eigentliche Naturzweck das Zustandebringen des Menschen sei und daß Tiere nur „unvollendete Versuche der Natur wären, den Menschen hervorzubringen". Hört sich dies nicht wie eine Beleidigung der Tiere an, welche nie so gemein, boshaft und mit Irrtümern belastet sein können wie Menschen?

Aristoteles tadelte mit Recht die Zweifältigkeit der Idee und deren Erscheinung in der Wirklichkeit, indem er die Idee für eine überflüssige Verdoppelung der Dinge in der Welt erklärte; die Substanz könne doch von dem nicht getrennt werden, dessen Substanz sie sei.

Gleichwohl anerkennt der geniale Weise von Stagira die Herrschaft abgezogener Begriffe, indem er wie Schopenhauer einen vierfachen Grund der Dinge annimmt und Gott als die Vereinigung von Form, Zweck und Ursache der Bewegung anspricht.

Wieder ein Häufchen von Begriffen auf den lieben Gott gewälzt, um seinem Dasein auf die Beine zu helfen. Sind da nicht Volksmythen wertvoller, welche Wissenschaftlichkeit nicht heucheln und aus denen uns Poesie wie ein schönes Kindergesicht anlächelt?

Aristoteles kam über die haltlose Zweiheit von Natur und Geist nicht hinaus, wie mancher Gelehrte des 19. Jahrhunderts über den souveränen Geist immer wieder stolperte, weil er nicht einsah, daß das Denken eine naturgerechte Thätigkeit des Gehirns und der Sinnesnerven sowie daß der Geist nur eine Verneinung des Körpers ist.

* * *

Die weniger berühmten weltweisen Männer von Hellas umdichteten den lieben Gott entweder mit bunten Definitionen oder sie gaben sein Vorhandensein gar nicht zu. Anaximenes der Jonier hielt die Luft, wie man weiß, für das Lebengebende; deshalb war ihm Lebensspender Gott nichts als Luft.

Seine Schüler sind die glaubensfesten Leute von heute, die den lieben Gott noch immer in der blauen Luft suchen.

Thales erklärte Gott für die Ursache des Lebens und der Bewegung. Seine Fantasie hat es erkannt. Damit beginnen jene Definitionen Gottes, die in ihm durchaus eine Ursache erblicken wollen, deren der selbstherrliche Stoff allerdings nicht bedarf.

Anaximander setzte Gott auf den Hohlbegriff: „Weltprinzip", dessen Gegenständlichkeit die Astralfysik nicht zugibt und umsäumte ihn außerdem mit einer Kette von Verneinungen, die nichts Wirkliches umschließen.

Ein zeit- und bestimmungsloser, unbegrenzter und unbegriffener Gott ist etwas, was nichts ist.

Diogenes von Apollonia hat den göttlichen Verstand für stofflich erklärt. Ob in dieser Behauptung der Gedanke aufschimmerte, daß der organische Stoff denke? Es bezeugt den gesunden Verstand der griechischen Filosofen, daß sie die Bedeutung des Weltstofflichen und die Nichtigkeit des Unkörperlichen erkannten.

Verbohrte Begriffsreiter nennen dies heute noch „naiven Realismus", während die Hellenen bereits vor dritthalbtausend Jahren die Wege der Mystik und des Wissens um das Wirkliche kräftig auseinander hielten.

Herakleitos von Efesos, der die Wärme für die Bedingung des Lebens hielt, erklärte das Feuer für den Urgrund des Da-

seins. Er bemerkte, daß aus dem Lebensfeuer das Verlangen hervortrete, sich in eine bestimmte Daseinsform zu verwandeln.

Schopenhauers „Wille zum Leben" gibt sich wie ein Nachsprechen dieser Ansicht des Heraklit. Dieser hat es ebenso wie die klardenkenden Naturforscher des 19. Jahrhunderts erkannt, daß die Welt zwecklos sei. „Zeus spiele nur, indem er die Welt bilde."

Ein anderer Ausspruch dieses griechischen Denkers: „Der Streit ist der Vater aller Dinge" ist mit dem Darwin'schen „Kampf um's Dasein" verwandt. Es begegnen sich eben die Einfälle großer Denker.

Gut beraten waren die Eleaten, welche die Welt für unentstanden erklärten und deshalb einen Schöpfer derselben für überflüssig hielten. Aus nichts könne wieder nur nichts werden, meinten sie. Da der Mensch denkt, so ließ man seine Nachbildung: den lieben Gott auch denken.

Der Mensch ist und denkt zugleich, warum sollten sich in Gott, meinte der Grieche Parmenides, Weltsein und Weltdenken nicht verschmelzen. Er hat Menschenart in die Welt verlegt, als er Gott als die „von Gedanken erfüllte Welt" definirte. Deutsche Filosofen haben seine Ansicht nachgesprochen.

Ein ehrenwerter Atheist war Empedokles von Akragas, der in einem Gedichte versicherte: „Keiner der Götter machte die Welt, immer war sie." Gleichwohl hat auch er ein Kraftcentrum: die Liebe in die Welt hineingedichtet.

Viel hielt er übrigens von dieser Weltkraft nicht, da er meinte, das Geschlecht der Sterblichen sei aus Zwist und Seufzern entstanden. Auch erklärte er, daß sich die bewegende Weltkraft in der abstoßenden und in der anziehenden Richtung äußere. Er hat also das Wesen der Schwerkraft erkannt. Weil er sich an das Wirkliche hielt, konnte er der Gottheit entraten.

Die Atomisten erwehrten sich der Götter ebenfalls, weil sie ihrer beim Betrachten der fysischen Welt nicht bedurften. Demokrit hat die Annahme, daß alles entstanden sei und deshalb eine Ursache haben müsse, mit der Behauptung weggeräumt, daß alles schlechthin notwendig und vorherbestimmt sei. Er leugnete einen Weltzweck und vermutete, daß der Zufall sich in das Weltgeschehen hineinmenge. Jedenfalls wiesen

Demokrits kühne Gedanken beim Weltausdeuten eine jede täppische Einmischung der Fantasie zurück.

Epikur fand es überflüssig, von einer letzten Ursache der Welt zu sprechen und hat schon als Knabe seinen Lehrer, der die Welt mit Hesiod aus dem Chaos ableitete, mit der Frage in die Klemme gejagt: „Woher kam aber das Chaos?"

Er fand wie Demokrit, daß die Natur keinen Zweck habe und behandelte als scharfsinniger Denker Götter als Helden mythischer Novellen. Er gönnte ihnen ein seliges Dasein, ließ sie in den leeren Zwischenräumen der Welt im süßen Nichtsthun wohnen, tafeln, durch Unterredung und geschlechtliche Vermischung sich vergnügen.

Natürlich schenkte er den glücklichen Göttern Menschenleiber. Diese kleideten besser als Begriffsschleier. Witzig versicherte Epikur, die Seligkeit der Götter hänge damit zusammen, daß sie sich um die Verwaltung menschlicher Dinge gar nicht kümmern.

Ein prächtiger Einfall birgt sich auch in dem Ausspruche Epikurs, daß die Gottlosigkeit nicht in der Verleugnung der Götter des Pöbels, sondern in dem Festhalten dieses Wahns bestehe.

Daß die in wissenschaftlichen Gründen wurzelnde Gottlosigkeit das Tagen jener Einsicht bedeute, welche den Menschen sittlich und glücklich macht, daran glitt Epikur vorüber, obwohl er dieser Erkenntniß ziemlich nahe kam. Epikur verwarf die göttliche Vorsehung und wollte es nicht Wort haben, daß Götter Wirtschaftsräte und Verpflegsbeamte der Menschen seien. Der Glaube an die göttliche Vorsehung galt ihm für eine Thorheit und jede intimere Beschäftigung mit Göttern und Dämonen stehe abseits von menschlichen Interessen. Deshalb haßten ihn seit jeher die Anwälte der christlichen Vorsehung.

Xenokrates, ein Schüler der älteren Akademie, sprang mit dem Gottesgedanken auf die Bahn schwärmerischen Beliebens, indem er die Gottheit eine Monas und die Weltseele, eine andere Tochter seiner Einbildung, eine Dyas mit demselben Rechte nannte, mit dem die Zahl: drei in die Göttereinheit hineinplatzte.

Kritischer verfuhr Karneades, Anhänger der neueren Akademie, der dem in die Welt hineingedichteten Herrn persön-

liches Bewußtsein wie Empfindung absprach. Die Gottheit sehe weder in die Zukunft noch in die Vergangenheit und sei ein Wesen ohne bestimmbare Eigenschaft.

Muthig bekämpfte den Gottesbegriff auch der Peripathetiker Strato von Lampsakus, der Gott für einen leeren Namen erklärte, da die Natur ohnehin selbst unmittelbar göttlich wäre. Er begnügte sich mit dem Weltwirklichen und suchte dahinter nicht eine unsichtbare oder gar eine persönliche Ursache. Vernünftig wie ein Naturforscher des 19. Jahrhunderts behauptete auch Strato, die Natur wirke bewußtlos und nicht nach Zweckbegriffen.

Man sieht, daß der Atheismus ein betagtes Individuum ist, das schon vor mehr als zwei Jahrtausenden Vernünftiges geäußert hat. Es ist kein junges Gespenst, das mit einem Methbecher unter gläubigen Schmalköpfen herumgeht, um ihnen einen stärkenden Trunk zu reichen.

* * *

Wir wissen es, daß jede Definition Gottes von vornherein gerichtet ist, sofern sie abgezogenen Vorstellungen entwächst. Wird Gott die Grundzahl von allem Bestehenden genannt, so erklärt dieser mathematische Hinweis auf den „Ureinen" gar nichts. Die Pythagoräer begnügten sich mit dieser dürren Abstraction. Sie meinten, Gott bedürfe keines Grundes, da er ohne Ursache sei. Ist es aber so, wozu der Welt einen Existenzgrund aufzwingen, dessen sie wie Gott nicht bedarf?

Wozu aus Unbegreiflichkeiten und Worthülsen einen gordischen Knoten knüpfen? Muthiger Wahrheitssinn zerhaut den gordischen Knoten: Gott und hält sich nur an Wirkliches und Erkennbares. Er empfiehlt dem absoluten Herrn aus der Welt des Wahns den Abzug.

Die Gottheit des Eleaten Xenophanes hatte ebenfalls einen mathematischen Beigeschmack; sie war ihm Alles und Eines, sich selbst gleich, alle Vielheit und Veränderung ausschließend: das „reine Sein". Sie „beherrsche alles ohne Mühe durch den Gedanken". Xenophanes bekämpfte alle menschlichen Zukommnisse Gottes, obwohl er ihn sehen und hören ließ.

Das „reine Sein" mit Ohren und das „reine Denken" mit Augen nehmen sich allerdings menschenähnlich aus. Wenn der kleinasiatische Jonier den von ihm erfundenen Gott als „leidenlose Kugel" durch die Welt rollen läßt, so kann man dieser Kugel keinen poetischen Reiz anmerken.

Wie viel Sinnlosigkeiten rankten sich schon um den Gottesbegriff, seitdem filosofirt wird. Wie trostlos sind eigentlich diese Producte menschlicher Denkfähigkeit und Urteilslosigkeit!

Auch die Stoiker haben sich viel mit Gott beschäftigt, ohne durch ihre Erklärungen etwas zu erzielen, weil dies überhaupt unmöglich ist. Zeno suchte die Gottheit aus den Begriffen: Notwendigkeit, Liebe, Zwist, regierende Kraft zusammenzuweben, ohne zu ahnen, daß es eine von der Materie abgelöste Kraft nicht gibt.

Die Stoiker banden aus Redeblumen einen ganzen Strauß zur Ehre Gottes zusammen, indem sie ihn „großes Tier", allgemeine Vernunft, Urfeuer, intelligenten Athem, Lebenswärme, Quelle aller Beiwohnungen, künstlerisches Feuer usw. nannten.

Da flossen viele seltsame Artigkeiten in einander, ohne sich zu einem Ganzen vereinigen zu können, denn ein großes Tier mit künstlerischem Feuer, die allgemeine Vernunft als Quelle von Liebkosungen ist nicht gut vorstellbar.

Es war ein Fehlschluß, als die Weisen der gemalten Halle aus dem Vorhandensein vernünftiger Geschöpfe auf das Dasein einer vernünftigen Gottheit schloßen. Richtiger wäre die Annahme gewesen, daß die Existenz so vieler beschränkter Menschen einen himmlischen Einsichtslosen voraussetze.

Ebenso unzutreffend ist die Lehransicht der Stoa, daß die Stufenreihe der Geschöpfe geradehin das vollkommenste Wesen: Gott fordere. An der Scala der Lebewesen hängen so viele Unvollkommenheiten, daß eher der Schluß gestattet wäre, Gott stehe am Ende dieser Mängel.

Die Stoa legte menschliche Zukommnisse: Vernunft und Liebe auf die göttliche Fantasiegestalt und machte so aus Gott das verzerrte Ebenbild des Menschen. Sie ließ um Gott einen wahren Hexentanz verwirrender Fictionen reigen, wobei die Einsicht zu Tode gehetzt wurde.

Dieser Gefahr entzog sich Melissos von Samos, der so vernünftig war, sich mit dem Definiren der Götter nicht abzugeben, da sie zu erkennen unmöglich sei. Sie waren ihm kein Object des Nachdenkens.

Anaxagoras von Klazomenä wob als einer der vielen Geheimschreiber Gottes aus Verneinungen ein feierliches Etwas zusammen, das näher besehen nichts war. Der Klazomener stimmte Gott und Welt auf den Gegensatz von Ja und Nein, nannte Gott unkörperlich, weil die Welt stofflich sei und ließ die ewige Vernunft die Kurbeln der Weltkörper drehen.

Das ist zwar schwer vorstellbar, allein Gott war seit jeher die Wiege aller Ungereimtheiten. Man erholt sich förmlich von solchen Definitionen, wenn man sich mit der Gottlosigkeit eines Naturvolkes beschäftigt.

Diese findet sich bei den Indios da Matto in Südamerika, die sich mit Gott nicht abgeben. Die Bedürfnisse des Magens und des Geschlechtstriebes befriedigen, das ist der Lebensinhalt der Waldindianer. Dazu brauchen sie keinen Gott; das besorgen sie ohne ihn.

Viele Frauen sind ihnen lieber als ein Weib. Ihrer Nacktheit schämen sie sich nicht, aber der Kleider. Der Tanz ist bei ihnen die beredteste Darstellungsweise; sie schildern darin ihre Kämpfe, Jagdzüge und Liebesgeschichten. Gesättigt schlafen sie den ganzen Tag in ihrer Hängematte und denken nie an den Anfang der Welt.

Alles Unbekannte, Unsichtbare und Unbegreifliche ist ihnen gleichgiltig. Deshalb glauben sie an Gott ebenso wenig als die kleinen Ameisen, die ihnen als Speise auf einem Stock in den Mund laufen.

Ein armseliges Leben fürwahr, allein das Hindämmern einer religiös belasteten Pöbelmenge ist um nichts besser. Gleichwohl stehen die Waldameisen und Waldindianer Südamerikas fast auf einer höheren Verstandesstufe als vormals die Neuplatoniker, welche Götter beschworen, weissagten und sich für Wunderthäter hielten. Sie fragten u. A. nach dem Geburtsschein der Welt und lasen auf diesem drei Unterschriften: Weltseele, Weltvernunft und Urwesen. Drei Nullen für eine!

Zu den krausen Einfällen dieser Gottverrückten gehörte die Behauptung, daß dem Urwesen kein Sein zukomme, obwohl ihm die Welt „entstrahle". Die Neuplatoniker langten da trotz ihrer Gottschwärmerei bei der nackten Gottlosigkeit an.

Noch verrückter als die Neuplatoniker waren die Gnostiker, die aus Ehrfurcht vor der Unkörperlichkeit Gottes sich durch Selbstmord oder durch sinnliche Ausschweifungen zu entkörpern suchten. Auch sie bewiesen es, daß menschliche Thorheiten nicht auszuschöpfen sind und daß sich um Gott alles Taumeldenken bewegte.

Die Bahnen des filosofischen Denkens der Griechen waren auf ihren Endpuncten trostlos genug. Geirrt haben alle Filosofen, die ihre Fantasie reizten, ihnen über die Hypothese: Gott Auskunft zu geben. Es war bei diesem unfruchtbaren Bemühen des Irredenkens kein Ende.

Gut beraten waren nur jene Weltweisen, welche das Wahnerbstück: Gott an der Schwelle ihres Nachdenkens über die Welt zurückwiesen. Daß sie so viel Besonnenheit besaßen, bleibt immer ein ehrender Beweis ihres hellen, aufrechten Urteils.

Ein würdiger Schüler der griechischen Atheisten war bei den Römern Titus Lucretius Carus (98—55 v. u. Z.), der in seinem Lehrgedichte de rerum natura das Überwinden der Götter und der Religion, sowie die „wahre Erkenntniß der Natur" empfahl. Das muß auch heute das Ziel edler Wißbegierde bleiben.

XIV. Dämmerungen über Gott im Mittelalter.

Dem Willen zum Leben Schopenhauers folgte der Wille zur Macht Nietzsche's; lassen wir diesem Verlangen — ohne jeden Dünkel — den Willen zum Lachen folgen, der durch die Grübeleien des christlichen Mittelalters über jenseitige Fragen gereizt wird.

Die Schlagkraft des Komischen wurde von jenen Schwärmern ausgelöst, die mit der Liebe zur höchsten Geistigkeit anfingen und bei krankhaften Ausschreitungen des Sexualsinns aufhörten. Die Minne sank da beim Aufstreben nach unerreichbaren „geistigen" Zielen zur erregbaren Leiblichkeit herab.

Der Wille der Sinnlichkeit besiegte die Übersinnlichkeit und konnte über deren Ohnmacht kichern. Könnte man die Vernunft mit derselben Leichtigkeit personificiren, wie etwa den lieben Gott, es käme diese heilige Person aus dem Lachen nicht heraus, — besonders wenn sie sähe, welche schwerfällige Sprünge die gottselige Logik macht.

Die Vernunft mit ihren hellen kritischen Augen und in ihrer ernsten Schönheit würde über jene Gaukelei staunen, welche die wirkliche Welt verschwinden und die „andere" unwirkliche Welt erscheinen läßt.

Auf dem Felde ihrer ureigenen Unwissenheit führten die Filosofen der christlichen Religion immer lustige Orgien auf. Sie fanden die Ansicht von der Kugelgestalt der Erde ungemein lächerlich.

Der Sachwalter des Christengottes, Augustin, versicherte es im Namen des Herrn, die Erde sei nur eine Fläche und der Himmel ein Gewölbe, an dem Sternenlampen befestigt seien, um das Dunkel der Nächte zu mildern. Darüber stehe das Wohnhaus Gottes.

Außerdem leugnete dieser Kanzleirat der Vorsehung die Ewigkeit der Materie, die ihn deshalb störte, weil sie einen Schöpfer überflüssig machte.

Andere Vertreter der christlichen Weltanschauung beteuerten, die Erde sei der Mittelpunct, ja das Bethlehem des Universums. Dieses Bethlehem wurde jedoch in seiner Würde durch die Versicherung herabgesetzt, die Hölle befinde sich unter der Erde.

Andere gotterleuchtete Docenten der christlichen Weltfysik bezeichneten den Menschen als Brenn- und Mittelpunct der Welt, ließen von Engeln die Sterne drehen, nicht minder die Sonne verfinstern und prüften die Frage, wie viel Erzengel auf einer Nadelspitze platznehmen dürften oder ob sich ein Buhlmädchen in eine „reine Magd" zurückbilden könnte. Sie wollten damit zeigen, daß ihnen auch wissenschaftliche Fragen nahekamen.

Die Heilkunde ließen sie zwar als Wissenschaft nicht gelten, sprachen jedoch die kühne Hypothese aus, daß ohne die Verliebtheit des ersten Menschenpaares nicht blos Menschen, sondern auch Tiere unsterblich geworden wären. Es wäre dies natürlich eine Unsterblichkeit ohne Geschlechtstrieb gewesen.

In welchem Stile sich Religion mit Wissen im Mittelalter zu sättigen verstand, bewies auch die Kirchenversammlung von Macon im 6. Jahrhundert. Dort warf ein mit Gottesgelehrtheit stark versehener Herr die Frage auf, ob man die Frauen Menschen nennen dürfe. Nach langer Verhandlung wurde mit Stimmenmehrheit erkannt, daß Weiber denn doch wirkliche Menschen seien.

Die Filosofen des christlichen Glaubens entschuldigten alles, was den lieben Gott blosstellen konnte. Das Böse erklärten sie für einen Schein und die Ehe für eine Zulassung Gottes, damit die Unzucht verhindert werde.

In demselben Atemzug äußerten sie jedoch, der Weltenherr hätte das doppelte Geschlecht geschaffen, weil er die Sündhaftigkeit der Menschen voraussah. Er habe die Organe zum Sündigen hergestellt, weil ja der Mensch zum Sündenfall vorausbestimmt war. War dieses voraus Verhängte nicht herzlos und nicht eine Blosstellung Gottes?

Die Naturwissenschaft wurde von den Gottesgelehrten des Mittelalters deshalb in Acht gehalten, weil sie sich nur auf diese

Welt beziehe, nicht auf die andere. So konnte es kommen, daß Mammutzähne dem heil. Christof zugeschrieben und hoch verehrt wurden. Im Schenkelknochen dieses Riesentieres erblickten die frommen Zoologen das Armbein desselben Heiligen. Der Mammutknochen wurde bei Processionen herumgeschleppt, bei denen Regen herbeigebetet werden sollte.

Die Theologie, welche von einem Mammutskelett Verbindungslinien zum göttlichen Regenspender hinaufzog, nennt sich noch heute Wissenschaft. Zu welcher Einsicht diese Wissenschaft verhilft, bewies ein Feldmarschall der Glaubenssoldaten, Papst Calixt III., der einen Kometen mit dem Kirchenbann belegte. Hätte der verdammte Komet die Komik dieses Bannes erfassen können, er wäre vor Lachen noch einmal geplatzt.

Das Christentum hat auch hellenischen Glaubenssatzungen Sinnloses abgesehen. Die Lehre von der Vorausbestimmung hat einen weltweisen Kirchenvater zu der wahnwitzigen Behauptung verführt, der zum ewigen Leben von Gott Erwählte dürfe nach Belieben in Sünden herumplätschern, ohne daß es ihm schade, während der von der göttlichen Allmacht zur Sünde Bestimmte ungemein brav sein könne, ohne daß es ihm etwas helfe. Eine lächerliche Verzerrung der Schicksalssage, welche die Himmelswürdigkeit der Christen auf nichts stellte (Gesch. d. christl. Ethik von Th. Ziegler).

Die Gelehrten des Christentums, durch die Gedankenödniß der kirchlichen Schriften angewidert, pflückten auch bei griechischen Filosofen Anregungen. So gab sich der schon erwähnte Albertus Magnus, Graf von Ballstadt, viel mit Aristoteles ab. Daß er durch dessen Werke nicht erleuchtet wurde, beweist sein Grundsatz, daß die Vernunft immer vom Glauben zu unterjochen sei. Andere Vertreter der „Wissenschaft“ von Gott ließen sich von Platos Märchen über das Vordasein der Seelen und über die Ideen beeinflussen, die angeblich als Urbilder der Naturdinge im „überweltlichen Raume“ leuchten.

Auch die Realisten des Mittelalters wurden von Plato irregeführt, da sie dafür hielten, daß die Allgemeinbegriffe (die Universalien) das einzig Feststehende in der Flucht der Erscheinungen wären und daß nur die Gedanken Gottes besonderen Dingen die Wirklichkeit verleihen.

Roscellin wurde für einen Ketzer erklärt, weil er nur Sonderdinge für wirklich und Gattungsbegriffe für bloße Worte erklärte. Er war so kühn, über die drei in der Trinität sitzenden Personen seine Bedenken zu äußern und mußte vor einem Concil seine Überzeugung verleugnen, um sein Leben zu retten.

Die Kirche, die sich für die gütige Tochter Gottes und für die Alleinbesitzerin aller Wahrheiten erklärte, hat immer das Richtige für unrichtig, und das Gute für schlecht erklärt.

Sie tanzte jeden zu Tode, der anderer Meinung war als sie. Dies hat auch Johannes Erigena, Lehrer an der Hochschule zu Oxford erfahren. Er mußte sterben, weil er über Gott persönliche Gedanken aussprach, die der kirchlichen Prägung entrieten. Nach ihm sei Gott nicht der Zeit, wohl aber dem Begriffe nach früher als das Weltall gewesen.

Erigena äußerte auch, die Gottheit sei unbegreiflich, weil sie durch jeden Begriff eingeengt würde. Diese harm- und haltlosen Erklärungen gefielen den glaubenseifrigen Schülern des braven Lehrers nicht und sie sollen ihn im Sinne kirchlicher Unduldsamkeit 883 mit Federmessern und Schreibgriffeln getötet haben.

Anselm, Erzbischof von Canterbury (1034—1169) pflichtete der Ansicht Erigenas über die begriffliche Einengung Gottes nicht bei und folgerte aus dem Wesen desselben auch dessen Existenz. Dieser Trugschluß rettete ihm das Leben. Beachtenswert ist es übrigens, daß die immer wieder auftauchenden Bemühungen, das Dasein Gottes zu beweisen, auch bei Erzbischöfen den Zweifel an demselben voraussetzten.

Eine Sonnenblume der Wissenschaftlichkeit wurde in dem Schotten Duns Scotus († 1308), Lehrer der Theologie zu Paris, verehrt. Er bekleidete den Gottesbegriff mit vielen Hohlworten und wurde dafür Doctor subtilis genannt. Als solcher jagte er den lieben Gott durch alle Formen der Grammatik, indem er ihn mit allerlei Haupt-, Eigenschafts- und Mittelworten belud. Die Kirche verbeugte sich mit ihm vor dem reich geputzten Participialgott und Duns Scotus durfte weiter leben.

Der Vollender der Scholastik, Thomas von Aquino (1227 bis 74), der Lieblingsfilosof des Papstes Leo XIII., gab sich einer Weltanschauung hin, in der ebenfalls das Natürliche vom Über-

Und G. Bruno's andere Verbrechen? Nun er hat behauptet, daß sich die Erde um ihre Achse bewege und daß es noch andere Weltkörper gebe, die aus derselben Substanz wie die Erde beständen. Ferner hat er ein Lehramt an der Pariser Sorbonne ausgeschlagen, weil er sich weigerte, die Anstellungsbedingung des Messebesuchs anzunehmen.

Außerdem hat er über die protestantische Königin von England einige höfliche Worte drucken lassen, wogegen er die santa asinità und ignoranza, die Anmaßung und Grobheit der Zunftlehrer an Hochschulen angriff.

Der vormalige Dominikaner erklärte durch vieljährige Kerkerhaft gepeinigt, daß er sich den Glaubenssätzen der Theologie unterwerfe, sowie daß er alle seine Zweifel und Irrtümer bereue. Dieses Zugeständniß beweist, wie entsittlichend die kirchlichen Anwälte Gottes wirkten; sie zwangen zum Lügen und zur moralischen Selbstentmannung.

Sein poetisches Denken mußte G. Bruno am Scheiterhaufen büßen, welcher die entsetzliche Bedeutung der römischen Kirche grell beleuchtet.

Es wird der Tag des letzten Gerichtes auch für die Kirche kommen und da werden vor sie die Hunderttausende verbrannter Ketzer und Teufelsbräute als Kläger treten. Die Angeklagte braucht übrigens nicht zu fürchten, daß man so grausam gegen sie vorgehen werde, wie sie gegen Männer, von denen Gott poetisch definirt wurde. Die Vertreter der religionslosen Sittlichkeit sind zu anständig, um nach den Köpfen einer ohnehin kopflosen Partei zu greifen.

XV. Weltanschauung der Filosofen des 17. und 18. Jahrhunderts.

Es kann keinen beredteren Beweisgrund für den culturhemmenden Einfluß des Christentums geben, als die Geschichte des Mittelalters. Die zerstreuten Lichtpuncte in derselben waren zum Teile auf Einflüsse des griechischen Schrifttums zurückzuführen.

Auch in und nach der Renaissancezeit wirkten bei filosofischen Denkern die Anregungen nach, die aus der gesunden Weltanschauung der Griechen geschöpft wurden. Gleichwohl behielt die „eiserne Jungfrau": Kirche ihre Macht und es fürchteten sich vor den grausamen Umarmungen dieser Jungfrau auch hervorragende Denker.

Zu diesen Furchtsamen gehörte der Franzose René Descartes (1596—1650). Er ritt bei seinen filosofischen Untersuchungen immer auf zwei Sätteln, die ihm die Geistigkeit und Körperlichkeit, das Denken und die Ausdehnung lieferten. Als Jesuitenschüler machte er eine Wallfahrt zur heiligen Jungfrau von Loretto und obwohl er beim lieben Gott gut angeschrieben war, fürchtete er dennoch dessen römische Geschäftsträger.

Als Galilei 1633 wegen seiner Behauptung, die Erde bewege sich, verurteilt wurde, erschrak Cartesius heftig und verbrannte sofort eine astronomische Abhandlung. Er kannte als Jesuitenzögling den unersättlichen Appetit der Kirche nach vernünftigen Denkern.

Die Kirche hätte Filosofen vom Schlage des Cartesius unterstützen sollen, wäre sie überhaupt kluger Einsicht fähig gewesen. Er hat nämlich mit Hilfe von Begriffsumwürfen alles Mögliche

bewiesen, vor allem die heilige Zweiheit des Natürlichen und Übernatürlichen.

Descartes, der durch Zweifel zum Einsehen des Wahren vordringen wollte, hätte vor allem an der Haltbarkeit seiner persönlichen Einfälle zweifeln sollen. Es wird ihm hoch angerechnet, daß er dem Denken das Principat erobert habe. Da er trotz dieser Eroberung der Theologie zärtlich die Hand gedrückt hat, so war dieser Sieg von zweifelhafter Bedeutung.

Da ein jeder um Gott bemühte Filosof eine Schamanentrommel besitzen muß, die den Himmelsherrn zu rufen versteht, so mußte auch Cartesius über magische Beweise zur Sicherstellung Gottes verfügen. Diese lieferten ihm angeborene Ideen, zu denen der Gedanke von der göttlichen Vollkommenheit gehört, der im unvollkommenen Menschengeist nicht selbst gebildet werden könne; er müsse deshalb von Gott unmittelbar in uns gesenkt worden sein. Damit wäre ein prächtiger Beweis vom Dasein Gottes geliefert.

Eine andere unlogische Selbstfoppung und irrige Schlußfolge war der gloriose Einfall des Cartesius, Gott müsse sein, weil ihn der Mensch denken könne. Von Gott müsse der Gedanke der Gottheit kommen. Diese Sorgfalt Gottes, sich selber zu beweisen, darf wohl belächelt werden.

Descartes hat bei dem Bestreben, sein Leben zu retten, bedeutende Gedanken verleugnet, die er vor seiner Todesfurcht ausgesprochen hatte. So meinte er ganz richtig, die Welt sei aus der Materie und Bewegung allein zu erklären und bekannte, daß die Einsetzung der Vernunft als höchste Instanz alle Intelligenzen gleich machen würde.

Solche Gedanken wurden von der Kirche erdrosselt; diese Despotin konnte nicht einmal von sich sagen: Cogito, ergo sum! Dagegen kürzte sie Menschen um Köpfe, in denen sie Verstand vermutete, sie, die Stellvertreterin Gottes, des durch Definitionen Ruinirten.

Auch Cartesius wäre ihr zum Opfer gefallen, hätte sie von dem vernichtenden Hieb erfahren, den René nach der allerhöchsten Weltperson mit der Annahme geführt hat, daß ein höchst boshaftes Wesen sich die Irreführung der Menschheit zur besonderen Aufgabe gemacht habe. Die Kirche hat sich merkwürdiger Weise dadurch nicht getroffen gefühlt.

Noch merkwürdiger ist die Zähigkeit, mit welcher gewisse Einfälle in Menschenköpfen immer wieder auftauchen. Die altindische Weltweisheit nahm an, daß in Brahma Denken und Sein eines seien, weil das von ihm Gedachte sofort in's Dasein getreten wäre.

Die Eleaten sprachen in einem ähnlichen Sinne von der Einerleiheit des Seins und Denkens. Bei Cartesius wandelte sich dieselbe Grundansicht in den Satz: „Ich denke, also bin ich." Virchow erklärte nun feierlich: „Der Mensch gelangt erst dann zur sicheren Begründung seiner Individualität, wenn er in sich selbst die Einheit von Denken und Sein findet."

Nach diesem Ausspruch könnten gedankenlose Menschen gar nicht ihre „Individualität begründen" (wer thut dies überhaupt?) und nach Cartesius wären sie gar nicht vorhanden.

* * *

Benedict von Spinoza (1632—1677) hat kühner als seine filosofischen Vorgänger über Welt und Gott gedacht, doch versank er mitunter in mystische Betrachtungen, in welchen das früher Groß- und Klargedachte etwas getrübt erscheint.

Er redet von Gott bald wie ein scheinbar Rechtgläubiger, bald wie ein verschämter Atheist, welcher Gott als Wort noch gelten, als Person oder Sache aber fallen läßt. Er sprach Gott oder der Natur, die er einander gleichsetzt, Verstand und Wille ab und schlug damit den persönlichen Gott der Juden und Christen tot.

Genial ist der Gedanke des edlen Denkers, daß die Natur nicht nach Zwecken, sondern nach innerer Notwendigkeit handle. Die Natur sei der Inbegriff alles Wirklichen und schaue bei ihren Gestaltungen nicht nach Mustern vom Schlage der Ideen Platos.

Geistvoll ist Baruchs des Weisen Bemerkung, in der Natur sei an sich nichts gut oder schlecht; nur der Mensch lege an sie den Wertmesser des Schadens oder Nutzens.

Man strebte dem excommunizirten Manne nach dem Leben. Wahrscheinlich ist es, daß er absichtlich in seine Werke Widersprüche einflocht, damit ihn seine herz- und kopflosen Widersacher unbehelligt lassen.

bewiesen, vor allem die heilige Zweiheit des Natürlichen und Übernatürlichen.

Descartes, der durch Zweifel zum Einsehen des Wahren vordringen wollte, hätte vor allem an der Haltbarkeit seiner persönlichen Einfälle zweifeln sollen. Es wird ihm hoch angerechnet, daß er dem Denken das Principat erobert habe. Da er trotz dieser Eroberung der Theologie zärtlich die Hand gedrückt hat, so war dieser Sieg von zweifelhafter Bedeutung.

Da ein jeder um Gott bemühte Filosof eine Schamanentrommel besitzen muß, die den Himmelsherrn zu rufen versteht, so mußte auch Cartesius über magische Beweise zur Sicherstellung Gottes verfügen. Diese lieferten ihm angeborene Ideen, zu denen der Gedanke von der göttlichen Vollkommenheit gehört, der im unvollkommenen Menschengeist nicht selbst gebildet werden könne; er müsse deshalb von Gott unmittelbar in uns gesenkt worden sein. Damit wäre ein prächtiger Beweis vom Dasein Gottes geliefert.

Eine andere unlogische Selbstfoppung und irrige Schlußfolge war der gloriose Einfall des Cartesius, Gott müsse sein, weil ihn der Mensch denken könne. Von Gott müsse der Gedanke der Gottheit kommen. Diese Sorgfalt Gottes, sich selber zu beweisen, darf wohl belächelt werden.

Descartes hat bei dem Bestreben, sein Leben zu retten, bedeutende Gedanken verleugnet, die er vor seiner Todesfurcht ausgesprochen hatte. So meinte er ganz richtig, die Welt sei aus der Materie und Bewegung allein zu erklären und bekannte, daß die Einsetzung der Vernunft als höchste Instanz alle Intelligenzen gleich machen würde.

Solche Gedanken wurden von der Kirche erdrosselt; diese Despotin konnte nicht einmal von sich sagen: Cogito, ergo sum! Dagegen kürzte sie Menschen um Köpfe, in denen sie Verstand vermutete, sie, die Stellvertreterin Gottes, des durch Definitionen Ruinirten.

Auch Cartesius wäre ihr zum Opfer gefallen, hätte sie von dem vernichtenden Hieb erfahren, den René nach der allerhöchsten Weltperson mit der Annahme geführt hat, daß ein höchst boshaftes Wesen sich die Irreführung der Menschheit zur besonderen Aufgabe gemacht habe. Die Kirche hat sich merkwürdiger Weise dadurch nicht getroffen gefühlt.

Noch merkwürdiger ist die Zähigkeit, mit welcher gewisse Einfälle in Menschenköpfen immer wieder auftauchen. Die altindische Weltweisheit nahm an, daß in Brahma Denken und Sein eines seien, weil das von ihm Gedachte sofort in's Dasein getreten wäre.

Die Eleaten sprachen in einem ähnlichen Sinne von der Einerleiheit des Seins und Denkens. Bei Cartesius wandelte sich dieselbe Grundansicht in den Satz: „Ich denke, also bin ich." Virchow erklärte nun feierlich: „Der Mensch gelangt erst dann zur sicheren Begründung seiner Individualität, wenn er in sich selbst die Einheit von Denken und Sein findet."

Nach diesem Ausspruch könnten gedankenlose Menschen gar nicht ihre „Individualität begründen" (wer thut dies überhaupt?) und nach Cartesius wären sie gar nicht vorhanden.

* * *

Benedict von Spinoza (1632—1677) hat kühner als seine filosofischen Vorgänger über Welt und Gott gedacht, doch versank er mitunter in mystische Betrachtungen, in welchen das früher Groß- und Klargedachte etwas getrübt erscheint.

Er redet von Gott bald wie ein scheinbar Rechtgläubiger, bald wie ein verschämter Atheist, welcher Gott als Wort noch gelten, als Person oder Sache aber fallen läßt. Er sprach Gott oder der Natur, die er einander gleichsetzt, Verstand und Wille ab und schlug damit den persönlichen Gott der Juden und Christen tot.

Genial ist der Gedanke des edlen Denkers, daß die Natur nicht nach Zwecken, sondern nach innerer Notwendigkeit handle. Die Natur sei der Inbegriff alles Wirklichen und schaue bei ihren Gestaltungen nicht nach Mustern vom Schlage der Ideen Platos.

Geistvoll ist Baruchs des Weisen Bemerkung, in der Natur sei an sich nichts gut oder schlecht; nur der Mensch lege an sie den Wertmesser des Schadens oder Nutzens.

Man strebte dem excommunizirten Manne nach dem Leben. Wahrscheinlich ist es, daß er absichtlich in seine Werke Widersprüche einflocht, damit ihn seine herz- und kopflosen Widersacher unbehelligt lassen.

Spinoza hat den persönlichen Gott aus der Welt hinausgewiesen, indem er ihn den Naturgesetzen gleichgestellt hat und doch spricht er mit Inbrunst von seiner Liebe zu Gott. Unter dieser versteht er aber die Liebe zur Wahrheit und die Seligkeit des Wissens (amor intellectualis Dei), die sich um den Glauben der Menge nicht kümmert.

In seiner theologisch-politischen Abhandlung verspricht Baruch, die Frömmigkeit zu achten, hält es aber für unfromm, die Denkfreiheit zu hemmen und versteht unter Frömmigkeit den richtigen Gebrauch der Vernunft.

Der geistvolle Amsterdamer Ketzer delogirte in seiner sanften, concilianten Weise den lieben Gott aus seiner Weltwohnung mit dem Ausspruche, „Gottes Regierung sei nichts anderes als der unveränderliche Haushalt der Natur"; die „Beschlüsse Gottes" wären das Weltnotwendige, die „Macht Gottes" die Einflüsse der natürlichen Dinge, die „Leitung Gottes" die Selbstverwaltung der Welt. Die „Hilfe Gottes" sei die Bethätigung des Selbsterhaltungstriebes.

Das alles ist groß und kühn gedacht; noch kühner wäre es gewesen, wenn er bei der Gleichstellung von Gott und Natur den Namen Gottes nicht eitel genannt hätte. Für eine Sache braucht man nicht zwei Namen. Das verwirrt. Ein nichts bedeutendes Wort kann unausgesprochen bleiben. Wer das persönliche Weltregiment zurückweist, hat kein Recht mehr, von Gott zu reden.

Das Schaukelspiel zwischen filosofischen und mystischen Bemerkungen zeigt sich in den Aussprüchen des kränklichen Filosofen, daß Gott durch Wunder anderen Völkern bekannter gewesen sei, als den Juden, oder daß sich Gott der Fassungskraft der Profeten anbequemt habe.

Wie tapfer ist dagegen die Ansicht des großen Denkers, daß, wenn der Natur Gottes Verstand und Wille zugesprochen werden, diese Zukommnisse von unserem Verstand und Willen so verschieden sein müßten, „wie etwa das Sternbild des Hundes von einem bellenden Haushunde".

Gott habe alles nur seinetwegen gethan, und nicht der zu schaffenden Dinge wegen. Der Wille Gottes sei eine Zufluchtsstätte der Unwissenheit. Wer sich bestrebe, die „natürlichen Dinge

einzusehen und nicht wie ein Dummer anzustaunen", werde für einen Ketzer und Gottlosen von jenen erklärt, welche wissen, „daß mit dem Wegfall der Unwissenheit auch das Staunen, also das einzige Mittel für die Erhaltung ihres Ansehens aufhöre".

Spinoza eifert in glänzender Polemik gegen „Erregungen der Einbildungskraft", welche für die Dinge selbst genommen werden. Eine solche Erregung der Einbildung war ihm der persönliche Bibelgott. Er entthronte noch einen zweiten Herrn der Schöpfung: den Menschen, der sich für den allein berechtigten Ausbeuter der Natur hielt und in Wundern Gott in Gegensatz zur Natur stellte.

Der selbstsüchtige Mensch wolle immer, „daß irgend ein Anderer die Mittel zu seinem Nutzen bereit halte". Und dieser Andere war Gott, dessen Wort und Fürsorge nur in der Naturordnung erblickt werden dürfe.

Die Leser haben gewiß die Freude an den glänzenden Gedanken Spinozas mitempfunden. Man braucht sich nach so vielen Beweisen der Zurückgebliebenheit in der Einsicht nicht mehr zu schämen, Mensch zu sein, wenn man einem so großen Denker, wie es Spinoza ist, die Hand drücken darf.

Er war eine anima candida, ein sittenreiner Charakter, der die Anklage der Religionsblinden sieghaft widerlegte, daß Sittlichkeit durch freies Denken verzehrt werde. Ein Mann wie er belebt die Hoffnung auf eine hellere Zukunft im Idealstaate.

* * *

In Niederungen der Speculation bewegte sich John Locke (1632—1704). Das Gespenst der Geistigkeit saß ihm auf der Schulter. Er galt mit Unrecht für den Begründer der Begriffskritik, da er Sinnesvorstellungen von Begriffen nicht unterscheiden konnte. Er sah den lieben Gott in der Welt herumgehen und freute sich darüber, daß uns die Offenbarung ebenso wie die Vernunft von Gott geschenkt wurde.

Als Vermittlungstheolog und Versöhnungsfilosof wollte er religiöse Glaubenssätze mit der Vernunfterkenntniß vermählt sehen. Allerdings hat Locke, dessen persönliche Sicherheit in England gefährdet war, in den Niederlanden Toleranzbriefe

verfaßt, welche Gewissensfreiheit und die Confessionslosigkeit des Staates begehrten und die Religion polizeilicher Unterstützung unbedürftig erklärten.

Gleichwohl forderte Locke für die Kirche Freiheitsrechte, die ihr als Unterdrückerin jeder freien Ideenbewegung nicht eingeräumt werden dürfen. Es gehört fürwahr kein filosofischer Scharfblick dazu, um einzusehen, daß die Kirche die bedenklichste Gegnerin menschlicher und staatsbürgerlicher Rechte ist.

Wenn der Ertrag der Untersuchungen Lockes in dem Satze gipfelt, es gebe zwar eine Erkenntniß von uns selbst, aber keine Erkenntniß von den Dingen, so ist dies eine strenge Selbstverurteilung derselben.

Es lohnt nicht der Mühe, Filosof zu sein, wenn man beim Bezweifeln der Zuverlässigkeit der Sinnesvorstellungen zu der Schlußfolge gelangt, daß die Welt für uns nur ein verschlossenes Buch sei.

Witzlose Zunftfilosofen staunen zwar Lockes „tiefe" Definition der Substanz als des unbekannten Trägers einer Reihe von Eigenschaften und Thätigkeiten an, allein diese Mutter des „Dinges an sich" braucht niemandem zu gefallen.

Zu der Auslese charaktervoller filosofischer Denker gehörte der Schotte David Hume (1711—76). Er war kein halbschlächtiger Skeptiker, der nur deshalb Zweifel ausspricht, um auf die Unzulänglichkeit des Verstandes hinzuweisen und sich in die Dunkelkammern des Glaubens zurückzuziehen. Er war kein Achselträger, der wie Bayle morgens zugab, daß ein Staat sehr wohl aus Atheisten bestehen und die Sittlichkeit ohne Religion blühen könne, um abends wieder zu behaupten, daß der Glaube dem Verstande vorleuchten soll. Er hat nicht wie Berkeley aus Gefälligkeit für Gott das Vorhandensein der Materie geleugnet.

Hume hat die Hypothese: Gott nicht auf Grund fysikalischer Thatsachen, sondern vermöge seiner festgeprägten, klaren Begriffskritik widerlegt. Ihm leuchtete es ein, daß aus dem Bestande der Welt nicht auf eine besondere Ursache derselben geschlossen werden könne, die man Gott nennt, weil eine unendliche Ursache für endliche Dinge anzunehmen logisch ungereimt sei.

Er wies auch nach, daß der Begriff: Substanz ein durchaus hohler sei und daß ihm nichts in der Wirklichkeit entspreche.

Deshalb wäre auch die angebliche Substanz: Gott auf nichts gestellt. Der Begriff: Kraft stütze sich ebenfalls auf nichts Gegenständliches; deshalb wäre auch die Annahme einer weltlenkenden Kraft nicht zu halten.

Weder die Seele noch Gott besäßen in der Erfahrung und Wahrnehmung einen Rückhalt; sie fristen nur von Hohlbegriffen ihr unberechtigtes Dasein. Die Vorstellung: Ich könne man zu einem Seelending nicht umsetzen; — das was man Seele nenne, wäre nur eine Summe von mannigfach verbundenen Wahrnehmungen.

All' dies klar und bündig dargethan zu haben, war eine filosofische Hochthat Hume's, der in mancher Beziehung Kant weit überlegen war. Jedenfalls hat er ihn in bezug auf Überzeugungsmut überragt.

Diesen vermißt man gänzlich bei dem elastischen Filosofen **Leibnitz** (1646—1716), der mit Erfolg dafür sorgte, daß ihn reiche Leute zu den wohlbesetzten Tafeln des Lebens einluden. Er war nicht nur Anwalt Gottes, sondern auch fürstlicher Familien, deren Vorrechte er für ausgiebigen Lohn verteidigte. Wie er in der Filosofie mit wertlosen Willkürlichkeiten spielte, so strebte er im Leben nach wertlosem Flitter. Er wurde Reichshofrat, ließ sich zum Baron schlagen und stand im Genuße vielfacher Pensionen, von denen eine Peter der Große bezahlte. Minister Colbert ließ das Flehen desselben um einen „Ehrensold" für Gelehrsamkeit unbeachtet.

Leibnitz schrieb Abhandlungen zu Schanden der Gottesleugner; als Advocat der Fürsten führte er ihre Processe, als Advocat Gottes verfaßte er eine Lob- und Rechtfertigungsschrift für den Weltenherrn, eine Theodicee. Er hätte es nicht gethan, wenn er nicht die Aufgabe übernommen hätte, die Glaubenszweifel einer freigebigen Fürstin zu beschwichtigen, durch deren Einfluß dem eifrigen Streber die Gründung der Berliner Akademie gelungen ist. Er wurde auch wohlbezahlter erster Präsident dieser Anstalt.

Geschäftsklug wie Leibnitz war, wollte er Gegensätze und Widersprüche vereinigen; die Wissenschaft sollte der Theologie den Versöhnungskuß geben, die Fysik mit der Metafysik die Friedenspfeife rauchen, die katholische Kirche sollte den Pro-

testantismus umarmen, die christliche und griechische Filosofie sollten sich die Hand reichen, das Mögliche und Unmögliche sollten sich in holder Vereinigung umschließen.

Auf derselben Werthöhe wie Leibnitzens Sehnsucht nach Orden, Ratstiteln und Pensionen standen dieses Allversöhners Ansichten über Welt, Leben und Gott. Die Gottheit war ihm eine Monade der Monaden. Diese Definition erinnert an Ramses, der nach egyptischen Tempelinschriften König der Könige, und an Ammon-Ra, welcher der „göttlichste unter den Göttern" genannt wurde.

Es darf nicht befremden, daß der Pensionär Peters des Großen ein schlauer Entlehner war. Seine Behauptung, daß in jeder Monade die Fähigkeit stecke, zu verlangen und wahrzunehmen, war eine Erinnerung an den Einfall G. Brunos, daß alle Monaden eine Art Persönlichkeit besäßen. Er hielt übrigens einige Monaden für „fensterlos" und diese Fensterlosigkeit entfloß dem Gedankenbesitz Leibnitzens.

Eine andere Entwendung des Reichshofrats findet sich in dessen Äußerung, der Stoff sei die Äußerlichkeit des Geistes; sie gibt eine Ansicht Spinozas wieder. Eigenwuchs war jedoch der Einfall des geschmeidigen Titeljägers, Seele und Körper wären zwei gleichgehende und gleichschlagende Uhren.

Baron Leibnitz hat mit Hilfe Gottes alles erklärt, was anderen unerklärlich erschien. Wir werden ihm auf den Wegen seiner Hypothesen nicht folgen, die ihn den Ursprung der Erkenntniß nicht in der Erfahrung, sondern in voraus gebildeten, „angeborenen Ideen" finden ließen, die er sich bei Cartesius geborgt hat. Hoffentlich wird bald die Zeit kommen, wo man die mönchischen Einfälle und Begriffsgaukeleien des Strebers Leibnitz belächeln und nicht mehr als „tief" und „genial" anstaunen wird.

— — —

XVI. Die deutsche Systemfilosofie über Jenseitigkeiten.

Ein Denker von weitgreifendem Einfluße war Imanuel Kant (1724—1804). Obwohl er einsah, daß in der Nacht des Übersinnlichen kein Stern leuchtet, und daß die Wege der Wissenschaftlichkeit an der Grenze des Übernatürlichen aufhören, gab er sich doch mit mystischen Grübeleien ab. Ihm war der Glaube an Gott ein persönliches Bedürfniß und er versuchte diesen Glauben festzulegen. Die „reine Vernunft" sagte ihm unerbittlich, daß es unmöglich sei, Gottes Dasein zu beweisen. Er hat auch alle Beweisstützen für die Existenz eines persönlichen Weltenlenkers zu Fall gebracht.

Die „praktische Vernunft" riet jedoch dem Königsberger Filosofen an, alles daran zu setzen, um den Fortbestand Gottes zu retten, den er kurz zuvor ebenso wie die Unsterblichkeit der Seele für eine Selbsttäuschung der irregegangenen Vernunft erklärt hatte.

Kant brachte zwar einen neuen „einzig möglichen Beweis" für das Vorhandensein Gottes auf die Beine, ließ ihn aber wieder stillschweigend fallen und tröstete seine Zeitgenossen mit der unfilosofischen Erklärung, es sei notwendig, daß man vom göttlichen Dasein überzeugt sei, während ein Beweis dafür nicht nöthig wäre.

Es stand seit jeher schlecht um die Sache Gottes, dessen Wirklichsein immer wieder bewiesen werden sollte. Das Einleuchtende und Aufrechtstehende braucht ja nicht erst mit Klügeleien bewiesen zu werden. Daß Kant so ehrlich war, Gott für eine Selbsttäuschung der irregeführten Vernunft zu erklären, war eine kühne Gedankenthat.

Als Kant 1794 seine Schrift: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" herausgegeben hatte, waren der glaubensbeschränkte König Friedrich Wilhelm II. und der schlecht erzogene Minister Wöllner darüber sehr aufgebracht. Sie wollten dem Königsberger Filosofen das Schriftstellern überhaupt verbieten, entschlossen sich jedoch, ihm den Verlust seines Lehramtes anzudrohen, wenn er fernerhin die Religion „gefährden" sollte.

Kant meinte, „Widerruf wäre niederträchtig", Schweigen sei aber „Unterthanenpflicht" und er gelobte der schlechtberatenen Majestät über Religionsfilosofie nichts mehr zu schreiben. Mutlos erklärte der greise Mann, für den keine neue Erwerbsquelle springen konnte, hätte er sein Lehramt gesinnungsstolz preisgegeben, — daß er die Wissenschaft wegräumen mußte, um für den Glauben Platz zu machen.

Im Gedenkbuch der ruchlosen Streiche der absolutistischen Staatswirtschaft bleiben die Bedrohungen Kants verzeichnet. Auch Herrscher und Minister der Gegenwart sollten bedenken, daß es schon genug geschichtliche Beweisgründe gibt, welche die Vernichtung despotischer Anmaßungen empfehlen.

Drohungen im Stile des Ministers Wöllner waren noch am Schluße des 19. Jahrhunderts besonders in Oesterreich beliebt. Ein Professor der Filosofie an der Prager Hochschule wurde wegen des Ausdrucks: „Weltgeist" und wegen des Verdachtes, Hegelianer zu sein, unter dem Minister Leo Thun seines Lehramtes enthoben.

Der wissenschaftswidrige Einfall Kants, daß die „höchsten Dinge nicht erkannt werden können", ist eine Zufluchtsstätte der Theologie geworden, die daraus folgerte, die „höchsten Dinge" müßten eben geglaubt werden.

Es ist nicht Jedermanns Sache, alles „Transscendente", d. h. Übernatürliche über den Haufen zu werfen und über die Behauptung zu lächeln, daß es Dinge gebe, welche über die Erfahrung hinausgehen, — daß man oberste Ursachen annehmen müsse, die sich selber an eine Ursache nicht anzulehnen brauchen und daß alle Erkenntniß mit der Erfahrung anfange, aber nicht aus ihr entspringe.

Solche Trugschlüsse, vom Autoritätsglanze übergossen, haben

ihren ansteckenden Einfluß bei Leuten, die in ihren Köpfen keine kritische Widerstandskraft finden.

Das Ansehen Kants galt lange als unangreifbar; doch hat eine Reihe selbständiger Denker, die sich von den Strahlen eines Namens allein nicht blenden lassen und denen nur die wissenschaftlich unanfechtbare Wahrheit am Herzen lag, die Widersprüche in Kants Behauptungen nachgewiesen*).

Bei einem Manne, der außer der wertvollen, ja weltberühmten „Naturgeschichte des Himmels“ und außer seiner anregenden Ethik und Anthropologie auch die Abhandlung: „Träume eines Geistersehers erläutert durch Träume der Metafysik“ verfaßt hat, darf es nicht befremden, daß er die Welt aus der Welt hinausfilosofirte, da er sie nur als Spiegelbild unserer Sinnes- und Denkthätigkeit gelten ließ.

Kant hielt dafür, daß wir selbst die Bildner der Welt seien, und daß sich in der Natur alles nach den Gesetzen unseres Bewußtseins ordne. Kant übersah dabei, daß die Gesetze der Natur unverrückbar auf sich gestellt sind und sich um unsere Ichvorstellung gar nicht kümmern.

Es leuchtet ein, daß der Ruf: „Zurück auf Kant!“ kaum eine Berechtigung hat. Die Mahnung: Vorwärts, zum Studium der Naturwissenschaften! — verdient mehr Beachtung.

Kein Zunftfilosof, aber trotz seiner mystischen Anwandlungen eine Kraftgestalt war F. H. Jacobi (1743—1819). Er hat es ohne Umschweife für ein Interesse der Wissenschaft erklärt, daß es keinen Gott gebe, der als Schöpfer von der Natur auch nicht bestätigt werde. Die Fantasie dürfe ihre Dichtungen nicht für Wahrheiten ausgeben und soll uns nicht um den Verstand bringen. Kurz und treffend!

* * *

G. W. Fr. Hegel (1770—1831) war über die Welt nicht gut orientirt. Er verachtete die „gemeine Wirklichkeit“ und die

*) In der Reihe dieser ehrenwerten Männer stehen: Spicker mit seiner Schrift: „Über das Verhältniß der Naturwissenschaft zur Filosofie,“ E. Suhle, Nietzsche, E. Dühring in seiner „Krit. Gesch. der Filos.“, S. Gartelmann („Der Sturz der Metafysik als Wissenschaft“ 1893) und Bottiger („Antikant“ Basel 1882).

Erfahrung, aus welcher allein die Wissenschaft ihre Wahrsätze holen darf. Dagegen schuf er drei Geistsorten und zwar ganz mühelos. Eine davon, der „sich selbst entfremdete“ oder „objective“ Geist durchströme die Natur. Der subjective Geist gastire im Menschenkörper als Seele, während die dritte Sorte: der absolute Geist — Gott selber sei. Hegel war überall von Gott umflossen.

Die Natur grüßte ihn als die „Äußerlichkeit Gottes“; sie sei die „stumme Intelligenz, die sich bestrebt, artikulirt zu sprechen“. Diese stumme Vernunft lalle zuerst, dann artikulire sie nach verschiedenen Anstrengungen wirklich, endlich spreche sie. Die Natur wäre, so lallt Hegel weiter, „der Durchgang der Idee durch Abfall von sich“.

Das ist zwar eine bemerkenswerte Sinnlosigkeit, allein wem das Naturwirkliche würdelos und gemein vorkommt, dem muß, wie Hegel, der Beweis gelingen, daß Sein und Nichts dasselbe seien. Der schwäbische Seher ließ Ideen wie Salatköpfe aufsprießen. Er behauptete mit theologischem Eifer, daß im Geiste die Idee aus der Natur zu sich selbst zurückkehre. Was soll die Idee eigentlich sein? Bei Hegel gar nichts. Eine Begriffsniete, die von unwissenschaftlicher Willkür hin- und hergeschoben wird.

Der fantasiereiche Württemberger erblickte in „Gott Vater“ die Idee als unbestimmte Abgezogenheit, die „ewige Idee an und für sich“; in „Gott dem Sohn“, der durch den Vater gezeugt wurde (kann denn eine „ewige Idee“ männlichen Geschlechtes sein?), die Idee als Anderssein, d. h. als bestimmte Wirklichkeit (Realität) und im „heiligen Geist“ die Einerleiheit (Identität) der beiden. Bei solchen Aussprüchen stand Hegel wie ein betäubter Mönch in der Kutte da, fand die Wirklichkeit „gemein“, spottete über Newton und log die Asteroiden aus den Zwischenräumen der großen Planeten heraus.

Hegel zog den Mönchstalar nicht aus, als er in der christlichen Dreieinigkeit eine Nachbildung von Begriff, Urteil und Schluß entdeckte. Das Reich Gottes war ihm ein Reich der Logik und dieses zeigte ihm Gott, wie er vor Erschaffung der Welt und des endlichen Geistes gewesen war. Da sah er Gott im Nachtgewand.

Einmal erblickte er auch Gott zu Pferde und zwar nach der Schlacht bei Jena, als er, seiner Abstammung uneingedenk, in Kaiser Napoleon einen „Weltgeist zu Pferde" begrüßte. Dieser berittene Weltgeist bedeutete eigentlich eine Geringschätzung des lieben Gottes.

Der schwäbische verwegen darauf losdefinirende Professor nannte die Natur auch einen „bacchantischen Gott", „der sich weder zügelt noch faßt" und der Geist war ihm wieder die „Wahrheit der Natur". Das ist zwar etwas dunkel gesagt, dafür aber auch sinnlos. Wenn Hegel am Schlusse seiner Phänomenologie bemerkt: „Geschichte und Wissenschaft bilden die Erinnerung und die Schädelstätte des absoluten Geistes, die Wahrheit und Gewißheit seines Thrones, ohne den er das Leblose, Einsame wäre; nur aus dem Kelche seines Geisterreiches schäumt seine Unendlichkeit", — so hört sich das wie fernes dumpfes Glockengeläute an. Näher besehen liegt auf diesem feierlichen Ausspruch kein Sonnenblick der Wissenschaftlichkeit; es ist nur ein Stück vom umgekehrt Erhabenen.

Der schwäbische Filosof wußte auch viel Schmeichelhaftes dem absoluten Weltgeist als Erfinder des Christentumes nachzurühmen, dem er auf der Entwicklungstreppe der Religionen die oberste Terrasse anwies. Dafür bedankte sich das gesamte Muckertum umso herzlicher, als von Hegel Denker der Opposition durch heftige Polemik und Denunziation verfolgt wurden. Defecte des Verstandes sind fast immer mit Charaktermängeln verbunden. Welchen Fortschritt bedeutet gegen Hegel Fr. Nietzsche, der das Christentum nach allen Richtungen hin mit dem vollen Glanze seiner Beredsamkeit verurteilt.

Wenn in Hegels Fantasie ein Gedanke aufschimmerte, so hat er ihn sofort als heilige filosofische Wahrheit verkündet. Als er sich eines Tages an die Cherubim und Seraphim erinnerte, die Gottes Thron angeblich umflattern, so erklärte er sofort mit dem Pathos eines Sehers, daß immer ein bestimmtes Volk „Träger des Weltgeistes" wäre, dem gegenüber die anderen Völker rechtlos wären. Doch gibt er auch zu, daß die Völkergeister um den Thron des absoluten Geistes als „Vollbringer seiner Verwirklichung, als Zeugen und Zierathen seiner Herrlichkeit" herumständen.

Der Wissenschaft hat Hegel keine bleibenden Werte übergeben.

* * *

Daß die Fantasie eine unbrauchbare Docentin der „königlichen Wissenschaft" ist, hat auch Fr. W. J. Schelling (1775 bis 1854) bewiesen. Schopenhauer hat ihn mit Schmähworten beworfen, allein er selbst verfiel in dieselben logischen Mängel, wie der von ihm heftig Verurteilte.

Wer das unklar und unrichtig Gedachte in dunkle Worte kleidet, weckt den Wunsch: Nicht anhören und weiter gehen!

Wer sich mit der Geschichte der Filosofie befaßt, bedauert es, wenn er immer wieder findet, daß eine Sinnlosigkeit die andere erzeugt, daß sich Begriffsketten schließen, ohne zu einem Erkenntnißziel vorzudringen, daß zerstreutem Licht breite Schattenschläge folgen und daß aberwitzige Einfälle einen grotesken Reigen aufführen, dem zuzusehen kein Vergnügen ist.

Die vom Komischen angebotene Befreiung aus den Irrgärten filosofischer Einfälle bietet eine geringe Genugthuung für die verschwendete Zeit, die man an die Beschäftigung mit denselben gewendet hat.

Es wäre unerquicklich, alles zu beurteilen, was Schelling über Gott mitgeteilt hat. Er ließ sich von der berauschten Pythia seiner Fantasie das Übersinnliche zum „unmittelbaren Erschauen" vorstellen, da er die Vernunft für unfähig hielt, die Aufgabe der Weltweisheit zu lösen.

Ohne Welt und Natur zu kennen, sprach er manches aus, was sich wie umgekehrte Poesie ausnimmt. Der Begriffsjonglerie war Schelling nicht abhold. Ihm galt die Natur für ein Schweben zwischen dem Erzeugen und dem Erzeugniß, für das Gleichgewicht der geistigen Welt. In der „Selbstentwicklung der Gottheit in sich, aus sich, zu sich selbst" erblickte er die Welt.

Gott wurde von Schelling der „Urgrund, Ungrund oder Abgrund, das absolute Dunkel, das bloße vernunftlose Sein, der einfach vorhandene, aber nicht notwendige Urzufall, der dunkle unbewußte Wille" genannt.

Dieser reizlose Einfall gefiel dem Filosofen des Pessimismus Schopenhauer sehr und er stellte ihn als Achse seiner weltweisen

Ansichten auf. Für Schelling war die dunkle Lebensmacht: Wille ein „Schleier des Wehs und der Sehnsucht über allem Dasein"; Schopenhauer erkannte wie bekannt in tanzenden Tischen einen beredten Beweis für das Bestehen seines „Willens zum Leben". Beide Filosofen waren die Getäuschten ihrer grübelnden Fantasie.

Schelling hatte eine gewisse Vorliebe für das Wort: Gleichgewicht und nannte unbedenklich den Magnet das Gleichgewicht der Schwere und des Lichtes. Eine andere dämmerige Auskunft versicherte, daß die Natur in Versteinerungen von Tieren und Pflanzen träumte.

Die Schule Schellings hat in ähnlichem Stil im Diamanten einen zum Selbstbewußtsein gekommenen Quarz begrüßt, in Granitblöcken „Zuckungen der Natur", in Wäldern Haare des Erdtiers und in Aequatorländern die „Bauchseite" der Natur angesprochen. Zur Entschuldigung Schellings sei bemerkt, daß schon vor ihm Fische das Selbstgefühl des Meeres oder Wesen genannt werden, die Schiffe und Schiffer zugleich wären.

Der schwäbische Schwärmer bezeichnete außerdem die Natur als ein Gedicht, das in geheimer wunderbarer Schrift verschlossen daliege. Also ein Gedicht, das man nicht einmal lesen kann! Die Rätsel der Natur hängen, meinte er, mit der „Odyssee des Geistes" zusammen, der, wunderbar getäuscht, sich selbst suche und vor sich selber fliehe. Wie schillern doch da Worte in feierlicher Sinnlosigkeit, die näher zu beleuchten nicht der Mühe lohnen würde.

In der Natur gebe sich die Sehnsucht Gottes kund, sich fort zu gebären, behauptete außerdem Schelling, der im Lichte das Bemühen der Natur wahrnahm, sich selber anzusehen. Ein andermal erklärte er den Stickstoff als die „reelle Form des Seins der absoluten Identität".

Darin flimmert Wahnwitz ebenso, wie in den Bescheiden Schellings über Gott, den er u. A. die „totale Indifferenz des Subjectiven und Objectiven" nannte. Die menschliche Vernunft war ihm die Selbsterkenntniß Gottes. Mit dem Aussterben der Menschen wäre im Sinne dieser paradoxen Behauptung Gottes Selbstbewußtsein vernichtet. Der Theismus küßt da im Vorübergehen den Atheismus.

Schelling, der als großer Filosof manches Jahrzehent verehrt wurde, hat sich achtlos von den Grundbedingungen wissenschaftlichen Denkens, von der Beschäftigung mit der „gemeinen Wirklichkeit" abgekehrt. Deshalb hat er keine filosofischen Werte zu Tage gefördert, sondern nur für die Geschichte menschlicher Irrungen Beiträge geliefert.

* * *

Naturwissenschaftlich unbelehrt war auch der Systemfilosof J. G. Fichte (1762—1814), wie es seine unkritischen Auskünfte über Gott, Welt und Geist bekunden; — allein er sprach doch mutig genug über den Kaiser der Welt und wurde ein Märtyrer seiner tapferen Aussprüche.

Leider war er ein Freund von Fremdworten, die sich seit Kant zu einer geschmacklosen Fachsprache von Kathederfilosofen zusammenschlossen und noch heute bei seichten Besserwissern das Vorurteil zurücklassen, daß man ohne Benützung sprachlicher Barbarismen das Recht verwirke, über Fachwissenschaftliches mitzusprechen.

So nannte Fichte u. A. den Geist das Gleichsein (Identität), des Persönlichen und Sachlichen (Subject und Object), kein regulatives, sondern ein constitutives Princip des Daseins. Was dies bedeutet? Gar nichts bedeutet es, und mögen darin Fremdworte noch so stolz einherschreiten.

Fichte hat vom Geiste die Seele unterschieden, die ihm von seiner Fantasie als das Vermögen der Sinne vorgestellt wurde. Die Seele war ihm also die Fähigkeit, Nerven zu besitzen. Fichte konnte ja mit der Physiologie nicht vertraut sein, allein diese Unkenntniß durfte er als Seele nicht personifiziren.

Der Verfasser der „Reden an die deutsche Nation" hat einen Ausspruch Kants mißverstanden und das Kind dieses Mißverständnisses war sein System vom Ich und Nichtich. Das Ich galt ihm als der vorstellende Menschengeist und das Nichtich als die vorgestellte Welt.

Verblüffend war nun die Behauptung Fichtes, die wirkliche Welt sei nur täuschender Schein, während aus dem Ich die unendliche Welt der Erfahrungen quelle. Der Welt das Wirklichsein absprechen, heißt auf Weisheit verzichten.

Nur Kathederhochmut könnte lächeln, wenn darauf hingewiesen wird, daß die Welt bestanden hat, ohne daß sie von Menschen wahrgenommen wurde und daß die Erde auch nach dem letzten Menschen als Wrack weiter bestehen wird.

Allerdings meinte Fichte, „der Schein des Seins treibe den gesunden Menschenverstand zum Glauben an Gott und darum sei dieser Gott selbst ein „Schein". Kühn erklärte er auch, „Gott solle überhaupt gar nicht gedacht werden, weil dies unmöglich sei" und äußerte witzig, „der Gott der Theologie habe kein anderes Verdienst, als mangelhaften Polizeianstalten nachzuhelfen".

Wird aber der Religionsgott für einen Polizeiminister erklärt, so darf man ihn nicht zugleich als die „moralische Weltordnung" bezeichnen. Für diese gebe es Notsymbole, zu denen die Vorstellungen von einem persönlichen Gott und von der persönlichen Unsterblichkeit gehören.

Trotz dieses Entgegenkommens mußte Fichte seine Vermutungen über all' das büßen, was jenseits der Erfahrung schwebt. Als Professor der Filosofie in Jena hat er einige Betrachtungen über den lieben Gott in seiner Abhandlung „über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung" (1798) veröffentlicht. Die kursächsische Regierung ließ diesen Aufsatz confisciren und beschwerte sich bei der weimarischen Staatsverwaltung darüber, daß an der Jenaer Hochschule, die auch von kursächsischen „Unterthanen" besucht werde, atheistische Lehren vorgetragen würden.

In Weimar wollte man die Sache vertuschen und wünschte, daß sich Fichte ruhig verhielte. Das that er aber nicht und richtete einen trotzigen Brief an ein Mitglied der weimarischen Regierung. Alle Geheimräte, auch Goethe, waren empört; — Fichte wurde seines Amtes in rücksichtsloser Weise enthoben und mußte Jena verlassen. So beeiferten sich deutsche Regierungen, Beweise von der Gemeinschädlichkeit monarchischer Einrichtungen zu liefern.

Ungebildete Minister krochen vor der Beschränktheit ihrer fürstlichen Gebieter und hemmten, wo sie konnten, das ruhige wissenschaftliche Fortschreiten. Der liebe Gott stand auch da im Hintergrunde als Ursache politischer Rückläufe.

Und worin bestand das große Verbrechen Fichtes? Nun, er behauptete, daß man einen Abgott anbete, wenn man sich Gott als einen Gewalthaber denke, von dessen Gunst künftige Lustgefühle abhängig sind; wer einen solchen Spender der Lustgefühle anbete, sei ein Atheist.

Die Querköpfe der kursächsischen und weimarischen Regierung kehrten den Spieß um und nannten Fichte selbst einen Atheisten. Um ihm zu beweisen, daß es keine „moralische Weltordnung" gebe, haben sie ihn von seiner Lehrkanzel verjagt. Sie erdrosselten die Lehrfreiheit und schickten einen tapferen Denker in's Elend.

Doch gemach! Beim Volke ist die Gewalt und dieses wird sich doch einmal gegen die Hindernisse seiner sittlichen Vervollkommnung kräftig wenden. Der Tag der Selbstbesinnung dürfte spät, aber doch für jedes gebildete Volk kommen!

Wenn übrigens auf Lehrkanzeln deutscher Hochschulen immer wieder filosofische „Systeme" mit einem Ernst zergliedert werden, als ob hinter entschiedenen Sinnlosigkeiten Kleinode der Wahrheit verborgen lägen, so wird durch dieses kritiklose Verfahren der Verbreitung von Thorheiten nur Vorschub geleistet und man sollte aus gesundheitspolizeilichen Rücksichten solche Lehrkanzeln aufheben, denn auch für gesundes Denken und richtiges Urteilen sollte der Rechtsstaat Sorge tragen.

* * *

Es wird eine Zeit kommen, in der man all' die überflüssigen Fürsten, die sich nur die Mühe gegeben haben, geboren zu werden, den lieben Unterthanen Geld und Leben abzufordern und die Kirche als Geliebte zu behandeln, aus der Weltgeschichte streichen oder nur nebenher mit Verachtung nennen wird. Auch in der Geschichte der Filosofie wird man Namen von Zwielichtsdenkern, welche die Wege zu idealen Lebenszielen verfehlt und nichts Beachtenswertes ersonnen haben, entweder streichen oder kurz abthun. Man muß ja die Zeit für das positive Lernen ausnützen und hat gar keinen Grund, sich mit der Geschichte menschlicher Irrungen und Geschmacklosigkeiten viel abzuquälen.

Es mag ja wahr sein, daß der Farbenflimmer in Thautropfen einen größeren positiven oder wenigstens ästhetischen

Wert habe, als die „fensterlosen" Monaden des Aemter- und Titeljägers Leibnitz, als das Reale Herbarts, als der Nachteulenflug Hegels im Reiche des Absoluten, als der magische Einfluß des Schopenhauer'schen Willens zum Leben auf hüpfende Tische, als die Hartmann'schen Beziehungen der Metafysik zum Geschlechtstrieb; — allein es bleibt doch nicht ganz ohne Nutzen, wenn man in der Geschichte menschlicher Thorheiten blättert, um einen Selbstschutz gegen Irrsale zu gewinnen. Lassen wir denn noch einige vielgenannte und beachtete Filosofen an einer unbefangenen Wertmessung vorüberziehen.

Joh. Friedr. Herbart (1776—1841) war als Kantianer so kühn zu behaupten, daß man für Gottes Dasein keine Beweise aufstellen könne, weil man von ihm „kein speculatives Wissen" haben könne.

Es klingt fast muthig, wenn Herbart darin eine Förderung der Religion erblickt, daß derjenige, der als Vater für den Menschen gesorgt habe, jetzt im tiefsten Schweigen die Menschheit sich selbst überlasse, als ob er keinen Theil an ihr habe.

Noch ein anderes Stück Freisinn Herbarts. Er und seine Amtsgenossen von der Gilde der Filosofie wurden vom Staate dafür besoldet, daß sie ihren Zuhörern die Weltweisheit als die zuverlässigste Freundin der Religion vorstellten. Dieser Staatsverpflichtung gegenüber konnte es fast befremden, daß Herbart mit logischer Unbefangenheit Tierseelen für ebenso dauerhaft erklärte als Menschenseelen. Wo soll aber der Glaube die Billionen von Tierseelen unterbringen, da er schon mit den ewigen Wohnungen für Menschenseelen seine liebe Not hat? Das wäre wohl eine Preisfrage für theologische Facultäten, bevor man sie aufhebt.

Herbart war ein Zweckmäßigkeitsfilosof, der besonders im rückständigen Polizeistaate Oesterreich an Hochschulen und sogar an Gymnasien (beim propädeutischen Unterricht) wohlgelitten war, weil er im Ganzen mit Gott auf keinem gespannten Fuße stand, die Welt nicht mit Ketzeraugen besah und die Psychologie gar auf mathematische Begründungen stellte. Sein „System" wurde auch in Preußen als ungefährlich geduldet.

Weniger duldsam war man gegen L. A. Feuerbach (1804—1872), den man als einen der edelsten Denker und

Menschen unter den deutschen Filosofen immerdar schätzen wird. Über Gott und Welt war er besser unterrichtet als seine Zunftgenossen. Er stellte seine Kraft nicht in den Dienst der gesinnungslosen Zweckmäßigkeitsfilosofie, sondern suchte furchtlos nach Wahrheit und ging in die Armut und Einsamkeit, als man seiner Lehrthätigkeit Hindernisse in den Weg legte. Gedrückt von Entbehrungen starb er in Sinnesumnachtung. Geistliche Gemeinheit erblickte darin die strafende Hand Gottes, die nach Freidenkern rachsüchtig schlägt.

L. Feuerbach bemerkte in seinem „Wesen des Christentums", daß Gott gerade so viel und nicht mehr Wert habe als der Mensch und daß das Bewußtsein Gottes das Selbstbewußtsein des Menschen sei. Es steckt in dieser Aeußerung das Anempfinden, daß Gott ohne den Menschen nichts wäre. Gott hat mit dem Adel Eines gemein: wenn man an beide nicht glaubt, so bestehen sie auch nicht mehr.

Übrigens steigt der Wert des Menschen mit dem Schwinden seiner Gläubigkeit. Mild wie L. Feuerbach war, meinte er in seinen Vorlesungen, er wolle die Menschen von Gott zu sich selber zurückführen; er wolle aus Gottesfreunden Menschenfreunde, aus Candidaten des Jenseits Studenten des Diesseits, aus religiösen und politischen Kammerdienern der himmlischen und irdischen Monarchie und Aristokratie — freie selbstbewußte Bürger der Erde machen.

Wie ist dies alles vornehm gedacht und ausgedrückt! Daß Feuerbach die Unsterblichkeit der Seele über Bord warf, konnten ihm einige Tintenfilosofen nicht verzeihen; sie schwiegen ihn entweder zu Tode oder schmähten ihn.

Einer dieser Zurückgebliebenen nennt in seiner Geschichte der Filosofie Feuerbachs Lehre einen „Selbstmord des Geistes, der sich in den Abgrund der Materie stürzt". Feuerbach sei „der verlorene Sohn des deutschen Idealismus, der im gemeinen Materialismus enden müsse, welcher der roheste Sensualismus sei".

Der Mangel an naturwissenschaftlichen Kenntnissen wirft solche Gegner des Materialismus, d. h. des Natur- und Lebenswirklichen in Abgründe abgeschmackter Thorheiten, welche gemeine Genußgier dem Erkennen fysikalischer Wahrheiten gleichsetzen.

Idealismus und Materialismus sind nicht Gegensätze, da man ohne ein gründliches Erkennen der Welt- und Lebensgesetze zum Erfassen der Ideale der Wahrheit und Sittlichkeit gar nicht vordringen kann. Man muß ein wohlunterrichteter Materialist sein, um Idealist werden zu können.

Mancher für sein Amt unvollständig vorbereiteter Hochschullehrer hat die würdigen Ziele der Schriften Feuerbachs nicht verstanden; dafür leuchteten sie aber einigen schlichten österreichischen Bauern ein, die sich für Feuerbachs Ansichten begeisterten. Seine Schreibweise war nämlich bei aller Gedankentiefe klar wie ein Gebirgssee.

Da kam ein Staatsanwalt, der nach Beförderung und Auszeichnungen lüstern die an Einsicht hoch über ihm stehenden Bauern des Unglaubens und anderer Verbrechen der Vernunft anklagte. Einige dieser Rechtschaffenen starben in der langwierigen Untersuchungshaft, andere verdarben während der Gefängnißstrafen, zu denen sie verurteilt wurden.

Das waren Verbrechen im Namen Gottes und des absoluten Staates, der sich berufen wähnt, die Zweifel an der Existenz eines Weltmonarchen mit Gewalt zu Boden zu schlagen. Die braven, gescheiten Bauern gingen zu Grunde, — der Staatsanwalt, der ihnen Leben, Freiheit und Besitz nahm, wurde geadelt und bekleidete die höchsten Staatswürden.

* * *

Bei Arthur Schopenhauer (1788—1860) hat sich die Erfahrung wiederholt, daß allgemeine Behauptungen ohne das Rückgrat naturwissenschaftlicher Kenntnisse haltlos bleiben. Die ererbte Belastung Schopenhauers (nachgewiesen im achten Bande der Geschichte der Filosofie von Kuno Fischer) zerrüttete sein sittliches Feingefühl, trübte seine Selbstkritik, verheerte seinen Charakter und ließ ihn Mißgriffe des Denkens als Erzeugnisse unerreichter Genialität preisen.

Einzelne Abhandlungen des Frankfurter Filosofen fesseln durch ihre witzigen Übertreibungen; so jene über die Nichtswürdigkeit der Frauen und über den Jammer des Lebens. Wertvoll sind auch Schopenhauers ästhetische Betrachtungen,

während seine eigentliche Weltanschauung auf haltlosen Voraussetzungen beruht.

Man wird die Gebrechen des Frankfurter Pessimisten milder beurteilen, wenn man daran denkt, daß sein hochentwickelter Verfolgungs- und Größenwahn, seine boshafte Rücksichtslosigkeit und sein maßloser Egoismus einer gnadenlosen Naturmitgabe zu danken waren.

Schopenhauers Briefe an Becker, Frauenstädt, Doß, Lindner und Asker (herausgegeben von Ed. Griesebach) führen den Filosofen im Schlafrock vor und liefern reichen Stoff zur Beurteilung seiner Irrgänge. Grausam und boshaft wie die Natur gegen ihn, war auch er gegen seine literarischen Zeitgenossen. Was Schopenhauer gegen Hegel vorbrachte, hat mit einer wissenschaftlichen Kritik nichts gemein. Er nannte ihn „plump, unsinnig, frech im Auftischen baarer Dummheiten, im Zusammenschmieren rasender, tollhäuslerischer Wortgeflechte, Werkzeug der ungeschlachtesten Mystification, einen geistigen Kaliban, geistlosen Scharlatan, beispiellosen Unsinnschmierer, der auf den Schindanger gehöre".*)

Andere Fachgenossen bedachte der große Flucher mit den Koseworten: „freche Buben, erbärmliche Lumpen, Barbiergesellen, Kathedergesindel, Schusterjungen, elende Mietlinge, böse Hunde mit Maulkörben, Herrn mit Klystierspritzen" usw. Die feine Klinge des Humors stand dem berühmten Belasteten ebensowenig zu Gebote, wie geistlichen Polemikern der Gegenwart.

Unverzeihlich bleibt das Urteil Schopenhauers über den vornehmen Denker L. Feuerbach, den er boshaft mit den Worten anknurrt: „Was für rohes brutales Zeug der Mensch in die Welt schreibt! Der plumpste, bornirteste Materialismus." Wie unrichtig in der Sache, wie rücksichtslos in der Form!

Mancher Zoolog ist, bemerkt A. Schopenhauer in seinen „Neuen Paralipomena", nichts weiter, als ein Affenregistrator! — Schopenhauer wollte eben in Affenregistern nicht verzeichnet stehen, er, der es liebte, sich mit dem Montblanc bei Morgenbeleuchtung oder mit der Sonne selbst zu vergleichen.

Dagegen nannte er Moleschott wegen des trefflichen

*) Hegel rächte sich dafür mit dem Antrage, dem Dr. A. Schopenhauer das Recht des Vorlesens an der Berliner Hochschule zu entziehen.

Buches: „Der Kreislauf des Lebens" einen „Klystierspritzologen", der „unwissend, roh, ungelenk, überhaupt knotenhaft" sei. Dabei freute sich der Herzlose, daß dem großen Gelehrten Moleschott seines Freisinns wegen das Recht des Lehrens entzogen wurde.

Seines Verfolgungswahns wegen schlief der Frankfurter Table d'hôte-Pessimist bewaffnet in seinem Bette, weil er sich vor Räubern fürchte; seine Wertpapiere versteckte er in verborgenen Winkeln seiner Wohnung; er floh aus Verona, weil er vergifteten Schnupftabak, aus Neapel, weil er Blattern, aus Berlin, weil er die Cholera fürchtete. Seinen Bart rasirte er selber, weil er fremden Schermessern nicht traute.

Schopenhauers krankhafter Größenwahn überschritt alle Grenzen. Ihn zu kennen, ist bei der kritischen Würdigung seiner filosofischen Weltanschauung notwendig. Er bezeichnete sich als den „ächten und wahren Thronerben" Kants, hielt nur ein Heiligtum in der Welt hoch: seine Werke und fand, daß sich nur seine Bewunderer über ihn „passend ausdrücken". „Ich bin der Erste, der das eigentliche Wesen des Genies ergründet und deutlich erklärt hat", meinte der von sich Hocheingenommene.

Indem er sich seinem Erzapostel Dr. Jul. Frauenstädt gegenüber weigerte, ihm einen mystischen Satz zu erklären, lobte er die „große Kunst und beispiellose Klarheit seiner Filosofie". Er zankte seine Freunde aus, wenn sie einer anderen ästhetischen Ansicht anhingen als er, der doch „wie überall auch in der Aesthetik zehn Klafter tiefer als alle anderen gegangen sei". Der von seiner Größe krankhaft überzeugte Mann erblickte schon in Büchertiteln einen an ihm begangenen Diebstahl und erklärte, daß man nicht vergessen möge, seine Filosofie sei ebenso hoch als tief.

Wenn man ihn den „größten Filosofen seines Zeitalters" nannte, so war ihm das zu wenig, weil er die anderen Weltweisen als zu gering mißachtete. Das Übersehen seiner Bücher nannte er „dumm und niederträchtig zugleich".

In seinen „Neuen Paralipomena" (herausgegeben von E. Griesebach) bemerkt Arthur der Unübertroffene stolz: „Fichte und Schelling stecken in mir, aber ich nicht in ihnen;" — „ich habe den Schleier der Wahrheit weiter gelüftet, als irgend ein Sterblicher vor mir. Aber den will ich sehen, der sich rühmen kann, eine elendere Zeitgenossenschaft gehabt zu haben."

Den höchsten Grad der Selbstverblendung hat Sch. in dem Bekenntnisse niedergelegt, daß „seine Filosofie" die „wirkliche Lösung des Rätsels der Welt" wäre, daß sie eine „Offenbarung heißen könnte, die vom Geiste der Wahrheit inspirirt sei; ja es gebe im IV. Buche seines Hauptwerkes einige Paragraphen, die man als vom heiligen Geiste eingegeben ansehen könnte."

Hinter einer so begeisterten Selbstanpreisung steht immer ein Defect der Einsicht und des Geschmacks; sie macht mißtrauisch gegen die Behauptungen eines Mannes, der die Schleier der Wahrheit höher als irgend ein Sterblicher vor ihm gelüftet haben will.

Ein Filosof gesunden Schlages denkt nicht immer an seinen Ruhm und schmäht nicht alles, was ihm nicht Lobeshymnen widmet, sondern freut sich selbstlos der Wahrheiten, die er den Zeitgenossen als Ergebniß seiner Gedankenarbeit übergeben kann.

Wird es als erste Pflicht eines filosofischen Denkers hingestellt, mystischen Schlagworten und dunklen Aussprüchen aus dem Wege zu gehen, so ist Schopenhauer dieser Pflicht nicht nachgekommen. Sein „Wille zum Leben" ist keine helle Offenbarung. Der „dunkle Drang zum Sein", dem erst das Vorstellen folge, widerspricht dem Weltgeschehen und erklärt gar nichts.

Wenn Schopenhauer in seinem Hauptwerke äußert: „Der Leib ist Object unter Objecten und den Gesetzen der Objecte unterworfen, obwohl er unmittelbares Object ist", so ist dies Überhegel und man kann es nicht zugeben, daß damit ein „Rätsel der Welt" gelöst wurde.

Das „Ding an sich" Kants, also Etwas, was ohne Eigenschaften und ohne die Möglichkeit bleibt, in die Erscheinung zu treten, hat es dem Frankfurter Mystiker angethan, und er erklärte rundweg, daß sein „Wille" nichts anderes sei als das „Ding an sich". Das ist kein Strahl der Erkenntniß, sondern ein kranker Einfall.

Das „Ding an sich" könnte als mystisches Unding nicht im Gebiete der verstandesgemäßen Erkenntniß, sondern höchstens in der „mystisch moralischen Körperschaft" (corpus mysticum morale) einen Platz finden, zu welcher nach Kant auch der Mensch gehöre.

Schopenhauer hat seinen „Willen zum Dasein" selbst verurteilt, indem er ihn als das „eigentliche Ding an sich" be-

zeichnete. Er nannte den „Willen zum Leben" auch das „Geheimnißvolle in der Verbindung der Ursachen und Wirkungen", - das „Ursprüngliche, das hinter allen Erscheinungen Liegende, das Schöpferische". Nicht doch; hinter den Erscheinungen liegen höchstens haltlose Hypothesen.

Wenn Schopenhauer im „Willen zum Leben" den „wahren Ausdruck für das Wesen der Welt" erblickte, so dachte er nicht an die todesstarren dunklen Weltkörper, wo das „Schöpferische" längst aufgehört, nicht an Entwicklungen, die immer mit einem Ableben endigen, und nicht an die Gasfluthen in den Sternen, wo das Leben nach ungezählten Jahrmillionen noch nicht begonnen hat.

Der Frankfurter Pessimist versicherte, daß sich seine ganze Filosofie in dem Ausdruck zusammenfassen lasse, „daß die Welt die Selbsterkenntniß des Willens sei". Die gasigen Weltstoffe sollten also ihren Willen selbst erkennen, sie, die einer zwingenden Bewegungsordnung selber folgen müssen? —

Schopenhauer begrüßte bekanntlich mit inniger Freude die sich selbst weiter rückenden Tische, die einen „rechten Triumpf" seiner Filosofie bedeuten, da die hiebei wirkende Kraft der Wille sei, „der sich hier in seiner magischen Eigenschaft, in seiner ursprünglichen Allmacht" zeige.

Andere Beweise für den allmächtigen „Willen zum Leben" erkannte der Frankfurter Belastete im „Besprechen" und in „sympathetischen Curen". So war er davon überzeugt, daß ein Überbein verschwände, wenn man es mit einem Ei reibe und dieses dann in einem Roßameisenhaufen vergrabe. Der Patient empfinde ein unerträgliches Kribbeln wie von Ameisen an der Hand und das Überbein sei nach einer Zeit „ganz weg". (Neue Paralipomena).

Der von tanzenden Tischen und Roßameisen in seinem Glauben an den „Willen zum Leben" so lebhaft unterstützte Filosof, der über Thorheiten anderer boshaft lachte, hielt alberne profetische Träume für wissenschaftlich wertvoll und erblickte auch in klopfenden Tischen allen Ernstes „allwissende Profeten", welche das Künftige richtig verkündigen.

So recht bezeichnend für den „heiligen Geist der Wahrheit", der sich durch Schopenhauer offenbarte, wie dieser selbst rühmte

ist sein Hinweis auf den Brennpunct des Willens, der im Geschlechtstrieb stecke. Die intimste Erkenntniß des inneren Wesens der Welt, des Willens zum Leben gewinne man durch die „Wollust im Acte der Copulation“. „Das sei das wahre Wesen und der Kern aller Dinge, das Ziel und der Zweck alles Daseins; das Welterhaltende. Daher die Andacht zum Lingam und zum Phallus“.

An eine solche Erklärung des „Dinges an sich“ hat Kant gewiß nicht gedacht. Sein „Thronfolger“ hat sie gefunden. Die Zoologie und Biologie erklären etwas einfacher das Geschäft der Arterhaltung und schränken es auf das organische Leben ein, ohne es mit Schopenhauer auf die Welt zu beziehen. L. Feuerbach's „Feuerspritze“ des ewigen Lebens gibt sich als launige Aforisme, ohne eines breit ausgespannten mystischen Apparats zu bedürfen.

Schopenhauer, der den Jammer des Lebens den Buddhisten zulieb theoretisch so arg beklagte, verstand es gleichwohl, unterstützt von seiner Sinnlichkeit, diesen Jammer zu verringern. Hamburg hat seine Jugendsünden gesehen, in Dresden hat er sich eines natürlichen Sohnes erfreut, in Venedig hat er eine Geliebte an sein Herz geschlossen und in Berlin zu einer Theaterdame zarte Beziehungen unterhalten. Alles um den „Willen zum Leben“ zu bethätigen.

Die Auskünfte Schopenhauers über die Welt, können uns, um alles zusammenzufassen, nicht befriedigen. Über Gott war er jedoch, man muß es loben, gut unterrichtet. Mit vollem Grund eifert er gegen Hochschullehrer der Filosofie, die nur „Generalagenten des Theismus“ seien, die nicht die Wahrheit, sondern — Gott suchen.

Er spöttelt darüber, daß man Gott mit allerhand Qualitäten bekleidet habe; die Aufklärung habe ihm aber ein Stück nach dem anderen wieder ausgezogen, so daß die Erkenntniß dämmerte, es stecke eigentlich nichts in den Kleidern.

Ferner bemerkt Schopenhauer witzig, daß Gott in der neuen Filosofie dasselbe sei, was die letzten fränkischen Könige unter den Majores Domus: ein leerer Name, den man beibehält, um bequemer und unangefochtener sein Wesen treiben zu können.

„Den alten Juden wird man in allen Winkeln meines Lehrgebäudes vergeblich suchen", versichert Schopenhauer vom lieben Gott, „der alles verderbe, wo er sich sehen lasse; deshalb schließe man ihm die Thüre zu". In einem Satze heuchelt der Frankfurter Atheist Gemüth, das er nicht besessen; er meint nämlich: „Wenn ein Gott diese Welt gemacht hat, so möchte ich nicht der Gott sein; ihr Jammer würde mir das Herz zerreißen".

A. Schopenhauer hat mitunter eine glänzende Prosa geschrieben, die Wissenschaft hat er aber durch sein „Lehrgebäude" nicht vorwärts gebracht und war auch in politischer Beziehung ein Zurückgebliebener. Man kann in ihm einen „Montblanc bei Morgenbeleuchtung" nicht erblicken.

* * *

Als Mann unbefangener Forschung und als Charakter steht hoch über Arth. Schopenhauer Ernst Laas, der Verfasser des dreibändigen Werkes: „Idealismus und Positivismus" (1884 Berlin, Weidmann), das an großen und fruchtbaren Gedanken überreich ist. Er war ein edler, freisinniger, unerschrockener Hochschullehrer, wie es deren in Deutschland wenige gibt.

Furchtlos wies er nach, wie gemeinschädlich die nichtige Zweiheit: Welt und Gott, Körper und Geist seit Plato gewirkt habe; ihm lag nur an dem Durchpaß zur Wahrheit. Er zerzauste den Heiligenschein berühmter Filosofen, da ihm nie ein Name, sondern nur die vernünftige Einsicht imponirte.

Laas war ein bedeutender kritischer Kopf; wer spricht aber von seinem großartigen Werke? Er schrieb sich daran zu Tode, und ein vormaliger Schüler desselben, auch Universitätslehrer, beteuerte in einem Nekrologe, daß er sich zu den Ansichten des geistvollen Laas nicht bekenne. Der Zaghafte wollte wahrscheinlich das Vertrauen der Regierung in seine Befähigung zur „ordentlichen" Professur gewinnen. Das war das Los eines hoch aufragenden Denkers! Sein bedeutendes Buch, an dem der edle Verfasser sein Leben verlor, wird kaum gelesen und doch übertrifft es an Wert alles von Schopenhauer Vorgebrachte.

Laas pflichtete der Ansicht der Diotima in Platons Symposion bei, nach welcher es kein anderes Mittel gebe, unsere

Persönlichkeit über den Tod hinaus fortzusetzen, als unsere Werke und unsere Kinder.

Jenseitigkeiten, die hinter dem Tode stehen sollen, seien Nieten; das Leben besitze unendlich mehr Wert als der Tod. Denke man an die Erziehung des Menschengeschlechtes, so stoße man zunächst auf keinen Gott, sondern auf hervorragende Männer, welche die Massen in Zucht und Leitung nahmen, — auf Forscher, Erfinder, Gesetzgeber, Feldherrn, Dichter, Lehrer. Treten dabei angeblich Gott und Götter in Mitwirksamkeit, so geschehe dieß nur durch den Mund der Menschen.

Keine göttliche Weltordnung werfe uns das Gute in den Schoß; wir müssen es uns selbst erarbeiten. Das goldene Zeitalter liege nicht hinter uns, sondern vor uns. Nicht zum Schwärmen und Genießen lade uns der Stand der Dinge ein, sondern zur Arbeit.

Zur faulen, schönseligen, optimistischen Schwelgerei liege gleich wenig Veranlassung vor, wie zur sinnverwirrenden, herzverödenden, pessimistischen Selbstverstümmelung (wie scharf wird damit Schopenhauer verurteilt!).

Laas sucht den reinmenschlichen Grund aller Sittlichkeit bloszulegen. Kein Gott, sondern der Mensch allein sorge für sein Glück. Unter dem Mantel Gottes und der Religion schleichen alle Laster einher; zu diesen gehöre auch das Beeinträchtigen der wissenschaftlichen Forschung.

Die Civilisation habe bisher das Tier in uns noch wenig überwunden; wir müßten dabei aber bedenken, daß unsere tierische Vorgeschichte weitaus länger sei, als die menschliche. Ein glänzender Gedanke!

E. Laas ist zu vernünftig, um Gott in der Geschichte zu suchen oder gar zu finden. Er klagt darüber, daß sich Einzelne, ebenso wie Völker in völlig ergebnißloser Qual verzehren. Das Nützliche breche aus verfehlten Versuchen nicht immer hervor. Fruchtbare Ideen fänden oft gar keinen Boden. Nicht immer blühe neues Leben aus den Ruinen.

Mag die Geschichte auch vieles fortsetzen und entwickeln, anderes Wertvolle breche sie roh ab, ohne je darauf zurückzukommen. Wirkliche Verdienste stößen auf Gleichgiltigkeit, Neid und Undankbarkeit.

Weder im Völker- noch im Privatleben sei ein fester Zusammenhang zwischen Tugend und Glück, zwischen Anstrengung und Erfolg nachweisbar. Teuflische Veranstalter der menschlichen Geschicke könnte man eher annehmen als göttliche.

Der vornehme Gelehrte gibt den Menschen zulieb Gott preis und versichert deshalb, daß die Moral in höchster Fassung die Wissenschaft der Ideale sei, die sich ohne Gott und ohne Seele kräftig entwickeln können.

Alles in Allem war der Verfasser des Werkes: „Idealismus und Positivismus" das Musterbild eines deutschen Hochschullehrers der Filosofie und zuvörderst ein scharfsinniger Kritiker, den man immerdar in Ehren halten sollte. Er ist zwar nicht so berühmt, wie A. Schopenhauer, über dessen Paradoxen viel gelacht wird, dafür hat Laas als Forscher Größeres geleistet!

Persönlichkeit über den Tod hinaus fortzusetzen, als unsere Werke und unsere Kinder.

Jenseitigkeiten, die hinter dem Tode stehen sollen, seien Nieten; das Leben besitze unendlich mehr Wert als der Tod. Denke man an die Erziehung des Menschengeschlechtes, so stoße man zunächst auf keinen Gott, sondern auf hervorragende Männer, welche die Massen in Zucht und Leitung nahmen, — auf Forscher, Erfinder, Gesetzgeber, Feldherrn, Dichter, Lehrer. Treten dabei angeblich Gott und Götter in Mitwirksamkeit, so geschehe dieß nur durch den Mund der Menschen.

Keine göttliche Weltordnung werfe uns das Gute in den Schoß; wir müssen es uns selbst erarbeiten. Das goldene Zeitalter liege nicht hinter uns, sondern vor uns. Nicht zum Schwärmen und Genießen lade uns der Stand der Dinge ein, sondern zur Arbeit.

Zur faulen, schönseligen, optimistischen Schwelgerei liege gleich wenig Veranlassung vor, wie zur sinnverwirrenden, herzverödenden, pessimistischen Selbstverstümmelung (wie scharf wird damit Schopenhauer verurteilt!).

Laas sucht den reinmenschlichen Grund aller Sittlichkeit bloszulegen. Kein Gott, sondern der Mensch allein sorge für sein Glück. Unter dem Mantel Gottes und der Religion schleichen alle Laster einher; zu diesen gehöre auch das Beeinträchtigen der wissenschaftlichen Forschung.

Die Civilisation habe bisher das Tier in uns noch wenig überwunden; wir müßten dabei aber bedenken, daß unsere tierische Vorgeschichte weitaus länger sei, als die menschliche. Ein glänzender Gedanke!

E. Laas ist zu vernünftig, um Gott in der Geschichte zu suchen oder gar zu finden. Er klagt darüber, daß sich Einzelne, ebenso wie Völker in völlig ergebnißloser Qual verzehren. Das Nützliche breche aus verfehlten Versuchen nicht immer hervor. Fruchtbare Ideen fänden oft gar keinen Boden. Nicht immer blühe neues Leben aus den Ruinen.

Mag die Geschichte auch vieles fortsetzen und entwickeln, anderes Wertvolle breche sie roh ab, ohne je darauf zurückzukommen. Wirkliche Verdienste stößen auf Gleichgiltigkeit, Neid und Undankbarkeit.

Weder im Völker- noch im Privatleben sei ein fester Zusammenhang zwischen Tugend und Glück, zwischen Anstrengung und Erfolg nachweisbar. Teuflische Veranstalter der menschlichen Geschicke könnte man eher annehmen als göttliche.

Der vornehme Gelehrte gibt den Menschen zulieb Gott preis und versichert deshalb, daß die Moral in höchster Fassung die Wissenschaft der Ideale sei, die sich ohne Gott und ohne Seele kräftig entwickeln können.

Alles in Allem war der Verfasser des Werkes: „Idealismus und Positivismus" das Musterbild eines deutschen Hochschullehrers der Filosofie und zuvörderst ein scharfsinniger Kritiker, den man immerdar in Ehren halten sollte. Er ist zwar nicht so berühmt, wie A. Schopenhauer, über dessen Paradoxen viel gelacht wird, dafür hat Laas als Forscher Größeres geleistet!

XVII. Französische Wortblumen über himmlische Personen.

Springen wir von dem gothischen Ernst deutscher Gottesbetrachtungen zu den Arabesken der Franzosen, die sie um den Gottesgedanken ranken ließen. Der mit wenig Grund berühmte J. J. Rousseau ergab sich theologischen Träumereien wie ein unwissender Mönch. Gott ist nach ihm eine Art Weltregisseur, „der selbstthätig das Universum bewege"; er ordne die Dinge und sei ein Wesen, das will und kann. Rousseau definirt also den lieben Gott durch Zeitworte.

Bei anderen Gottsuchern werden Haupt- und Eigenschaftsworte vorgezogen. Das Ordnen der Dinge im Haushalte der Welt überweist der Gottheit ein prosaisches Hausmeistergeschäft, und die Drehung des Universums gemahnt an die Handarbeit eines Maschinisten. Geschmack und Scharfsinn kann man dem Theologen Rousseau nicht zusprechen.

Robespierre, der platte Schüler Rousseau's, richtete sich seinen Gott für persönliche Bedürfnisse ein. Er brauchte die Vorsehung als Schutzmantel gegen Leidenschaften, Räuber und Feinde in der Nationalversammlung. Gott wohnte, er fühlte es, in seinem Herzen und er rief ihn, wenn er ihn brauchte.

Die Vorsehung war in seinem Egoismus gebettet, wie bei jedem Frömmling vom Dutzendschlag. Der beschränkte Mensch kommt nie über sich und über seinen zum Hausgebrauch zurecht gelegten Privatgott hinaus.

Robespierre sagte der Vorsehung artig nach, daß sie „auf eine ganz besondere Weise über der französischen Revolution wache". Gewiß leuchteten einige vernünftige Gedanken bei den

Vordenkern der großen Revolution auf; im ganzen aber sprang bei der Durchführung derselben die Raubtiernatur der brutalen Menge in den Vordergrund.

Es heißt Gott wenig Ehre anthun, wenn man ihm die Autorschaft des Blutdramas der französischen Revolution in die Schuhe schiebt. Doch die Vorsehung Robespierre's ertrug geduldig die Schmach, die er ihr durch seine fromme Artigkeit angethan hat. Der liebe Gott ist überhaupt der Crucifixus menschlicher Thorheiten und Anmaßungen.

Es gab sich wie ein guterfundener Lustspieltric, als die französische Revolution eine kurze Zeit mit Gott geschmollt hat. Der Convent hat nämlich beschlossen, daß die Notre-Dame-Kirche in Zukunft dem „Cultus der Vernunft" geheiligt bleiben solle. Der liebe Gott wurde aus der Kirche gewiesen, die Anbetung wurde ihm gekündigt und für eine Zeit inmitten der Kirche ein mit der Inschrift: „A la philosophie" versehener Tempel aufgestellt, der mit Büsten weltweiser Männer geschmückt war.

Es war eine reizende Gotteslästerung, als zum erstenmale aus diesem Tempel eine schöne junge Schauspielerin heraustrat und eine Hymne an die Freiheit vortrug.

Eine andere naive Auflehnung gegen Gott war es, als eine Dame vom Theater mit aufgelöstem Haar, mit rother Jacobinermütze und mit blauem Mantel um die weißen Schultern als „Göttin der Vernunft", begleitet von zahlreichen Abgeordneten und von einer Musikkapelle auf einer Bahre aus der Kathedrale in die Conventversammlung getragen und dort vom Präsidenten auf die Stirn geküßt wurde.

Dieser Abfall von Gott war nur Pose. Der Atheismus darf sich nicht in theatralische Formen kleiden; dazu ist er eine viel zu ernste und heilige Sache, die große ethische Ziele im Auge hält. Läßt sich eine Göttin der Vernunft in Person herumtragen und küssen, so erinnert dieß zu stark an eine Madonnenstatue, die bei katholischen Processionen in großem Putz herumgetragen und ebenfalls geküßt wird.

Es war ja achtenswert, daß sich einige vorgeschrittene Denker zur Zeit der französischen Revolution lieber vor der Vernunft als vor Gott verbeugten; allein die Menge konnte sich zum Abfall vom Himmelsherrn nicht verstehen, weil die Vorbedingungen dazu fehlten.

Ein ungebildetes Volk kann nicht auf Befehl eine so mächtige erbliche Belastung, wie es der Gottesglaube ist, mit einem Schlage loswerden. Deshalb hat Camille Desmoulins richtig bemerkt: „Die Könige sind zum Falle reif, aber der gute Gott ist es noch nicht".

Der Antrag Robespierre's im Convente, in einem Decrete die Existenz des höchsten Wesens anzuerkennen, war der Mehrheit der Franzosen aus dem Herzen gesprochen. Der Convent hat mit Genugthuung den Glauben an Gott und an die Unsterblichkeit der Seele wieder hergestellt.

Das war im Grunde genommen eine possenhafte Rehabilitirung! Sie beweist es klar, daß man den Glauben ohne tiefwurzelnde wissenschaftliche Bildung und ohne jenen vernünftigen Unterricht nicht los wird, der die Religion als Lehrfach plattweg streicht.

Robespierre hat als Höriger der Gottesduselei vom Convente auch verlangt, ein Fest zu Ehren des höchsten Wesens zu feiern. Und es wurde mit theatralem Prunk gefeiert. Die Conventsmitglieder, Robespierre allen voran, trugen Sträuße von Ähren, Blumen und Früchten.

Maler David hat eine Gruppe von Unholden gemalt, welche den Atheismus, den Egoismus, die Zwietracht und den Ehrgeiz darstellten. Diese häßlichen Figuren waren mit Terpentin angestrichen und wurden von Robespierre mit einer Fackel angezündet.

Hinter ihnen stand eine Statue der Weisheit, die vom Rauch stark angeschwärzt wurde. Der Zufall hat da einen trefflichen Witz gemacht. Wo der Atheismus zur größeren Ehre Gottes im Bilde verbrannt wird, da kann sich eine vernünftige Weltanschauung allerdings nicht niederlassen.

Daß mit dem Gottesglauben das Laster der Unduldsamkeit organisch verbunden ist, zeigte sich in dem Manifeste des Convents „an alle Völker der Erde". Diese Kundgebung hat nämlich die „Extravaganzen der Filosofie" strengstens verdammt.

Napoleon I. Bonaparte liebte ebenfalls feierliches Geschwätz über Gott wie Robespierre. So meinte dieser große Faseur, er glaube nicht an Religionen, sondern nur an die Idee von einem Gotte. Er übersah es, daß in der Mitte einer jeden Religion Gott sitzt und daß beide innig zusammenhalten.

Wird Gott mit poetischen Einfällen umsäumt, so kann er uns wie ein Gedicht anmuten. Nur sollte er nicht wie eine Balldame frisirt werden. Chateaubriand hängt ihm leider in seinem „Genius des Christentums" Frasenlocken um. Er nennt ihn nämlich den großen Einsamen des Universums, den ewigen „Junggesellen (célibataire) der Welten".

Könnte man nicht mit demselben Rechte die Welt die Gemahlin Gottes nennen, die mit ihm ein Leib und eine Seele ist? Und was wird mit solchen Augenblickseinfällen erwiesen? Doch nur, daß der Glaube es gestattet, aus Gott zu machen, was man eben will.

Chateaubriand ging in dem Zurechtputzen von Redeblumen zu weit. So läßt er den von einer Jungfrau gebornen Heiland als vierge sterben, als ob die Jungfräulichkeit ein moralisches Verdienst wäre.

Trotz alledem muß man den französischen Gottesgelehrten für die Erheiterung innig danken, die von ihren Rococoeinfällen über das höchste Wesen entfesselt wurde.

* * *

Zu den französischen Theosophen gehört auch Aug. Comte (1798—1852), dessen Ansichten sich eine gewisse Abart evangelischer Priester von blasser Freisinnigkeit anschließen könnte. Dieser Begründer der Gesellschaftswissenschaft war dem Irrtum verfallen, daß es Höheres als Verstand und Wissen gebe und daß die Reform der Gesellschaft durch das „Herz und Gefühl" erfolgen müsse.

Nicht doch! Es gibt nichts Höheres als das Wissen, das auch ethische Lebenswerte umschließt. Das Erkennen der Bedürfnisse der Gesellschaft führt zu staatlichen Umgestaltungen, nicht die Blutpumpe, in deren Nerven die Wirkung des Gedachten nachzittert.

Mit dem Herzen und mit Gefühlen wird nichts reformirt, nur durch resolutes Denken und durch Thatkraft gelangt man zu Reformzielen. Auch das Wohlwollen, welches Comte im Auge halten mochte, entsprießt Erkenntnissen. Nur der denkende

Kopf, nicht das Herz belehrt uns über unsere gesellschaftliche und Weltstellung.

Comte meinte es ja immer gut, wie es besonders seine „Religion der Humanität" beweist, allein die Nachwirkungen seines Gehirnleidens, das in einer Irrenanstalt ärztlich behandelt wurde, treten in seinen schwärmerischen Einfällen über Gott und Welt zur Geltung.

Er empfahl es, die Menschheit als „le grand être" anzubeten, als ob dies nicht ungereimter Götzendienst wäre. Comte versteht unter dem „großen Wesen" alle jetzt lebenden und sogar auch künftige Menschen, die für den Fortschritt und für die Glückseligkeit der Gattungsgenossen gewirkt haben und wirken werden. Abgesehen von dem Mißgriff, daß künftige Menschen für mögliche Dienste heute schon angebetet werden sollen, spielt der Zusammenschluß von Menschenscharen zu einer verehrungswerten Person etwas in's Absurde hinein.

Comte suchte eben nach einem Ersatze des entthronten Gottes. Ein Ersatz ist aber gar nicht nötig. Der gallische Gelehrte wollte nicht blos die Auslese guter Menschen zu einem „höchsten Wesen" erheben, sondern empfahl dem être suprême auch die nützlichen Haustiere einzuverleiben. An Ehrwürdigkeit hätte damit dieser Ersatzgott kaum etwas gewonnen.

Den Wohlthätern der Menschheit einen Cultus zu widmen, war ja vortrefflich gemeint; im gesamten Abendlande jedoch alljährlich den Julius Cäsar, den Apostel Paulus und Karl den Großen als heilige Vertreter des Altertums, Mittelalters und Katholizismus zu feiern, kann als besonnener filosofischer Rat nicht bezeichnet werden.

Comte hat für große Rückschrittler (principaux rétrogradeurs) auch eine „wohlverdiente periodische Geißelung" vorgeschlagen. Besonders für Napelon I. und für Kaiser Julian. Warum für diesen? Weil er ein vernünftiger Widersacher des Christentums und ein Verehrer der griechischen Literatur war? Dieser Vorschlag erinnert zu eindringlich an die Nervenkrankheit des braven, das Beste anstrebenden Mannes.

Man soll, meinte Comte, das Weltall nicht um seiner selbst willen, sondern nur der Menschheit wegen erforschen. Jeder andere Zweck wäre vernunftwidrig und unsittlich. Wenn Comte

ferner behauptet, der Materialismus wolle „die erhabensten Forschungen durch Gleichstellung mit den niedrigsten herabwürdigen", so beweist dies nur, wie unrichtig man ohne naturwissenschaftliche Kenntnisse urteilt.

Comte konnte wegen seiner aus den Geleisen der katholischen Glaubenslehre heraustretenden Ansichten keine Professur erhalten. So rächte sich an ihm der Staat. Auf derselben Höhe sittlicher Würde standen seine Schwiegereltern, welche ihn, der eine Civiltrauung eingegangen war, während seiner Gehirnkrankheit kirchlich trauen ließen, um einer „Todsünde" loszuwerden. Katholische Gesellschaftswissenschaft!

XVIII. Kritiker Gottes im 19. Jahrhundert.

Gott wurde bis in's 19. Jahrhundert hinein von einem ganzen Meere von Definitionen umflutet, die sich alle dessen rühmten, dem Weltherrn tief in's Herz geblickt zu haben. Eine vollständige Übersicht dieser Bemühungen, Gottes Dasein zu sichern, liegt außerhalb der Grenzen unserer Aufgabe.

Es waren grundgelehrte Männer, welche den lieben Gott wie einen Märchenkönig auf seinem Hypothesenthron sitzen und ihn von Seelenelfen umflattern ließen. Sie flirteten mit Gott, weil sie in der Natur heimatlos waren. Es wurden immer wieder neue Weltmonarchen aus der Handpistole von Stubengelehrten herausgeschossen. In Begriffswiegen aufgezogene Gottheiten standen auf derselben Wertlinie, wie jene „göttlichen Mysterien", die ihrer grellen Ungereimtheit wegen von Theologen als besondere Ehrungen Gottes hingenommen wurden.

Manche Kathederfilosofen fanden, daß sich in der Geisterwelt vortrefflich schlafen und mit Übernatürlichkeiten bequem prunken lasse. Sie improvisirten wie die altindischen Waldeinsiedler erhabene Begriffsgestalten, die sich auf feierliche Participien stützten. Bis zum Schlusse des 19. Jahrhunderts gab es weltweise Herrn, die mit kirchenväterlichem Eifer das Wesen Gottes übersannen.

So der große Sanskritforscher **Max Müller** mit dem schönen Kopf, dessen Umrisse uns manche seiner Schriften zeigen. Er war seit jeher mehr fromm als Filosof. Die Religion war ihm das Hinaufheben der Seele zu Gott und er wollte das „göttliche Buch der Geschichte einfach zuwerfen, wenn wir darin nicht das tagtägliche Walten einer göttlichen Weisheit erkennen dürfen, und wenn sich in der geschichtlichen Entwicklung der

Religionen keine höhere Absicht zeigt". Er werfe das „göttliche" Buch nur zu oder besser noch, er lese darin aufmerksam, um das tägliche Walten menschlicher Schmachthaten zu erkennen.

Derselbe große Sprachforscher beruft sich in mystischer Verlorenheit auf eine „geistige Anlage", welche den Menschen in den Stand setzt, das Unendliche zu erfassen, das Unbegreifliche zu begreifen und das Unnennbare zu nennen. Das sind Worte mit Schellenkappen.

Wie angenehm ist man erstaunt, wenn derselbe Max Müller im Atheismus das warme Herzblut allen Glaubens und die Macht erblickt, das hinzugeben, „was wir in den besten ehrlichsten Stunden unseres Lebens als nicht mehr wahr erkannt haben".

Der Atheismus sei die Bereitschaft, das weniger Vollkommene, so lieb, theuer, ja so heilig es uns gewesen sein mag, für das Vollkommenere hinzugeben, so sehr es auch noch von der Welt verurteilt wird. Er sei die wahre Selbstüberwindung, das wahre Vertrauen auf die Wahrheit, der wahre Glaube. Das ist ein heller Ausspruch, der die mystischen Äußerungen des großen Gelehrten mehr als wettmacht.

Dav. Friedr. Strauß hat sich ebenfalls um Gott bemüht; er wollte wenigstens seinen Namen retten und meinte, das Göttliche könne nur vom gesamten menschlichen Geschlecht durch fortwährendes Leiden, Streben und Arbeiten verwirklicht werden. Ein Blick auf die Roheiten der Naturvölker und der Pöbelmengen in Culturstaaten beweist, wie weit wir noch von dieser „Göttlichkeit" entfernt sind.

Für eine Gruppe von Gelehrten, zu der auch Eduard Zeller, der Verfasser einer ausgezeichneten Geschichte der griechischen Filosofie gehört, ist Gott das Kind des Schlusses vom Weltganzen auf dessen letzten Grund. Sie hielten sich nicht gegenwärtig, daß die unentstandene Materie der erste und letzte Grund des Weltalls ist.

Bei ihrem Bestreben, dem Welthaushalte einen klugen Hauswirt zu schenken, vergaßen sie dem eigentlichen Ursprung Gottes nachzugehen: der menschlichen Fantasie. Diese ist der letzte Grund der Gottheit, die sie aus einer Fülle von Fehlgedanken und Fehlschlüssen hervorzaubert. Die Einbildung ist eine sehr alte und allmächtige Hexe, auf deren Altären mitunter

auch die Besonnenheit von Männern der Wissenschaft geopfert wurde.

Manche Vertreter der „königlichen Wissenschaft“ sind dessen uneingedenk, daß die menschliche Cultur der Fantasiefiguren zum Fortschreiten nicht bedarf; sie ist gottlos; auch der Culturstaat muß es sein, da er nur wirkliche Interessen zu vertreten hat.

* * *

E. Dühring war besser beraten als die Gottfinder seiner Zeit. Er besaß auch mehr Mut als sie, indem er ein „Universalbewußtsein“ für einen falchen Begriff und die Seelenannahme Aberglauben nennt; außerdem spricht er von der Selbstgenügsamkeit des „allumfassenden Seins“, das ohne Ursache sei.

Bei der Unentstandenheit der „absolut beharrlichen Elemente“ ist eine Nachfrage nach Gott nicht möglich. Dühring nennt auch die Annahme, daß es hinter oder über der Natur Wesen gebe, auf die sich durch Opfer und Gebet wirken lasse, eine kindische Ureinbildung. Die Religion sei überhaupt nur eine unzulängliche Orientirung des Menschengeistes und die Pflege der Träume von Gott eine Art Wahnberauschung. Der Berliner Häuptling einer ungestümen Secte von Judenhassern stellt auch ein Ende der Aera der Religionen in Aussicht.

Schärfer spricht sich Friedrich Nietzsche in seinen Abhandlungen: „Jenseits von gut und böse“ und „Zur Genealogie der Moral“ über die völkerbeherrschende Zwangsvorstellung aus. Er bespöttelt in geistvoller Weise „die religiöse Neurose“ im Allgemeinen und die „Lüge im Glauben an Gott“ insbesondere.

Die Askese erklärt er für die Ruhe in Nichts, d. h. in Gott, — verurteilt das beständige Auf-du-und-du mit Gott „des schlechtesten Geschmacks“, die „jüdische Zudringlichkeit gegen Gott mit Maul und Tatze“ und bemerkt in seiner drastischen Weise: „Ich mag alle diese koketten Wanzen nicht, deren Ehrgeiz unersättlich darin ist, nach dem Unendlichen zu riechen.“

Der originelle Aforistiker spottet mit Recht über Filosofen welche „Trunkenbolde Gottes“ sind, der ja nichts anderes sei, als „unsere längste Lüge“ und als ein circulus vitiosus. Gott wäre ja widerlegt, besonders der Vater in ihm, der Richter und Belohner.

Von freiem Willen wäre bei ihm keine Spur zu finden; er höre nicht und wenn er hörte, wüßte er trotzdem nicht zu helfen. Das Schlimmste sei: er scheine unfähig, sich deutlich mitzuteilen.

Mit einer Unumwundenheit, welche sich die Mitglieder der deutschen Hochschulrepubliken zum Muster nehmen sollten, nennt Nietzsche die Selbstkreuzigung Gottes zum Heile der Menschen eine schauerliche Paradoxie und „das Mysterium einer unausdenkbaren letzten äußersten Grausamkeit".

Und auf diese Paradoxie lehnen sich die theologischen Facultäten der Hochschulen. Man will sogar mit vollem Einverständnisse der Regierungen neue katholische Universitäten gründen, an denen „Trunkenbolde Gottes" die „älteste Lüge" weiter füttern sollen.

Es wäre fürwahr Pflicht gewissenhafter Regierungen, der Gottesfrage gegenüber Stellung zu nehmen, und Nietzsches Behauptung daraufhin zu prüfen, ob das Christentum wirklich die verhängnißvollste Art der Selbstüberhebung und das „Leben in Gott" die „letzte Ausgeburt der Furcht vor der Wahrheit" sei.

Mit ätzendem Spott läßt der Basler Professor seinen Zarathustra sagen: „Ich würde nur an einen Gott glauben, der zu tanzen verstünde." Gott versteht es, o Zarathustra, allerdings zu tanzen, denn er walzt den Verstand all' denjenigen weg, die an ihn glauben.

Es gibt auch Naturforscher, die aus Verlegenheit nach Gott greifen und in ihm die Blüthe des Causalgesetzes begrüßen, das da vorschreibt, alles müsse seine runde Ursache haben. Alles? die Welt auch?

Nennt man die Natur eine Wohnung Gottes oder ein Instrument, auf dem er spiele, so mögen das poetische Einfälle sein, allein ein wissenschaftliches Rückgrat besitzen sie nicht.

Darwin konnte sich lange nicht von den Nebelbildern seines Kinderglaubens losmachen. Er sprach davon, daß die organischen Formen in der Fantasie des Schöpfers nicht als völlig ausgebildete Ideale dastanden, um auf die materielle Wirklichkeit gesetzt zu werden; sie seien vielmehr die Ergebnisse langer Entwicklungsbildungen aus unansehnlichen Anfängen. Wozu die Fantasie des „Schöpfers" anrufen, wenn Entwicklungen innerhalb des Stoffes notwendig sind?

auch die Besonnenheit von Männern der Wissenschaft geopfert wurde.

Manche Vertreter der „königlichen Wissenschaft“ sind dessen uneingedenk, daß die menschliche Cultur der Fantasiefiguren zum Fortschreiten nicht bedarf; sie ist gottlos; auch der Culturstaat muß es sein, da er nur wirkliche Interessen zu vertreten hat.

* * *

E. Dühring war besser beraten als die Gottfinder seiner Zeit. Er besaß auch mehr Mut als sie, indem er ein „Universalbewußtsein“ für einen falchen Begriff und die Seelenannahme Aberglauben nennt; außerdem spricht er von der Selbstgenügsamkeit des „allumfassenden Seins“, das ohne Ursache sei.

Bei der Unentstandenheit der „absolut beharrlichen Elemente“ ist eine Nachfrage nach Gott nicht möglich. Dühring nennt auch die Annahme, daß es hinter oder über der Natur Wesen gebe, auf die sich durch Opfer und Gebet wirken lasse, eine kindische Ureinbildung. Die Religion sei überhaupt nur eine unzulängliche Orientirung des Menschengeistes und die Pflege der Träume von Gott eine Art Wahnberauschung. Der Berliner Häuptling einer ungestümen Secte von Judenhassern stellt auch ein Ende der Aera der Religionen in Aussicht.

Schärfer spricht sich Friedrich Nietzsche in seinen Abhandlungen: „Jenseits von gut und böse“ und „Zur Genealogie der Moral“ über die völkerbeherrschende Zwangsvorstellung aus. Er bespöttelt in geistvoller Weise „die religiöse Neurose“ im Allgemeinen und die „Lüge im Glauben an Gott“ insbesondere.

Die Askese erklärt er für die Ruhe in Nichts, d. h. in Gott, — verurteilt das beständige Auf-du-und-du mit Gott „des schlechtesten Geschmacks“, die „jüdische Zudringlichkeit gegen Gott mit Maul und Tatze“ und bemerkt in seiner drastischen Weise: „Ich mag alle diese koketten Wanzen nicht, deren Ehrgeiz unersättlich darin ist, nach dem Unendlichen zu riechen.“

Der originelle Aforistiker spottet mit Recht über Filosofen, welche „Trunkenbolde Gottes“ sind, der ja nichts anderes sei, als „unsere längste Lüge“ und als ein circulus vitiosus. Gott wäre ja widerlegt, besonders der Vater in ihm, der Richter und Belohner.

Man könnte fragen, ob es notwendig war, den Gottesgedanken neuerdings von so vielen Seiten aus zu betrachten. Es gibt Überweise, welche spotten, daß eine längst erledigte Sache keiner weiteren kritischen Musterung bedürfe.

Leider ist die Gottesfrage noch immer trotz der vielen gegen sie Gleichgiltigen nicht zu Ende beantwortet. Die Mehrheit der Menschen ist an Gott krank und die Genesung von dieser Erbkrankheit muß vorangehen, bevor die gesellschaftlichen Zustände eine durchgreifende Besserung erfahren können.

Da der Proceß der Genesung der an Gott Erkrankten noch Jahrhunderte dauern wird, so ist ein jedes Mittel, das den Krankheitsverlauf abkürzen könnte, an seinem Platze. Für ein solches Mittel hält sich dieses Buch, das unverholen sagt, was viele Gesinnungsgenossen verzagt unausgesprochen lassen.

Es gibt im deutschen Reiche Professoren der Filosofie, die nichts anderes sind als Theologen im Sokratesmantel. Sie sind sehr vorsichtig und lieben in ihren Aussprüchen stilistische Dämmerungen, „weil die Eule der Minerva erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug beginne", wie Hegel seine dunklen Betrachtungen über den „absoluten Geist" entschuldigte.

Was soll es aber mit Professoren, die wie Eulen das Licht scheuen und muthig nur den wissenschaftlichen Materialismus schmähen, weil sie dies für den reinsten Idealismus halten, während dieses Schmähen doch nur ein Zeugniß ihrer Zurückgebliebenheit ist?

Sie sollten lieber den naiven Materialismus des Glaubens verurteilen, der auf Gemälden ganze Geisterherden in Körper steckt, sie mit prunkvollen Gewändern bekleidet und sie um den alten weißbärtigen Himmelsvater herumsitzen läßt.

Die beiden nächsten Abschnitte werden sich nebenher mit dem Materialismus des Glaubens beschäftigen, dessen Verwerflichkeit außer Frage steht.

XIX. Wissen und Religion.

Es ist immer dieselbe Urteilsunfähigkeit, ob nun die Polynesier in einem zerbrochenen Kruge ein Lusthaus Gottes erblicken, ob die katholischen Steiermärker als Hexe ein Mädchen verbrennen, das im Winter Blumen zum Blühen gebracht hat, ob das Anschauen Gottes als hinreichender Genuß für die Ewigkeit hingenommen wird oder ob die altaischen Tataren den „großen Gott" für so schön wie einen russischen Dragonerofficier erklären. Der Sauerstoff der Glaubensluft bleibt immer das Sinnlose.

Alles was religiöser Abkunft ist, hat mit dem Wissen, mit Gegenständlichkeit und mit Thatsachen der Erfahrung nichts zu schaffen. Es ist nur ein Faseln kindlicher Einbildung, die das Wesenlose als Liebkind auf den Arm nimmt.

Jenseits vom Wissen und Erkennen sprießen Götter aller Art auf, ob sie nun schön wie russische Dragonerofficiere oder wie Luft unsichtbar sind. Wo Wissen fehlt, können sich auch ethische Einsichten nicht entwickeln. Wie kann man von Pflichten gegen Gott sprechen, wenn dieser aus seinem Incognito nicht heraustreten kann und wenn sich die Sittlichkeit nur auf Menschen bezieht?

Gefährliche Gegnerschaften der Einsicht und des Wissens sind besonders jene Religionen, die ihren menschlichen Ursprung verleugnen und sich frechweg für gottgegeben erklären. Die Grundlagen solcher Religionen sind Verblendungen und unwahr ist alles, was aus ihnen hervorbricht. Unsittlich in allen Fugen ist besonders jene Religion, welche sich durch Furcht und Hoffnung aufrechthalten will, wobei die Standesselbstsucht der Priesterschaft alles Menscheneble totschlägt.

Bezeichnend ist es, daß schon in den Veddas der Ruf nach Freiheit nie laut wurde. In allen indischen Götterdynastien war der oberste Herr immer ein Despot, geradeso wie es Jehova, der zornige Rächer des Bösen, gewesen, der sein auserwähltes Volk mehr haßte als liebte.

Steht Gott überhaupt außerhalb der Grenzen des Erkennens, so sind auch Pflichten gegen dieses Wahnwesen unmöglich. Der Glaube als Urfeind des Wissens spricht gleichwohl in erster Linie von solchen Pflichten. Sie bewegen sich vornehmlich um die Formen der Verehrung gegen den himmlischen Großherrn. Man nennt dies Cultus und dieser hat mit der sittlichen Lebensführung nichts zu schaffen.

Priesterschaften genügt es, wenn Göttern in den Himmel hinauf ein Gruß zugerufen wird. Die Furcht vor dem Herrn kommt ihnen wichtiger vor als das Schulen im richtigen Denken. Zieht man vor Göttern tief den Hut, so werden sie damit, wie immer beteuert wurde, zur Belohnung dieser Artigkeit verpflichtet.

Die zweite Hauptpflicht der Religionskranken sprach sich seit jeher in dem Satze aus: Verachte alles Vernünftige, weil es glaubensgefährlich ist! — Diese Pflicht erfüllte zumal die katholische Kirche mit großer Gewissenhaftigkeit.

Die geistlichen Commerzienräte Gottes ließen in sich einen Hochmut und eine Mißachtung des Wissens groß werden, die ihrer Unbildung entsprach. Noch heute beschimpfen Priester alle Männer, die sich vor vernünftigen Ansichten verneigen, ohne es in ihrer Zurückgebliebenheit zu ahnen, daß diese Form der christlichen Nächstenliebe etwas unsauber ist.

Die armen Schmäher erkennen es nicht, daß es ein wichtiges Anliegen ist, uns über alles Weltvorhandene genau zu unterrichten, und durch Aufnahme aller erreichbaren Erkenntnißwerte zu klaren und sicheren Ansichten vorzudringen. Nur das selbständige richtige Denken führt zur Erkenntniß ethischer Lebensziele. Daß durch Religionen Wissensideale nicht in's Herz geschlossen werden, darüber gibt ihre Geschichte genauen Aufschluß.

In unserem Buche: „Gestalten des Glaubens", haben wir in einem Abschnitt bereits über die Beziehungen der Religion zur Sittlichkeit Thatsachenbeweise mitgeteilt. Fügen wir ihnen eine Reihe geschichtlicher Erweise an, in welchen die Hemmungen

des Wissens und Erkennens durch die Religion überzeugend dargethan werden.

Tragisches und Komisches tritt hiebei abwechselnd auf. Auf Gipfeln des Aberwitzes, die aus Glaubensbehauptungen aufragen, werden erheiternde Verblüffungen ausgelöst und tragisch sind die Züge der Entmenschung, welche durch Religionen aufgezüchtet wird.

Sehen wir uns die Lehren des Christentums darauf an, ob sie zum Erkennen der Wahrheit freundlich hinführten.

War es einsichtsvoll vom Apostel Paulus, die Ehe zu widerraten, weil es wegen der nahen Wiederkunft Christi nicht dafür stehe, sich auf Erden häuslich niederzulassen? War es vernünftig von ihm, in der Frau nur einen Menschen dritter Ordnung und ein verächtliches Sündengefäß zu erblicken? Hat dieser Hauptlehrer des Christentums die Poesie der Liebe und der Frauenschönheit sowie den ethischen Wert des edlen Weibes nicht schmählich verkannt?

Darf man es weise nennen, wenn von den Reichen ausnahmslos behauptet wird, daß sie in's Himmelreich nicht Einlaß finden, — wenn man definirt, was nie gewesen, — wenn man behauptet, der Mensch werde nicht durch Werke, sondern nur durch den Glauben „gerecht“?

Ist es klug, wenn man als Profet beteuert, daß durch Sünden der Gottheit die Ehre entzogen werde, — wenn man die Weltverachtung und Geringschätzung aller irdischen Werte predigt, dagegen die Verehrung von Nieten über alles empfiehlt?

Wenn nur die Aufzucht himmlischer Reichsbürger für das Hauptziel des Lebens erklärt wird, so ist das unbefangene Erfassen menschlicher Interessen und das Aufstellen vernunftgerechter Lebenspflichten unmöglich.

* * *

Der Inhalt und die Vertreter einer Religion sagen uns deutlich, was von ihr in bezug auf Förderung von Erkenntnißwerten zu halten ist. Belehrend ist vor allem ein Gang durch die Dogmensteppe.

Der einzige Naturbesitz des Menschen, der Leib, erschien den Rittern vom „Worte Gottes" immer als eine abscheuliche Sammelbüchse für alles Böse. Ein Mensch ohne „Fleisch" wäre dem Christentum am liebsten gewesen. Nur „Christi Fleisch" besaß Wert, weil darin die Sünde hingerichtet und der alte Adam mit Christus gekreuzigt wurde. Schade, daß die Anwälte dieser Ansicht das heidnische Unterfutter des Christentums nicht kannten, daß sie in dem leidenden und sterbenden Jasios der Eleusinien einen nahen Verwandten des leidenden und sterbenden Jesus nicht begrüßten und in den Luftfahrern Elias und Romulus Vorbilder für die Himmelfahrt Christi nicht vermuteten.

Die Filosofen des Glaubens büßten auch ihre Unbelehrtheit in Naturdingen schwer. Sie strebten nach Weisheit und blieben an der Thorheit hängen. Je greller der Widersinn, desto leckerer war die dogmatische Delicatesse, die sie der Mit- und Nachwelt vorsetzten. In Adam erblickten sie das Urnest aller Übel, weil er so unklug war, das lüsterne Urfleisch: Eva zu umarmen. Das hätte er nicht thun sollen.

Die „Abtötung des Fleisches" wurde vom Christentum als ein wichtiges Anliegen empfohlen; der Vater dieser Tugend war der Verstand nicht. Dieser inspirirte auch nicht die dogmatische Verbindung der Erbschuld mit der Notwendigkeit der Sünde, die nur bei der Taufe etwas abgebürstet wird.

Der als genial gepriesene hl. Augustin versicherte, daß sich im Weinen der Kinder bei der Taufe klar zeige, wie da der Teufel seine Kralle ausstrecke, indem er den Widerstand gegen die Taufgnade anrege. Duftet diese Centifolie des Wahnwitzes nicht stark genug?

Die Ehe wurde vom gottbesessenen Augustin als Satanswerk wegen der fleischlichen Lust bezeichnet. Der liebe Augustin hat nämlich in der Jugend der Straßenvenus seine Teilnahme gewidmet und lernte die üblen Folgen des zügellosen Geschlechtsgenusses kennen. Der albernen Zerspaltenheit von Fleisch und Geist entflatterten auch bei ihm arge Schnurren.

Unbildung und Unverstand verleiteten nicht minder den Kirchenvater Johannes Cassianus zu der seltsamen Versicherung, daß der mythische Sündenbock Adam den freien Willen

des Menschen stark, wenn auch nicht ganz lähme und beeinträchtige. Um den armen Liebhaber der Eva gruppirte sich, wie man sieht, eine große Schar hochroter Sinnlosigkeiten.

Weil Adam gesündigt hat, schlugen sich Flagellanten den Rücken blutig und brachen ohmächtig oder tot zusammen (Memoiren des Barth. Sastrow).

Aus Verachtung des „Fleisches" verzehrten gottergebene Einsiedler auf Wiesen Gras und hofften durch diese Selbsterniedrigung sich himmlische Freuden zu verdienen. Sie hielten das Reden, Lachen und die Freundschaft für sündhaft und verloren darüber den Rest ihres Verstandes, besonders wenn sie ihre Keuschheit fort bewachen mußten und dabei zuweilen einschliefen.

Das that die christliche Secte der Circumcellionen nicht; um rasch aus den irdischen Jammerthälern herauszukommen, vergeudeten sie ihre Kraft in sexuellen Vertraulichkeiten und entleibten sich dann, um auf dem Wege der Märtyrerschaft sicher in den Himmel zu kommen.

Die armen Mönche des Mittelalters trugen schwer genug an den Folgen ihrer blöden Lebensanschauung. Man sah nicht blos ganze Mönchsherden grasen, sie schleppten auch schwere Kreuze, Steine, Ketten „um Gottes willen", nahmen aus Demut vor dem Herrn von Lagern wilder Tiere Besitz, verachteten das Waschen, weil die Heiligen im Himmel ohne Lavoir ewig selig sind, ließen sich vom Klostervorstand den freien Willen binden und zu Verächtern des Lernens herabsetzen.

Nicht denken und nicht lieben! Das war der Wahlspruch der Klostersassen. Das Anstarren des Ungereimten, das Erfinden von Wundern und Messen für Seelenscheuerung waren eine mühelose Beschäftigung, aber auch eine Selbstentwürdigung und Verachtung der Lebenswerte.

In Nonnenklöstern stand neben der Askese die Orgie. Es sättigten sich dort die Geschlechtshungrigen. Das 6. und 7. Concil wetterten gegen diese Anstalten der sexuellen Genugthuung; allein es gab sich dort gleichwohl eine Teilnahme für andere kund und Theologen sollten die Frage entscheiden, ob der sonderbare Gemeinsinn der Klosterfrauen nicht doch etwas naturgerechter war, als die Selbstzerfleischung der Flagellanten.

* * *

Doch wir hielten uns bei der dogmatischen Fleischfrage schon zu lange auf und noch gibt es ein ganzes Kettengebirge von Glaubenssatzungen zu übersteigen. Lesen wir nur wenige davon auf. So etwa das Glaubenskleinod von der Persönlichkeit Gottes. Diese hängt mit der Voraussetzung einer Reihe ähnlicher Gestalten zusammen, die sich von einander gleichwohl unterscheiden.

Gott als Person denken, heißt ihm mehrere Collegen zur Seite stellen, von denen er sich als Eigenwesen abhebt und das ist für eine monotheistische Religion fatal. Abgesehen davon, daß ein unsichtbares Wesen als Person gar nicht vorgestellt werden kann.

Seltsam ist auch die dogmatische Behauptung, daß unser wahres Vaterland das „himmlische Jerusalem" sei und daß unsere wahren Mitbürger die „im Himmel Aufgeschriebenen" wären.

Diese sonderbare Conscription enthebt uns aller Rücksicht für unsere menschlichen Lebensgenossen. Eine solche Jenseitsmoral stützt sich auf eben so viel Einsicht, wie die Lebensregel der Kamtschadalen, die es für höchst irreligiös und unmoralisch halten, Schnee von den Schuhen zu schaben oder wie die Volksansicht, daß sich im Hagelschlag der Aerger Gottes über menschliche Frevel, in Wolkenbrüchen die Thränen aller Heiligen über ruchlose Sünder und in großer Kälte oder Hitze die Strafe für unterlassenes Beten kundgibt.

Wer den Haß gegen die Familie und die Verachtung der Arbeit zur Pflicht erheben will, versteht nichts von dem Werte der Arbeit und vom Wesen der Familie. Wer Jenseitsprämien verspricht, ohne diese Zusage halten zu können, liebt nicht die Wahrheit.

Wer für das Ausgleiten auf dem Tugendwege für alle Ewigkeit Zuchtruten flicht, flüchtet sich in ein erträumtes Nachdasein, weil er das Leben verkennt. Wenn Jemand viel geliebt hat, so hat ihm dies niemand zu verzeihen, weil dies eine Privatangelegenheit ist und Verzeihen sich wie Anmaßung gibt, da Lieben nicht Sündigen bedeutet.

Die Gnadenmittel, die von uns die Folgen der Erbsünde abscheuern sollen, stimmen zu jener Welt- und Menschen-

feindlichkeit, welche ohne die göttliche Gnade den Menschen für eine sündhafte Nulle und alles „Weltliche" für verächtlich erklärt. Hier ist nichts zu suchen, weil dort alles zu finden sei.

Wie entsetzlich ist auch die kopf- und herzlose Unterstellung, daß ungetauft verstorbene Kinder ewig verdammt seien. Wenig begehrenswert ist zudem der Schmuck der christlichen Demut, die eine Eigenschaft geprügelter Knechte ist.

Hört man von Gespenstern reden, die aus dem Jenseits Hände mit Geißeln oder mit Palmwedeln recken, so verekelt man sich jene unsaubere Trinkgeldermoral, welche die Achsen richtigen Denkens immer verschoben hat.

Die christliche Himmelspolitik entmenscht geradezu. So hat die h. Elisabet, die durch Konrad von Marburg in religiösen Dingen beraten wurde, den lieben Gott um Verringerung ihrer Mutterliebe gebeten, die Armen nicht aus Nächstenliebe mit Almosen beteilt und durch Leibesmarter ihren Tod zu beschleunigen gesucht, alles aus Rücksicht für Gott und für die himmlische Belohnung.

Der Wahnwitz kann üppiger nicht blühen, als in solchen Marotten, welche das Erkennen der wirklichen Lebenswerte durchaus verhindern.

* * *

Lassen wir das Kettengebirge von Dogmen unerstiegen, weil dabei erquickliche Aussichtsgipfel nicht zu erklimmen sind und verhören wir Priester wegen ihrer Beziehungen zum Wissen.

Wer weiß es nicht, daß die geistlichen Dienstboten Gottes immer bestrebt waren, die Unmündigkeit der glaubenshörigen Menge wurzelfest zu erhalten. Das Wissen in wohlthätige Bahnen zu leiten, stand außerhalb ihrer Standesaufgaben. Sie umgaben sich sogar gegen das Wissen anderer mit Schutzwällen.

Schon die Bramahnen verdammten das Bestreben der Laien, sich Kenntnisse zu erwerben, als sündhaft. Nur sie wollten in den heiligen Büchern lesen und deren Inhalt ausdeuten. Sie erklärten sich für die Statthalter der Gottheit, die allein berufen wären, den Willen derselben den Menschen zu verkünden.

Priester trieben Literatur, so lange sie ihnen Ansehen und Vorteile brachte; sie wurden jedoch sofort Feinde des Schrifttums, wie sich der Pflege desselben Laien zuwandten. Der Adlerflug der Vernunft, die der Wahrheit nachspürt, war den Priestern aller Völker und Zeiten verhaßt. Ihre Machtvorrechte stellten sie auf Lügen und fegten jeden selbständigen Urteils Verdächtigen aus dem Leben, weil das Umsichgreifen des Wissens den Zusammenbruch ihrer Herrschaft bedeutete und weil mit den Zweifeln an der Existenz der Götter die Wälle des Glaubens einstürzen.

Papst Gregor der „Große" sprach es aus dem Herzen der Kirche heraus, als er die Unwissenheit die Mutter der Frömmigkeit nannte und die kräftigste Verfolgung der Bildung empfahl.

Die katholische Kirche hat es für ein großes Verdienst angesehen, den größten Teil der Werke des griechischen und lateinischen Schrifttums vernichtet zu haben. Die Anwälte Gottes ließen Bibliotheken verbrennen, Lehranstalten und Kunstsammlungen niederreißen (u. A. das Serapeum in Alexandrien) und die schönen Marmorglieder der griechischen Götter in ihrem Eifer für den „wahren" Glauben zerschlagen.

Wenn sich trotz dieser Verfolgung edler Gedankenschöpfungen manches Werk der klassischen Literatur in Klosterbibliotheken erhalten hat, so waren es Ausnahmsfälle, die mehr Befremden als Dankbarkeit verdienten.

Byzantiner, Juden, Araber und alte Hochschulen haben die meisten Denkmäler des klassischen Schrifttums erhalten, nicht die Polizeicommissäre der ewigen Seligkeit, nicht die Phalanstère für Andacht, Kasteiungen, Weincultus, Ausschweifungen und für Haß gegen alles Gedankenedle.

Die leidenschaftliche Abneigung gegen alles Vernünftige lud sich in allerhand blödsinnigen Einführungen aus. So wurde 1135 in England ein Orden gestiftet, der selbst von Pferden christliche Demut und Bescheidenheit forderte und ihnen Schweif und Mähne abschnitt, damit sie recht häßlich aussähen. In ähnlichem Sinne nannten Kirchenväter Blässe und Magerkeit den besten Schmuck des Mönches. Es gab Niemanden unter dem Glaubenspöbel, der über diesen Schmuck der Rosse und Mönche gelacht hätte.

Die katholischen Vertreter der religiösen Unwissenheit verfolgten nicht blos Ketzer, sondern auch Aerzte, die einem Kranken ohne Mitwirkung von Heiligen und Reliquienkästen helfen wollten. Ihnen galt eine jede wissenschaftliche Bemühung für ein unerlaubtes Hineinsehen in Gottes verborgene Ratschlüsse.

Bis heute wird von den Oberleitern der heiligen Unbelehrtheit im Vatican die Wissenschaft als Braut des Teufels verflucht und vor dieser Verbindung von Ignoranz und Anmaßung verbeugen sich ehrfurchtsvoll die meisten Regierungen Europas und räumen ihr in der Volksschule schädliche Einflüsse ein. Das katholische Frankreich ist durch den clericalen Unterricht in seiner ethischen Lebenshaltung tief entwertet.

Man kennt die Worte des Profeten, der darauf hinwies, daß er nicht in die Welt gekommen sei, um der Welt Frieden zu bringen; Zwietracht zu säen, wäre seine Absicht gewesen.

Die katholische Priesterschaft hat die entsetzliche Bedeutung dieses Satzes richtig erfaßt, wie es die mit Blut geschriebenen Annalen ihrer Politik beweisen. So rang sie in der französischen Revolution mit dem Pariser Pöbel um die Palme der Grausamkeit.

Der Krieg in der Vendée, um nur eine Thatsache hervorzuheben, war ihr Werk. Constitutionell gesinnte Priester wurden von ihren rückständigen Standesgenossen beim Pöbel denunzirt, der sie förmlich zerrissen und Republikaner lebendig vergraben hat. Es zeigte sich auch da, daß katholischer Glaube und Grausamkeit innig versippt sind. Bischöfe haben die Franzosen zu den Waffen gegen die Revolution gerufen.

Die geistlichen Kämpfer für Dummheit und Unfreiheit waren weit grausamer und rücksichtsloser als die Pariser Bluthelden der Revolution. Man sollte sich das merken für den Tag der Abrechnung mit der katholischen Kirche, die sich blutwenig um den Paulinischen Spruch kümmerte: „Aus Liebe dienet einander, ihr meine Brüder, die ihr zur Freiheit berufen seid. Werdet nicht Menschenknechte!"

Diese edle Mahnung wurde von ihr ebenso gering geschätzt wie der Ausspruch des Evangelisten Johannes: „Die Wahrheit wird euch frei machen". Die Kirche strafte immer wieder den Demokraten Paulus Lügen, der da meinte: „Wir vermögen

nichts wider die Wahrheit!" Sie hat die Wahrheit immer wieder erdrosselt und den unbedingten Gehorsam gegen Wahnsatzungen gefordert.

Bischöfliche Beratungen besiegelten immer die Grundsätze unsittlichen Rückschritts und verdammten alles, was die freie Denkbewegung, das Fortschreiten im Wissen fördern konnte. Der Syllabus vom Jahre 1864 bestätigte die Unverbesserlichkeit der katholischen Kirche.

Das Conzil von Trient machte den Druck eines Buches von der bischöflichen Erlaubniß abhängig und noch heute werden freisinnige Bücher auf den Index gesetzt.

Und diese unsittliche Gesellschaft will immer wieder die Schule in ihre Gewalt bekommen, um die innere Gebundenheit der Menschen zu erhalten. Wie unangemessen sind Regierungen, welche diese unmoralische Vordringlichkeit gutheißen und fördern. Da ist der Widerstand gegen alle Elemente, welche kirchliche Eingriffe in die Unterrichtsfreiheit gestatten, ein Gebot der Sittlichkeit.

Im Jesuitismus blühte die cultur- und freiheithemmende List des Katholizismus voll auf. Die sittliche Niedertracht desselben prägt sich in allen seinen Ordensregeln aus.

Der Jesuitengeneral, in dem Christus als gegenwärtig zu verehren sei, gibt sich als absoluter Herr der zum stummen Gehorsam und zum Denunziren verurteilten Soldaten der katholischen Kirche.

Abstumpfung des Denkens, das dumpfe Betrachten von Nichtigkeiten, Selbstquälerei durch Höllenbilder, das Niederbrechen des sittlichen Willens, die Lähmung der Charakterkraft bei Söhnen einflußreicher Familien, Opfer der Einsicht, das Entfesseln der Sinnlichkeit, die Leichtigkeit im Lossprechen von Sünden, der Gehorsam gegen den gottgleichen Oberen, auch wenn er die Sünde zu thun befiehlt, gegenseitiges Mißtrauen und Aushorchen, die Erlaubniß, kirchenfeindliche Personen aus dem Wege zu räumen, das Hetzen zum Krieg aus Glaubensgründen — all' das waren Anleitungen zu Schmachthaten und Verbrechen.

Daß es einzelne literarisch geschulte und als Forscher verdiente Jesuiten gab, kann an der Niedertracht der Ordensgebote

nichts ändern. Sie gestatteten den Widerstand gegen despotische Fürsten, jedoch nur aus Gründen der Unterdrückung der politischen Freiheit und billigten den Mord von Tyrannen, welche der Kirche nicht wohlgesinnt waren.

Nach der Politik der Jesuiten durften von Päpsten Gesetze gegeben und aufgehoben, Fürsten ab- und eingesetzt werden. Diese Generalstäbler der streitbaren Kirche heuchelten eine demokratische Gesinnung aus Rücksicht für die Allmacht ihrer Anstalt. Dies alles nur, weil Gott für allmächtig und ihr Ordensgeneral für den Leib Gottes galt. Deshalb kam es, daß diese Polizeileute Gottes dem Papste wiederholt den Gehorsam gekündigt hatten.

Clemens XIV. erkannte die Gemeingefährlichkeit der Jesuiten und hob sie auf; im Jahre 1814 hat sie ein anderer unfehlbarer Papst wieder eingeführt, weil er deren „großen Nutzen" einsah. Immer das unfehlbare Irren der Kirchenherrn!

Die katholische Kirche kann das Sichauswirken der freien Persönlichkeit nicht ertragen und schlägt deshalb nach jeder vernünftigen Kritik der Glaubensthorheiten. Giftige Schmähworte hält sie immer bereit. Sie kämpft mit allen unsittlichen Mitteln und siegt immer wieder, weil sie von der verpöbelten Menge unterstützt wird.

Das Lutherthum ist nicht minder gegen die freie Forschung unduldsam und verkennt das Wesen der auf sich gestellten Sittlichkeit. Es verfolgte bis heute seine Ketzer, stellt den Glauben und die Gnade Gottes zu oberst, verkennt die Bedeutung der guten Werke und somit der Sittlichkeit.

Luthers Verdienste in Ehren, allein auf dem Boden starrer Bibelgläubigkeit zu stehen, war kein Beweis von Einsicht; die Vernunft eine „Hure des Teufels" zu nennen, wie es Luther gethan, war keine richtige Beurteilung der Quelle des Erkennens. Der Reformator haßte und verfolgte diese Cameliendame des Teufels ebenso stark wie die Jesuiten.

Die Kirche hat die Völker immer wie unmündige Kinder behandelt. Bei ihren starren Ablehnungen gegen Wissensgüter ist sie nun selber unmündig geblieben. Damit hat sie ihre Daseinsberechtigung eingebüßt und verdient ihr Ableben.

So lange die christliche Religion in ihren drei Hauptfarben die „Culturvölker" beherrschen wird, bleibt eine durchgreifende und vollständige Bildung der Menge unmöglich. Diese kann nur dann voll aufblühen, wenn alle Wege zum Wissen offen stehen. Ohne genaues Erfassen der notwendigen Erkenntnißwerte sind die Veredelung der Menschen und die sociale Zufriedenheit nicht erzielbar.

Ein Culturhistoriker bemerkt, „die Kirche sei eine büßende Magdalena, die ihr Fleisch kasteit, weil sie zuviel geliebt hat". Geschminkte Frase! Kirche, Magdalenenfleisch, zu viel Liebe? Wie reimt sich dies?

Geliebt hat die Kirche nur den anmaßenden Irrtum, vor dem sich alles beugen soll. Ihre Frevel gegen die Cultur hat sie nie bereut, und gehaßt hat sie alle Versuche der Befreiung aus der Gefangenschaft des Glaubens. Deshalb zerschlug sie, wo sie konnte, Gedankengüter. Sie wußte es, daß ein jedes Stück Wahrheit eine Gefahr für ihren Einfluß bedeute und deshalb stellte sie Fürsten ihre Stachelpeitschen immer zur Verfügung.

Nur im Zeitalter der Renaissance, wo Wissen und Weltfreudigkeit zur Geltung gelangten, kamen auch ethische Lebenswerte zu Ehren, die sich abseits von der Religion stellten. Der Humanismus ließ die Menschen als Personen sich frei bewegen. Der durch Wissen und Weltlust gehobene Mensch bedeutete auch ohne kirchliche Mitgliedschaft etwas Besonderes und unterschied sich von Nullleuten, die nur mit Religion belastet durchs Leben zogen.

Dieses Aufstrahlen der Bildung mußte jedoch durch die unedlen Bemühungen der katholischen Kirche der alten Verdunkelung der Köpfe und Umkrustung der Herzen weichen.

Und doch gibt es eine Macht, von der die Kirche im 19. Jahrhunderte stark bedrängt wurde. Es ist die Wissenschaft, der alles Menschengroße zu danken kommt. Diese Macht wird nach langem Kampfe mit dem Christentume — gleichwohl siegen!

XX. Auf Passionswegen zum Wissen.

Betrachtet man den Menschen in seiner Urbeschaffenheit, so kann man wenig Freude an ihm finden. Er verfügte zwar über Denkfähigkeit, dachte aber am Richtigen gern vorbei. Im Besitze des Verständigungsmittels der Sprache gebrauchte er sie meist zur Verbreitung von Irrtümern und Thorheiten.

Wie krochen in den Anfängen des Völkerdaseins haltlose Erklärungen über Welt und Leben von Wirrsal zu Wirrsal plump dahin! Blöde Kindlichkeiten wurden als Wahrsätze von einem Geschlecht dem anderen übergeben und fanden sich helle Köpfe, welche alten Thorheiten den Heiligenschein herunterreißen wollten, so wurden für sie sofort Richtstätten aufgestellt, da Niemandem das Recht zuerkannt wurde, sich gegen das Unwahre aufzulehnen. Die ersten Märtyrer der besseren Einsicht betraten den Plan.

Auf den Passionswegen zum Wissen standen seit jeher hochbetagte Irrtümer, die immer viele Verehrer fanden. Das was man Geschichte der Cultur nennt, sollte besser Geschichte menschlicher Thorheiten heißen. Die Mehrheit der Volksgenossen schleppte sich geduldig mit Lasten der Urthorheiten herum. Auch sie trug ein Marterkreuz, da das Schwelgen im Irren doch nur Qual bedeutet. Ein düsteres Verhängniß war es überhaupt, daß der Mensch von naturwegen zum raschen und sicheren Erfassen von Erkenntnißwerten nicht angethan war. Das bequeme unkritische Fantasiedenken herrschte vor und genügte den Bedürfnissen der Völker vollständig. Die kindlichsten Welterklärungen, in denen sich die munter hüpfende Einbildung mit Aberwitz und Ungegenständlichkeit verband, werden noch jetzt als Gottes Wort hoch verehrt.

Kinder der hüpfenden Einbildung bevölkerten die „andere" raumlose Welt und quälten, ob sie nun ewige Seelen oder ewige Götter genannt wurden, ihre Verehrer. Passionswege des Irrens und kein Ende!

Götter jeder Form und Farbe waren Culturhindernisse ersten Ranges und sind es bis heute. Sie sind eine schier unbezwingliche Macht geworden und die an sie Glaubenden ahnen es nicht, daß nur sie es sind, denen die Himmelssassen ihr Scheindasein und ihre Macht verdanken.

Man muß die betrübende Thatsache gelassen hinnehmen, daß das Irren die erste Leidensstation der menschlichen Denkthätigkeit ist und daß der Weg zur Besitznahme von Erkenntnißwerten, die uns erst zu Menschen erheben, sich weit, weit hinzieht.

Fürwahr, es ist ein trauriges Gesetz der Culturentwicklung, daß der Mensch sich vorerst der ödesten Selbstentfremdung und Selbstentäußerung preisgibt, bevor er sich erinnert, daß es sein wichtigster Lebensberuf wäre, richtig zu denken.

Daß dem Menschen am richtigen Denken ursprünglich gar nichts lag, beweist dessen williges Aufjochen von Religionen.

Man kann es den Semiten fürwahr nicht danken, daß sie der Welt zwei Gestrüppreligionen von merkwürdig grausamer Unduldsamkeit geschenkt hatten: den Islam und das Christentum. Doch die Hebräer haben sich selber während ihrer Gefangenschaft von den Persern dogmatisch angesteckt.

Früher waren sie so vernünftig, die Unsterblichkeit der Seele und das Wiederaufleben der Toten für widersinnig zu halten. Verseucht durch eranische Ansichten kamen die Juden mit Jenseitigkeiten belastet aus der Gefangenschaft zurück und übergaben die Fantasieeinfälle Zarathustra's dem Christentume, das sich dieses dogmatischen Almosens allerdings nicht mehr erinnert.

Europäische Regierungen sind so gütig, in ihren Strafgesetzen das in Asien und am Nil aufgelesene Glaubensgut des Christentums kräftig zu schützen. Daß Zarathustra und andere Schwärmer im Christentume fortleben, ist eine beklagenswerte Unsterblichkeit.

Von unbelehrten Viertelwissern wird das Christentum als eine der saubersten Religionen gerühmt. Sie ahnen es nicht, daß sie meist Entlehnungen und argen Denkmängeln ihr Dasein

dankt. Es reigen darin der primitivste Wunderglaube und schamanistische Beschwörungen ihren Kordax.

Die Juden haben den alten bekannten Rat, den Nächsten wie sich selbst zu lieben, dem Christentum geschenkt und dafür Haß als Gegengeschenk erhalten. Leider haben die Hebräer auch ihren Jahve dem Christentume übergeben, einen übelberatenen Lehrer der Sittenkunde. Ließ er nicht, wie es ihm der Exodus vorwirft, von seinem auserwählten Volke geliehene Goldgeräte veruntreuen, trat er nicht als pedantischer Schneider von Priesterkleidern auf, brach er nicht sein gegebenes Wort, benahm er sich nicht wie ein hysterisches Weib, welches bald flucht und droht, bald wieder die Drohung zurücknimmt? Gab er sich ferner nicht wie ein durch Sklavendemut und höfische Schmeicheleien verwöhnter Despot? Daß der überaus Einheitliche gebratenes Opferfleisch gern roch, war doch kein Charaktervorzug.

Der jüdische Moralweise Jesaia dachte schärfer über Jahve nach, als dieser es selber vermocht hat. Er legte dem lieben Jehova eigentlich eine runde Gotteslästerung in den Mund, als er die gottesdienstliche Wohldienerei der Menschen verurteilte.

Die dogmatischen Wrackstücke, welche das Christentum sich von anderen Völkern entlehnt hat, will es wieder zurückgeben und deshalb die hochentwickelte Anmaßung, alle Völker bekehren zu wollen.

Die schändliche Gewaltthat der Chinesen gegen die in China angesiedelten Christen im Jahre 1900 findet in den niederträchtigen Vernichtungskämpfen der Katholiken gegen die Protestanten im 16. und 17. Jahrhundert, in der blutigen Christianisirung der Bewohner von Japan, Altmexiko und Altperu schreckliche Vorbilder. Diese Kämpfe der Christen compromittirten deren Religion auf das äußerste und machen auch den barbarischen Widerstand der Chinesen begreiflich.

In beiden Fällen haben Religionen das Blutvergießen angeordnet, ein beredter Beweis, daß sie nur beklagenswerte Stationen auf den Passionswegen der Uncultur bedeuten.

Will man gentil sein, so braucht man die entlehnten Dogmen des Christentums nicht Plagiate, sondern kann sie Erbschaften nennen. Es lag dem Christentume das Erben und die Erbschleicherei im Blute.

Das Gesetz der Vererbungen ist im Übrigen ein großes Unglück für die Menschen, da die Natur lieber noch als das Förderliche das Mangelhafte dem Fortbesitze der Organismen überläßt.

Religionsmärchen, die immer wieder erzählt werden, pflanzen sich wie die Anlage zum Irrewerden fort und die Zwangsvorstellung: Gott wird als Erbstück von einem Volke dem anderen zugeworfen.

* * *

Sehen wir uns näher die Erbstücke des Christentums an. Zuerst die Provenienzen aus Asien. Man sollte es nicht glauben und doch ist es so, daß der Obergott der Ghonds, der ältesten Bevölkerung von Indien, ganz dieselbe Physiognomie trägt wie der Christengott, als dessen Väter man übrigens die Neger von Ghondawana nicht zu bezeichnen braucht.

Viele biblische Sagen, so jene von der Lehmbildung der ersten Menschen, von dem Ursprung des Todes durch die Sünde, vom Teufel und andere elegante Inventarstücke des Juden- und Christentums — haben ihre Geburtsstätte in Negerköpfen, auf welche die Sonne Indiens scharf herabgebrannt hat.

Die vom Buddhismus erfundene Seele flog in's Christentum hinein. Der Auferstehungsglaube flatterte über Altpersien und Egypten und setzte sich wie ein müder Vogel im Christentume nieder, das auch von der Krankheit der Askese angesteckt wurde, die von Südasien kam.

Die verrückte Behauptung des Brahmanismus, der Geist wäre ein Gefangener des Körpers, den man aus Teilnahme für die Befreiung des verehrten Häftlings recht mißhandeln solle, fand im Christentume die willigste Aufnahme. Religiöse Sinnlosigkeiten jeder Art flüchteten sich wie gescheuchte Fledermäuse in die anmaßendste aller Religonen.

Einsiedeleien, Wurzelgenuß, Ekel vor Fleisch jeder Art, Geißelung des elenden Seelengefängnisses, Jagd auf unkeusche Triebe, Dreifaltigkeit, Erlösermythen, selbstgewählte Armut, Verachtung des weiblichen Schoßes, Beichte und Communion, Pessimismus, der im Leben nur eine Kette von Leiden erblickt,

dankt. Es reigen darin der primitivste Wunderglaube und schamanistische Beschwörungen ihren Kordax.

Die Juden haben den alten bekannten Rat, den Nächsten wie sich selbst zu lieben, dem Christentum geschenkt und dafür Haß als Gegengeschenk erhalten. Leider haben die Hebräer auch ihren Jahve dem Christentume übergeben, einen übelberatenen Lehrer der Sittenkunde. Ließ er nicht, wie es ihm der Exodus vorwirft, von seinem auserwählten Volke geliehene Goldgeräte veruntreuen, trat er nicht als pedantischer Schneider von Priesterkleidern auf, brach er nicht sein gegebenes Wort, benahm er sich nicht wie ein hysterisches Weib, welches bald flucht und droht, bald wieder die Drohung zurücknimmt? Gab er sich ferner nicht wie ein durch Sklavendemut und höfische Schmeicheleien verwöhnter Despot? Daß der überaus Einheitliche gebratenes Opferfleisch gern roch, war doch kein Charaktervorzug.

Der jüdische Moralweise Jesaia dachte schärfer über Jahve nach, als dieser es selber vermocht hat. Er legte dem lieben Jehova eigentlich eine runde Gotteslästerung in den Mund, als er die gottesdienstliche Wohldienerei der Menschen verurteilte.

Die dogmatischen Wrackstücke, welche das Christentum sich von anderen Völkern entlehnt hat, will es wieder zurückgeben und deshalb die hochentwickelte Anmaßung, alle Völker bekehren zu wollen.

Die schändliche Gewaltthat der Chinesen gegen die in China angesiedelten Christen im Jahre 1900 findet in den niederträchtigen Vernichtungskämpfen der Katholiken gegen die Protestanten im 16. und 17. Jahrhundert, in der blutigen Christianisirung der Bewohner von Japan, Altmexiko und Altperu schreckliche Vorbilder. Diese Kämpfe der Christen compromittirten deren Religion auf das äußerste und machen auch den barbarischen Widerstand der Chinesen begreiflich.

In beiden Fällen haben Religionen das Blutvergießen angeordnet, ein beredter Beweis, daß sie nur beklagenswerte Stationen auf den Passionswegen der Uncultur bedeuten.

Will man gentil sein, so braucht man die entlehnten Dogmen des Christentums nicht Plagiate, sondern kann sie Erbschaften nennen. Es lag dem Christentume das Erben und die Erbschleicherei im Blute.

Das Gesetz der Vererbungen ist im Übrigen ein großes Unglück für die Menschen, da die Natur lieber noch als das förderliche das Mangelhafte dem Fortbesitze der Organismen überläßt.

Religionsmärchen, die immer wieder erzählt werden, pflanzen sich wie die Anlage zum Irrewerden fort und die Zwangsvorstellung: Gott wird als Erbstück von einem Volke dem anderen zugeworfen.

* * *

Sehen wir uns näher die Erbstücke des Christentums an. Zuerst die Provenienzen aus Asien. Man sollte es nicht glauben und doch ist es so, daß der Obergott der Ghonds, der ältesten Bevölkerung von Indien, ganz dieselbe Physiognomie trägt wie der Christengott, als dessen Väter man übrigens die Neger von Ghondawana nicht zu bezeichnen braucht.

Viele biblische Sagen, so jene von der Lehmbildung der ersten Menschen, von dem Ursprung des Todes durch die Sünde, vom Teufel und andere elegante Inventarstücke des Juden- und Christentums — haben ihre Geburtsstätte in Negerköpfen, auf welche die Sonne Indiens scharf herabgebrannt hat.

Die vom Buddhismus erfundene Seele flog in's Christentum hinein. Der Auferstehungsglaube flatterte über Altpersien und Egypten und setzte sich wie ein müder Vogel im Christentume nieder, das auch von der Krankheit der Askese angesteckt wurde, die von Südasien kam.

Die verrückte Behauptung des Brahmanismus, der Geist wäre ein Gefangener des Körpers, den man aus Teilnahme für die Befreiung des verehrten Häftlings recht mißhandeln solle, fand im Christentume die willigste Aufnahme. Religiöse Sinnlosigkeiten jeder Art flüchteten sich wie gescheuchte Fledermäuse in die anmaßendste aller Religonen.

Einsiedeleien, Wurzelgenuß, Ekel vor Fleisch jeder Art, Geißelung des elenden Seelengefängnisses, Jagd auf unkeusche Triebe, Dreifaltigkeit, Erlösermythen, selbstgewählte Armut, Verachtung des weiblichen Schoßes, Beichte und Communion, Pessimismus, der im Leben nur eine Kette von Leiden erblickt,

Kämpfe mit dem Teufel, jungfräuliche Mütterlichkeit, letztes Gericht, Aufflug aus den Gräbern, Höllenstrafen, Klagen über die Hinfälligkeit des Irdischen, die Hoffnung, im Himmel unsichtbare Geister zu sehen, Entsagungen, Abtötungen und andere dogmatische Einfälle flossen aus asiatischen Religionen in's tote Meer des Christentums. Da werden sie, von wenigen durchschaut und von der Menge bewundert, eine Malaria für alle Völker.

Zum Wissen führen diese Passionswege umsoweniger, als über all' den dogmatischen Widersprüchen die alles versöhnende Absurdität schwebt, die aus Princip das Verrückteste glaubenswert findet. So kam es, daß sich christliche Glaubenssatzungen so gut erhielten wie altegyptische Rindermumien.

* * *

Wenn sich Profeten auf irdisches Festland stellten, um über Soll und Haben der Menschenwerte sich auszulassen, so sahen sie meist das Richtige ein. Merkwürdig ist es, daß gerade die Pflicht, sich Erkenntnißwerte zu verschaffen, wie sie Buddha Gautama und Zarathustra angelegentlich empfahlen, im Christentume nicht strandete. Es geschah wohl deshalb nicht, weil sich die Pêlemêle-Religion grundsätzlich auf das kräftigste für die Erhaltung der Unwissenheit einsetzte. War es nicht ein perverser Antrieb des Christentums, den Einfluß des Wissens zu fürchten und grausam zu verfolgen?

Diese Religion übernahm zwar vom Buddhismus und von der Stoa die theoretischen Regeln von der Gleichbürtigkeit und Gleichberechtigung aller Menschen. Allein die christliche Kirche hat nur die in der Unwissenheit Gleichen und nicht die Vernünftigen als „Brüder" behandelt und wollte von Buddhas sittlicher und intellectueller Vollkommenheit nichts wissen.

Buddha Gautama meinte einsichtsvoll: „Der Brahmane ist aus derselben Stelle geboren wie der Tschandala." Die Kirchenväter haben sich zwar mit Betrachtungen über Frauenschöße viel beschäftigt, allein gegen die unsittlichen Vorrechte des Priesterstandes, der Könige und des Adels hat das praktische Christentum nie etwas eingewendet.

Gautama Sakyamuni erklärte: „Die Unwissenden sind mit Weisheit zu speisen.“ Das Christentum hat es vorgezogen, die Unwissenden mit Thorheiten fettzufüttern.

Gautama sprach es klug aus, daß die „beste Zuflucht vor dem Übel die gesunde Wirklichkeit sei“. Nicht so die Lehrer des Christentums, welche immer nur wieder die Flucht in die Labyrinthe des Glaubens anrieten.

Buddha empfahl: „Vernichtet eure Leidenschaften, wie ein Elefant eine Schilfhütte umwirft.“ Die Kirche hetzte jedoch zu den entsetzlichsten Glaubenskriegen, Hexen- und Ketzerverbrennungen!

Die gesunde Gottlosigkeit des Buddhismus wurde vom Christentume aus Haß gegen alles Vernünftige auch nicht übernommen.

Buddha ist der Sage nach wie Christus aus Mitleid auf die Welt gekommen, um die Menschen zu retten. Durch Dogmen und andere Irrtümer werden sie aber nicht gerettet und von ihren Passionswegen nicht abgelenkt.

Das Avesta, dem das Christentum ebenfalls dogmatische Arabesken mit verkrausten Linien entlehnt hatte, konnte bei dieser Strandreligion sein Bestes nicht anbringen, die Lehre nämlich, daß die Wahrheit die Grundlage jeder Trefflichkeit, die Unwahrheit jedoch die strafbarste Sünde sei.

Das Christentum wollte es nie einsehen, daß das Gebot: Strebe nach der Wahrheit! Denke richtig! — allein zur menschenwürdigen Sittlichkeit führe und sah es gern, wenn aus seinen Satzungen wie aus einem Schlammvulkan Ungegenständliches und Erdichtetes hoch aufspritzte.

Das Christentum hat auch der Stoa gegenüber auf die Ehre verzichtet, originell zu sein. Es entnahm dieser Schule (350—250 v. u. Z.) manches Thörichte über das Wiedersehen der Seelen, über das Fegefeuer sowie die Weisung, den Feind zu lieben und dessen Beleidigungen mit Wohlthaten zu erwiedern, was schwer angeht. Allein das Absurde besaß für die große Protectorin aller Ungereimtheiten immer eine große Anziehungskraft.

In den „Gest. d. Glaubens“ wurde auf die Verwandtschaft der älteren egyptischen und der jüngeren christlichen Dogmen des

Näheren hingewiesen. Einen besonderen Anklang fand bei der christlichen Kirche die Hypothese von Himmel und Hölle, welche so nett religionskranke Leute zwischen Furcht und Hoffnung schwelgen läßt und die dabei finanziell so einträglich blieb.

Leider wurde der naive Reiz in den Schilderungen des egyptischen unterweltlichen Zuchthauses und des himmlischen Seligenstaates vom Christentume übersehen. Wie plastisch beschrieben sind doch die „schwarzen Seelen“, die in der Hölle das ihnen ausgeschnittene Herz nachschleppen! Wie idyllisch nehmen sich die seligen Geister aus, welche im Himmel Blumen pflücken, Korn mähen, Bier trinken, in schattigen Laubgängen lustwandeln und in einem Teiche herumschwimmen. So was von Freude kennt der christliche Himmel nicht!

Ein nur in der Jenseitskunde orientirter Theologe, der sich in dem Unfehlbarkeitswahne seines Berufes behaglich wiegt, wird es nie zugeben, daß die Religion zur Einbildung in nahen Beziehungen stehe. Er denkt darüber nicht weiter nach, daß die Einbildung ein gewandtes Klettertier ist, dessen groteske Sprünge für Offenbarungen höchster Weisheit keineswegs hinzunehmen sind. Ebensowenig sieht er es ein, daß man die Erbstücke aus der Hinterlassenschaft asiatischer Religionen urteilslos im Christentume als heilige Dogmen verehre. Könnte man dies nicht auch Erbsünde oder Erbthorheit nennen? Wüßten es nur die geistlichen Anwälte des Christentums, daß sie vor allem Agenten des verhaßten Heidentums sind, dessen Reste in der „Heilslehre“ abgesetzt wurden!

* * *

Das Christentum kennt also nur Passionswege, die vom Erkennen abseits führen. Er war ebenso bei anderen Religionen. So im Islam. Die heidnischen Vorfahren Mohameds waren vernünftiger als dieser Profet, denn sie belächelten das holde Märchen von der Seelenfortdauer nach dem Tode. Der nervöse Visionär wußte jedoch Schreckliches aus der Ewigkeit zu erzählen.

Es wurde bereits in des Verfassers „Gestalten des Glaubens“ darauf hingewiesen, daß Mohamed als Moralist stark unmoralisch war. So hat der Schlaue das Totschlagen nicht unbedingt verboten; angeblich aus Gründen der Gerechtigkeit und des Glaubens

hat er es gestattet, daß ab und zu frohgemut darauf los gemordet werde.

Obwohl Mohamed ein unbegabter und unwissender Mann war, hat er gleichwohl nicht übel gegen den christlichen Gott polemisirt. Er konnte ihm, dem als Geist doch geschlechtslosen, das Zeugen eines Sohnes nicht verzeihen. Um aber zugleich die Blößen seiner Urteilsfähigkeit zu zeigen, gab der Profet die fleckenlose Empfängniß der Jungfrau Maria zu und nannte die heilige Geisttaube die verehrungswerte Schwester Christi.

Daß der Verstand Mohameds nicht stark leuchtete, bewies auch seine krause Ansicht, daß es keine menschliche Willensfreiheit gebe, weil selbst die Verdammniß des Menschen durch göttliche Vorherbestimmung unwiderruflich festgestellt wäre.

Die geschmacklosen Aneignungen und Einfälle dieses nervenkranken Untermenschen beherrschen noch heute die Köpfe und Herzen von 70 Millionen Moslems. Die Verbreitung des Islams griff verheerend rasch um sich. Der Haß gegen Andersgläubige hat auch der Religion Mohameds seine Brandmarke aufgeprägt.

Es ist eine Frage, des Aufwerfens wert, ob mit derselben Raschheit, in welcher allerhand Thorheiten bei Menschen ihre Zelte aufschlugen, dereinst auch der Abfall von Religionen vor sich gehen und unter welchen Voraussetzungen sich das Edelmenschliche so schnell entwickeln werde, wie das Unmenschliche, das bei allen Völkern bisher ein so großes Entgegenkommen gefunden hat.

* * *

Religionen waren also immer bereit, Volksherden von den Wegen zum Wissen abzulenken. Man sollte es nicht glauben, wie mannigfach die Täuschungen sind, in denen die Völker durch diese reich ausgestatteten Fonds für Abstumpfungen des Denkens erhalten wurden. Verschmitzte Feldherrn kann man Religionsstifter nicht nennen, denn ihr Werk unterlag ohne ihr Zuthun der Entwicklung zum Schlechteren.

Jedes Volk, das sich mit einer besonderen Religion herumschleppt, hält sich für ein Lieblingskind Gottes und nennt sich selbstgefällig „auserlesen“. Juden, Moslems und Christen schreiten mit stolzer Genugthuung durch's Leben, weil sie sich für Sonntags-

Kinder Gottes halten, welche die beste aller Religionen im Herzen tragen.

Der Glaube an die besondere Beliebtheit bei Gott ließ eine ausgesprochene Abneigung gegen die Bekenner anderer Religionen sich entwickeln. Man muß es zugeben, daß sich in der jüdischen Religion Anregungen zur Unduldsamkeit vorfinden. Diese Antriebe fluteten in's Christentum hinein, von dem aus die Intoleranz verheerend gegen das Judentum zurückbrandete. Einer von den vielen Religionsfreveln!

Da nur vernünftige Einsicht das Verständniß sittlicher Pflichten erschließt und Religionen selten unmittelbar das Streben förderten, das Vernunftgerechte zu erkennen, so mußten sie Quellen ethischer Frevel werden.

Diese Quelle sprang auch in der Religion der semitischen Fönikier, die mit sittlicher Sauberkeit nichts gemein hatte. Im fönikischen Olymp saßen durchweg Anwälte der Wollust und Grausamkeit, die an der Sittlichkeit und Menschlichkeit mit Verachtung vorübergingen. Neben Andachten der entfesselten Geilheit forderte Astarte auch das Opfern der Organe der Männlichkeit.

Die Religion konnte das Ungereimteste verlangen; es wurde bewilligt. Durch den Mund geschäftskluger Priester hat die fönikische Göttin der Fruchtbarkeit das Opfer der Jungfräulichkeit für einen Buhllohn gefordert. Die geistlichen Bordellwirte schmunzelten über diese Satyrsprünge der Dummheit und Geilheit der leichtgläubigen Menge.

Wie die fönikische hat eine jede andere Religion auf Marterwegen zu einem Golgatha geführt, wo Vernunft, Einsicht, Wahrheit und Wohlwollen gekreuzigt wurden.

Keine Religion hat es eingesehen, daß die Welt nur um ihrer selbst willen da sei, ohne eines Gottes bedürftig zu sein und ohne Nutzzwecken nachzugehen.

Keinem Profeten fiel es ein, daß das Weltganze keinen letzten Grund brauche, weil der Weltstoff auf sich gestellt ist und daß man es ruhig hinnehmen könne, wenn mit dem hinfälligen letzten Grunde der Welt auch Gott zusammensinke. Nur Buddha Gautama war so klug, von Gott abzusehen.

Naiven Leibeigenen der Religion fiel es gar nicht auf, daß im Mittelpuncte der Welt eigentlich immer nur der beschränkte

gläubige Mensch stand und daß Liebgott nur ein Kammerdiener der Menschen war, deren frommes Wünschen kein Ende kannte.

Daß sich das Übernatürliche mitunter aus natürlichen Ursachen heraus entwickelte, wurde längst vergessen. In Asien war die Hitze von 40° Reaumur schwer zu ertragen und deshalb wurde schlankweg behauptet, das Abstreifen des Daseins wäre bei dieser enormen Hitze eigentlich eine Wonne. Das Athmen in einem kühlen Nachdasein war ein begreiflicher Wunsch und deshalb Nirwâna. Der Sonnenstich erklärte es, wenn man im heißen Indien Sinneswahrnehmungen für Täuschungen, die ganze Welt für ein unwahres Märchen, das Leben für eine Qualstätte und das Selbstauslöschen des Daseins für eine Wonne erklärte.

Sollte man es gegenüber solchen Verbohrtheiten nicht für eine Pflicht ansehen, immer wieder weitere Volkskreise an die Thorheiten zu erinnern, welche die Wege zur Einsicht und Sittlichkeit verstellen, damit endlich die Menschen auch Mitleid mit sich selbst empfinden und sich zur Befreiung von Religionen ermannen?

Sieht man die Leibeigenen des Glaubens um das Glück richtigen Denkens betrogen und ihres anerzogenen Stumpfsinnes wegen ihr Los ohne den Versuch einer Opposition demutsvoll tragen, so ist man über den bösen Kreis entsetzt, in welchem sich die armen Religionssklaven bewegen.

Muß denn die Urteilsträgheit ewig währen, welche es verschuldet, daß Religionen Asyle der Unwissenheit bleiben durften? Ist denn die Denkbequemlichkeit nicht geradehin ein Laster, da sie das kindlichste Lallen der Fantasie als göttliche Offenbarung hinnimmt?

Dazu treten die rohen Auswüchse der Selbstsucht, der Herrschtrieb, der die „ungehörnte Herdenmenge" (Plato) unter die Füße bringt und sie in Dumpfsinn und Gehorsam erhält, die Habsucht, welche die Zinsen des in Religionswerten angelegten Dummheitscapitals pflückt und deshalb die Enttierung der Menge hindert.

Diese Frevel des geistlichen und weltlichen Despotismus wären ohne den geduldigen Stumpfsinn der verknechteten Menge gar nicht möglich. Die Schuld verteilt sich da auf alle menschliche Schultern.

Naturvölker sind insofern besser daran, als Nationen, die complicirte Götter zu verehren haben, weil sie in ihren Selbstfoppungen nicht so weit fortschreiten, wie die Anhänger „geoffenbarter“ Religionen.

Wenn die Kamtschadalen zur Frühlingsgöttin die Bachstelze erheben, weil sie im Frühjahr an Bächen erscheint, so weist diese Göttin vor Allah den Vorzug der Wirklichkeit und Verständlichkeit auf. Diese Göttin täuscht nicht und will nichts mehr sein als Vogel, während es seit jeher gefährlich war, an den Fantasieanekdoten über die Herrlichkeiten im Himmel der Moslems zu zweifeln.

Es blieb überhaupt ein großes Bemühen der Theologen, Zweifel an den Unbegreiflichkeiten des Himmels zu zerstreuen. Bei diesen Bemühungen trat es immer deutlich zu Tage, daß die Urteilskraft vom Glauben nicht gestärkt wird. So hat der heilige Kirchenvater Tertullian einen überaus merkwürdigen Beweis über das Dasein Gottes auf die Beine gestellt. Der glaubenskranke Mann hat nämlich das „Zeugniß der von Natur aus christlichen Seele“ entdeckt. Er hat sie rufen gehört: „Guter Gott! Großer Gott! Gott gib es und Gott wird mir's vergelten!“ Bei diesen Ausrufen blickte, Tertullian hat es gesehen, die Seele nicht nach dem Capitol, sondern nach dem Himmel, dem Sitz des lebendigen Gottes, woher sie herabgestiegen sei. Gott wurde also der Seele vorgestellt. Wie könnte man da weiter an Gottes Dasein zweifeln? Duftet da die Blume der theologischen Weisheit nicht stark genug?

Gegen die Filosofie des Glaubens kommt der kritische Verstand nie auf. Mit dieser Filosofie gesättigte Schwärmer schwätzten sich deshalb ohne Klage in den Tod hinein, weil für sie das Leben überhaupt wertlos war. Jenseits des Daseins ständen die ewigen Vorteile und Lichtkränze der Märtyrer. Es sei ruhmvoll, trösteten sie sich, für die Wahrheit zu sterben und um Gottes willen sich töten zu lassen, um in Ewigkeit zu leben. Die Preisgabe des Menschlichen sei die Besitznahme des Göttlichen. Gott dulde Martyrien, weil die Christen dabei eine prächtige Gelegenheit erhalten, ihre Unschuld zu bewähren. Gott war auch die letzte Berufungsinstanz, bei welcher

die verwegenste Kindlichkeit den Proceß gewann. Die Wege der Märtyrer führten ebenfalls nicht zur Wahrheit.

* * *

Es war immer so, daß beim Denken den Menschen Dämmerungen weit lieber waren, als heller Tag. Deshalb liegen hinter uns so viele Jahrtausende, in denen so selten Männer vom taghellen Denken auftraten. Selbst Personen, die sich für weltweise hielten, tappten behaglich im Zwielichtsdenken herum, zumal in der Renaissancezeit. Sie schlugen beim Beurteilen religiöser Dinge den Filosofenmantel um, blieben jedoch gleichwohl nur Mollusken der Theologie.

Ein solcher Dämmerungsfalter war der Anhänger Platos: Marsilius Ficinus, der die Filosofie nur für eine höhere Stufe der Theologie erklärte und dem Cosimo von Medici auf dem Sterbebette eine filosofische letzte Oelung mit Beweisen eines zukünftigen Lebens erteilt hat. Auch stärkte er den Sterbenden mit Hinweisen auf den Vorzug der Hoffnung vor dem Glauben.

Ficinus gehörte wie der von ihm mit unwissenschaftlichen Nichtigkeiten Eingeölte zu den Viertelwissern. Er schätzte die Fruchtstücke seiner Privatweisheit sehr hoch. So nahm er eine Menschheitsseele an, welche die Einzelseele befähige, allgemeine Vorstellungen zu denken.

Eine Filosofie dieses Schlages steht nicht über, sondern unter der Theologie, die nur bei Protestanten Wissenschaftlichkeit heuchelt. Darf man die Filosofie die Wissenschaft von gemeingiltigen Wahrsätzen nennen, so ist die Theologie das Gegenteil davon.

Im 19. Jahrhundert waren besonders jene Gelehrte bedenklich, welche die Maske von Religionsfilosofen vorhielten, während sie doch nur Frömmler waren. Einer davon hat die Religion zu den „wahren Elementen der Bildung der Völker" gezählt, während Religionen die Entwicklung der Bildung nur hemmen.

Nichtiges äußerte auch Hegel über die Religion. In dieser versöhne sich angeblich das Endliche mit dem Unendlichen und

das Göttliche vereinige sich mit dem Menschlichen. Unendlich ist bekanntlich nur die Materie und die Bewegung und die beiden wollen nicht versöhnt werden.

Mehr kühn als wahr haben die Romantiker das Christentum eine Religion der Wollust genannt, die im Sündenbewußtsein liege. Richtiger bezeichneten sie die Grausamkeit als Kennmal des Christentums.

Die Faselkritik der Romantiker hat die Göttlichkeit des Menschen in dessen Pflanzenähnlichkeit entdeckt, der Flöte „himmelblauen Geist" zugesprochen und dem Adel etwas richtiger als Standesvorrecht den Müßiggang zuerkannt.

Chateaubriand faselt auch manches Ergötzliche über das Christentum. Er läßt u. A. das Sacrament des Abendmahls mit „Blumen, Jugend und Lieblichkeit" beginnen und die geistige Menschenfütterung durch einen herabgestiegenen Gott beenden. Mit unwissenschaftlicher Oberflächlichkeit meint er, daß Gott, Materie und Schicksal Eines seien. Gott, die Quintessenz des Immateriellen und die Materie für dasselbe zu erklären, reizt zum Anstimmen des Refrains: Wie blüht die theologische Weisheit so rot, so rot!

Theologische Denkdämmerungen würden für eine Geschichte des Komischen manchen köstlichen Beitrag liefern. Doch mag der Wille zum Lachen noch so reizbar sein, wir müssen uns bescheiden und beschränken, da der Stoff weitgespannt ist, den wir noch zu bewältigen haben.

* * *

Das entsetzlich langsame Tempo, in dem Volksmassen auf den Passionswegen der Täuschungen und Irrungen hindämmern scheint kaum eine Epoche der Cultur vorzubereiten, die in breite Volksschichten eindränge.

Nur in langen Zwischenräumen trat ein Vorzugsmensch auf, der für die Wahrheit das Schwert zog. Ein solcher Lichtmensch war Friedrich II. von Hohenstaufen. Er wurde in den Bann gethan, weil er die katholische Religion „baren Unsinn" nannte und die gemeinschädliche Herrschaft des Papstes verurteilte. Dieser Brave hob auf seinen Gütern die Leibeigenschaft

auf, während Päpste die Sklavenzucht nie aufgaben; auch sprach er sich für den Grundsatz gleicher Rechte und gleicher Lasten für alle aus, während der Papst die Ausübung aller Rechte und Vorrechte nur für sich beanspruchte.

Friedrich gründete Universitäten, Bibliotheken und Tiergärten für naturwissenschaftliche Studien; die Päpste aber verbrannten mit Vorliebe kostbare Büchereien, gründeten aber aus Neigung jene Lustanstalten, die den berühmten Milchzins abwarfen.

Barbarossa erklärte sich für die Gleichberechtigung aller Confessionen, während sich Päpste aus Interesse für den „reinen Glauben" mit Hinrichtungen von Ketzern grundsätzlich befaßten. Friedrich stellte Anstalten für hilfsbedürftige Jünger der Wissenschaft ins Leben, während es keinem Papste beifiel, Elementarschulen für Aebte und Bischöfe einzuführen, die weder lesen noch schreiben konnten.

Friedrich Barbarossa hat sich vergebens bemüht, den Passionsweg zur Besitznahme fruchtbarer Lebenswerte abzukürzen. Er unterlag; der Vernünftige gegen die Brutaldummen. In ähnlicher Weise wie er über das Christentum, urteilte Mohamed II. über den Koran; er bezeichnete ihn als Betrügerei und begünstigte das ungefesselte Denken bei seinen Unterthanen.

Die Rechtgläubigen warteten bei der Erstürmung Constantinopels durch Mohamed vergebens auf die erbetene himmlische Hilfe. Die Nothelfer dort oben legten die Hände in den Schoß; der Gott der Christen ließ sich ruhig aus dem Sofiendom hinausjagen und verbeugte sich höflich vor Allah, als dieser sich auf den verlassenen Thron setzte.

Auch in Spanien wurde Gott als Gegner der Wissenschaft vom katholischen Clerus stigmatisirt, nachdem die hochgebildeten Araber angeblich auf Anordnung des Himmelsherrn aus dem Lande in der grausamsten Weise vertrieben worden waren.

Gott wurde auch als Widersacher der Kunst von der spanischen Geistlichkeit in Verruf gebracht. Er wurde nämlich einmal im vorigen Jahrhundert für beleidigt erklärt, weil Opern aufgeführt wurden und verhinderte aus Rache jeden

Niederschlag. Kaum hatte der Clerus die gottlose Unterhaltung sistirt, so fing es an zu regnen. Gott hat verziehen. Immer wieder der Vormarsch der katholischen Priester an der Spitze von Albernheiten!

Und doch nicht immer! Es gab nämlich im 13. Jahrhundert tapfere Mönche, die an der Auflehnung gegen den römischen Zwingherrn, gegen den „Mann der Sünde" und Antichrist, aufrichtig teilnahmen. Es ist erbaulich, Franziskaner gegen den obersten Widersacher des Wissens in der Plänklerkette fechten zu sehen. Jetzt sind sie nicht mehr so muthig. Sie fechten zuhöchst nur für die Klosterküche.

Ehrenwert waren auch jene Bettelmönche, die in den „ewigen Evangelien", die angeblich ein Engel auf Kupferplatten eingegraben und vom Himmel herabgebracht hat, mit köstlicher Ironie beteuerten, daß es in Zukunft keines Glaubens mehr bedürfe, sondern daß alles der Weisheit und Vernunft gemäß von Statten gehen würde. Natürlich ließen Päpste auf die hellen Mönchsköpfe Fluchgewitter niedergehen und Scheiterhaufen für sie anzünden.

Ein ehrenfester geistlicher Rebell war auch Johann Peter Oliva von Sicilien, welcher die Kirche eine „Courtisane im Purpurgewande", den Papst „überflüssig und veraltet", die Arbeit beider bereits gethan und die Sacramente für völlig nutzlos erklärt hatte. Gerichtet wurde die Kirche leider nur von Einzelnen, gestützt aber von Legionen der Vernunftlosen.

Zu den guten Witzen der Geschichte gehört es, daß ein so orthodoxer Papst wie Johann XXII. der Ketzerei beschuldigt wurde. Die Fantasie dieses ungebildeten Mannes wurde nämlich von einem Glaubenskaninchen entbunden. Er behauptete, daß selbst die Heiligen die selige Erscheinung Gottes erst nach dem Tage des jüngsten Gerichtes genießen werden. Die Recht gläubigkeit war außer sich bei dem Gedanken, daß die braven Apostel Petrus und Johannes, sowie die gebenedeite mütterliche Jungfrau noch nicht vor dem Angesichte Gottes stehen. Welche mangelhafte Organisirung der himmlischen Freuden setzte das voraus! Spötter meinten, daß die Fürbitten der Heiligen nichts nützen, „weil sie nicht einmal vor Gott stehen."

Man schämt sich bis in seine dritte Seele*) hinein, wenn man von diesem Überwitz hört und kann sich nicht zu Ende wundern, daß die katholische Kirche im 20. Jahrhundert nicht schon eine interessante Ruine ist.

Johann XXII., der Erfinder der „seligen Erscheinung Gottes“ hat übrigens Zeit gefunden, sich von den Abgaben für Erhaltung der Unwissenheit und sittlichen Roheit 25 Millionen Goldgulden zu ersparen.

Es war ein weiser Mann, der in die Satzungen der Republik Efesus die Bestimmung aufnehmen ließ: „Wer bei uns rechtschaffen, gelehrt und tüchtig sein will, der wandere aus und sei es anderswo!“ Witziger wurde die Unduldsamkeit der Pöbelmenschen niemals charakterisirt, als durch diese Bestimmung. Der kirchliche und politische Despotismus vertrug ebenfalls nicht Leute, welche rechtschaffen, gelehrt und tüchtig waren. Er duldete sie aber auch nicht anderswo und schlug sie lieber nieder.

Die Kirche hat sich mit dem Niederschmettern von Ketzern und Sectirern sehr gern befaßt. Secten sind ja mitunter Vorboten persönlicher Unabhängigkeit im Denken und entwinden sich zuweilen Beschränktheiten des Glaubens. Leider kämpfte bei den christlichen Ursecten nicht etwa der Verstand gegen den Unverstand einzelner Glaubenssatzungen, sondern häufig genug Unsinn gegen Sinnlosigkeit. Das Christentum hatte überhaupt arge Kampfarbeit mit bösen Geistern, die bald in heidnischen Göttern, bald in Filosofen Quartier nahmen.

Eine traurige Blosstellung menschlicher Urteilslosigkeit war auch der Streit über die Frage, ob Christus mit Gott wesensgleich oder diesem nur ähnlich sei. Beide Annahmen waren von derselben Querständigkeit und doch hat der arianische Streit fünfzig Jahre lang die ganze Christenheit in Athem gehalten und in zwei Conzilen haben Bischöfe ihre persönlichen Thorheiten über diese leere Frage sich heftig an die Köpfe geworfen. In der Geschichte menschlicher Thorheiten kann diese Episode kaum erheitern.

---

*) Der clerical gesinnte Professor der Filosofie Dr. Kaulich (vor seinem Selbstmord an der Grazer Hochschule angestellt) versicherte in einem Buche, daß im Menschen drei Seelen wohnen.

Erbaulicher ist der Kampf Luthers gegen Leo X., dessen Anmaßungen der Reformator Zug um Zug entgegentrat. Der Papst hat dem muthigen Mönche befohlen, seine Werke zu verbrennen, sonst würde er dem Satan übergeben werden. Leo hat außerdem alle Fürsten aufgefordert, die Verbrechen dieses Ketzers zu bestrafen. Luther that Ähnliches. Er rief allen christlichen Fürsten zu, die Tyrannis des Papstes, dieses Mannes der Sünde abzuschütteln. Er verbrannte des Papstes Bulle und die kirchlichen Gesetzbücher. Nur blieb Luther zeitlebens ein Gefangener des Teufels, an den er bei seiner lückenhaften Bildung fest glaubte.

Die armen Ketzer, mit denen wir uns im Schlußbande dieser Schrift näher beschäftigen werden, schritten in der That auf Passionswegen zum Wissen. Zu den Elitemenschen, die über die Glaubenssiechen ihrer Zeit durch Einsicht aufragten, gehörte der den Lesern schon vorgestellte David Hume (1711—1776). Seinen Landsleuten half es wenig, daß er die Annahme eines persönlichen Weltverwalters für unwissenschaftlich und das menschliche Dasein mit dem Tode für geschlossen hielt. Er hat diese kluge Ansicht, die sich Kant bekanntlich angeeignet hat, in die Luft gesprochen. Die Britten sind heute in ihrer Mehrheit so bigott wie vor zwei Jahrhunderten. Auch D. Hume mußte die Rache der Frommen erfahren, denn er wurde als ketzerischer Gesinnungen verdächtig von jeder Staatsanstellung ferngehalten. „Sei anderswo vernünftig, nicht bei uns", hieß es in der Verfassung von Efesus.

Leider war Hume schließlich so schwach, der Glaubenspolizei Zugeständnisse zu machen und der Welt einen „weisen Schöpfer" zu bewilligen. Wie doch der entnervende Einfluß der Religion auch edel veranlagte Charaktere corrumpirt!

In Frankreich wiederholt sich die düstere Thatsache, daß Denker ersten Ranges erfolglos das große Irren des Volkes erkannt und verurteilt haben. Diderot hat nur für sich und für einige wenige Gesinnungsfreunde Gott aus der Natur und die Seele aus dem Menschen hinausgewiesen und in der Unsterblichkeit des Geistes nichts anderes als das Fortleben im Andenken kommender Geschlechter gesehen. Einsichtsvoller als Voltaire war La Mettrie. Jener hat witzlos erklärt, er hätte Gott erfunden, wenn es keinen gäbe. La Mettrie jedoch

beteuerte, das Glück der Welt begänne erst bei der allgemeinen Herrschaft der Religionslosigkeit. Holbach verurteilte die Spaltung des Menschen in Geist und Leib und erklärte den Gottesgedanken für wertlos.

Solche Ansichten wurden von selbständigen Denkern immer wieder in die Welt gerufen und diese hat sie immer überhört oder vergessen. Für die Franzosen von heute haben die Männer der Revolution auch nichts gedacht, was der gewissenhaften Erwägung wert gefunden worden wäre.

Unter seinen Politikern hat Frankreich ebenfalls Männer besessen, die auf den verderblichen Einfluß der katholischen Religion unerschrocken hingewiesen hatten. Aber auch sie richteten nichts gegen jene Bequemlichkeit aus, die vom Überkommenen nicht lassen will und kamen gegen das infame Gesetz der Denkträgheit nicht auf.

Wie entsetzlich ist doch das hochbegabte Volk der Franzosen in seiner Mehrheit am Beginne des 20. Jahrhunderts durch kirchliche Einflüsse herabgekommen, die im Namen Gottes immer das Böse, Unwahre und Gemeine auf den Schild heben!

* * *

Ist es nach dem Gesagten noch eines Beweises bedürftig, daß der Irrwahn der Religion fallen muß, wenn die Ideale des Wissens und der Sittlichkeit zur unbeschränkten Geltung gelangen sollen? Glaubensirrsale weiter dulden, heißt gegen die Cultur freveln. Die Gemeinschaft der Gläubigen muß der Gesellschaft der Gebildeten und Wissenden Platz machen.

Davon, wie die Macht der Kirche nach sicheren Methoden gebrochen wird, soll im zweiten Bande dieser Schrift die Rede sein. Die Kirche muß sich's am Ende ihrer Anmaßungen gefallen lassen, daß sie mit humaner Gewalt aus dem Leben geschafft werde, sie, die ihre vernünftigen Gegner immer mit brutaler Gewalt behandelt hat.

Bei den Übergängen zum Idealstaate der Zukunft verfalle man nur nicht in die Fehler, die während der großen französischen Revolution gemacht wurden. Man traute damals Priestern, die sich als freisinnige Demokraten gaben. Äbte, die mit ihrer

fortschrittlichen Gesinnung prunkten, nannten zwar die Inquisition „menschenfresserisch", allein mit der confessionellen Duldsamkeit wollten sie nicht einverstanden sein, noch weniger mit der Gewissensfreiheit.

Dieselben Männer, durch deren ethische Barbarei die Revolution aufgezüchtet wurde, wollten Confessionslosen das Heiratsrecht verweigern. Sie durften diese Unmenschlichkeit aussprechen, weil selbst die „Freidenker" unter den Mitgliedern der Nationalversammlung bei Processionen andächtig mitliefen. So einsichtslos war die gesetzgebende Blüthe der französischen Nation!

Die constituirende Versammlung hat es für ein Menschenrecht erklärt, die Gottesverehrung der Polizei zum Bewilligen oder zum Verbieten zu übergeben. Mirabeau bekämpfte dieses Polizeirecht und sprach sich für „die uneingeschränkte Religionsfreiheit" aus, als ob dies wirklich eine Wohlthat und nicht eine Gefahr wäre.

Robespierre war so beschränkt, die Religiosität für ein gesellschaftliches Princip und Priester für weltliche Beamte zu erklären. Priester, die sich damals als Staatsbeamte geben wollten, wurden von der religiös schlecht erzogenen Menge entweder gesteinigt oder in Kirchen auf Kronleuchtern aufgehängt.

Die meisten Geistlichen Frankreichs waren jedoch so aufrichtig, die Verfassung von 1792 für ein Werk des Teufels zu erklären, der immer als Personification ihrer standesgemäßen Beschränktheit auftrat und hetzten die Menge gegen die Charte.

Für Priester bestehen eben keine Vernunftwege im Staate. Sie haben durch ihr bisheriges Verhalten sich selbst aus der gebildeten Rechtsgesellschaft verbannt. Geistliche weiter zu züchten, heißt die Lebensbedingungen des Vernunftstaates verraten. Ohne den Zusammenbruch der Kirche ist das Herauskommen aus unserem sittlichen Elend nicht möglich. Einzelne haben dies schon 1792 in Frankreich erkannt. Gleichwohl ist nichts zweckmäßiges geschehen, um der Gemeinschädlichkeit des Clerus ein Ziel zu setzen. Mit Verspottungen der „Harlekine des Menschengeschlechtes, die ihre Gauklertracht nach einer Cultusscene in der Kirche nicht wie die Taschenspieler ablegen", ist nichts gethan.

Auch die Bemerkung, daß durch Priesterlehren die Bevölkerung verseucht werde, bleibt erfolglos, wenn man nicht Klöster und Priesterschulen schließt, den Unterricht nicht religionsfrei gestaltet und auf eine streng sittliche Erziehung der Jugend nach vernünftigen Grundsätzen das Hauptgewicht legt.

Obwohl sich die Kirche längst ausgelebt hat, werden Züchtungsanstalten für Priester noch immer geduldet. Zur Zeit der Reformation standen die Aussichten betreffs der Hemmung des geistlichen Nachwuchses trefflich. Nach dem Berichte eines venetianischen Gesandten vom Jahre 1558 ist infolge der freieren Kritik über Religionsdinge zwanzig Jahre lang nicht ein einziger Student der Hochschule Wien Priester geworden.

Man sollte während der Übergänge zum Vernunftstaate der Zukunft Studirenden der Naturwissenschaften und der Filosofie, nicht mehr Theologen Asyle und Stipendien anbieten. Je vernünftiger der Unterricht in Mittelschulen organisirt sein wird, desto weniger Liebhaber wird die Jenseitskunde finden.

Der Wissenschaft, an welcher der Clerus seit jeher gefrevelt hat, müßte das Vermögen der toten Hand zu Statten kommen. Da würde es das erstemal wohlthuend wirken. Es wird ein Glückstag sein, an dem man die Kirche zwingen wird, der Gesellschaft all das unfruchtbare Gut zurückzugeben, was sie sich im Namen Gottes angeeignet und an Jenseitszöllen zusammengerafft hat. Es wurde schon gesagt, daß Kirchen, die ihre Mieter eingebüßt haben, in Anstalten der Humanität und der Wissenschaft umgewandelt werden müßten.

Hoffentlich brauchen die Völker nicht Jahrtausende dazu, um an die letzte Station ihres Leidensweges zu gelangen, wo sie ihre Schlafmützen abwerfen, wo sie geschnitzte Throne und Altäre in ein Altertumsmuseum stellen und den Glauben aufgeben, um für das Wissen Platz zu bekommen.

Mit der Geduld von Schildkröten sich weiter die Irrlehren der Jenseitsvögte gefallen zu lassen, geht nicht mehr an. Die Weichtiere vom christlichen Drill lieben es nicht, aus ihren Glaubensdämmerungen aufgescheucht zu werden und verbitten sich jedes Polemisiren gegen sie. Nicht doch! Man muß immer wieder in großen Zügen auf die Culturverbrechen hindeuten, die an uns im Namen Gottes begangen werden.

Man muß es immer wieder sagen, daß der Aufenthalt in den Dunkelkammern des Glaubens sittlich ungesund ist. Nichts Vernünftiges denken, sich abseits vom Wissen halten, Steuern fürs Jenseits zahlen, Wahngestalten zulieb die edelsten Lebenswerte opfern, heißt sein Dasein vergeuden. Deshalb muß man es in eine jede neue Generation hineinrufen, daß eine Besserung der sittlichen Zustände der arischen Völker gar nicht möglich ist, so lange die Glaubensschanzen nicht zertrümmert sind. Durch diesen Mahnruf erfüllt man eine Pflicht jenes Gemeinsinns, der die Wege zum Idealstaate ebnet.

XXI. Götter, Wissen, Kunst.

Kunstwerke und Götter entstiegen demselben Mutterschoße: der Einbildung, die so gern schafft, sinnt, ausdeutet und gestaltet. Die Kunst ließ die Gottheit, als Kind derselben Mutter immer dann prächtig wohnen, wenn die Paläste der Könige stattlich waren. In Göttern, die ja alles waren, was man wollte, sah man auch Wolkenreflexe von Königen, die das glänzende Wohnen liebten. So kam es, daß in alten monarchischen Staaten sich die Paläste der Herrscher ebenso wie die Tempel der Götter durch Kunstpracht auszeichneten.

Waren auch die Hausherrn in Tempeln nur Einbildungsnieten, so blieb dies der Kunst gleichgiltig, weil sie das Wesen der Götter nicht zu kritisiren hatte. Die Kunst zitterte nicht vor himmlischen Despoten und kroch nicht vor göttlichen Armenvätern, weil sie beim Erzeugen der Götter mitbeteiligt war. Leider wurden ihr die Wege zur Schönheit nicht unmittelbar von den Göttern gewiesen; wo dogmatische Geschmacklosigkeit auf den Brachfeldern der Religion wucherte, konnte die Kunst die Schwingen zu edlen Gestaltungen nicht heben. Sie flüchtete sich mitunter zur Natur, wenn sie das Übernatürliche darstellen sollte; dort glänzte Wahres, da herrschte Erlogenes.

Angedichtet wurde Göttern auch die Ewigkeit, die von ihnen wie Thau abfiel, als der Glaube an sie versickerte. Dauerhafter als die Namen der Götter waren ihre Wohnstätten. Diese grüßen die Nachwelt als einzige positive Vermächtnisse der Jenseitsherrn, die es verstanden haben, die menschliche Schaffenskraft in Bewegung zu setzen.

So sind die altegyptischen Götter längst entthront und ihre großartigen Paläste stehen noch. Sie waren die Freude der Priester, der Aerger der Faraone, die mit den Göttern immer die Kriegsbeute teilen mußten und die ungelohnte Arbeitslast des Volkes.

An der sittlichen Erziehung und an der Belehrung der Nilanwohner nahm der Götterglaube nicht teil. Mit dem Seelenwahn begann in Egypten die qualvolle Befürchtung, daß es im Nachdasein abscheuliche Zustände gebe, wenn man „Säuglingen Milch entzogen und Witwen bedrückt habe".

Die altegyptische Religion drohte mit ihren Höllen ebenso wie die altindische und wie die christliche. Diese Religionen stehen samt ihren Göttern auf derselben Wertfläche. Die obersten Götter trugen in Asien, Afrika, Amerika und Europa verschiedene Namen; die meisten dieser Namen entglitten bereits dem Gedächtnisse der Völker, allein im Wesen glichen sie sich alle, alle.

In Tempeln und Kirchen wurden persönliche Herzenswünsche Göttern vorgetragen und blieben unerfüllt. Die Himmelsherrn sollten die Rätsel der Welt lösen und waren doch nur die Unbelehrtheit der Fragenden. In allen Gotteshäusern wohnte das große Irren über die wirklichen Interessen des Lebens. Es wurde nach Wahrheit und Erkenntniß gesucht und die Thorheit wurde gefunden. Der Wahn machte die Menge selig, und von dieser wurden jene Lichtmenschen verfolgt, die ihr die Wahrheit anvertrauen wollten.

Mit dem Wissen war es bei Göttern immer übel bestellt, wie es die heiligen Bücher aller Religionen darthun. Von ethischen Werten hatten die himmlischen Traumgestalten keine Ahnung; ihre Teilnahme war nur Verbeugungen und Bestechungen zugewandt. Ihre Hauptforderung war: Du sollst nur mich verehren! Die anderen Götter heißen alle nichts.

Beim Gottesgedanken gab es keine Entwicklung zum Besseren; es wurden nur Etappen von Irrtum zu Irrtum zurückgelegt. Ein Glaubensthor kann nie Idealist sein, da er immer nur ein Unterjochter nichtiger Annahmen ist. Der Gottgläubige wirft auf den Himmelsmagnaten immer nur seine Eigenschaften, die er zuweilen auf höhere Stufen hinaufrückt.

Gibt er sich stark mit Begriffen ab, nun, dann findet er in Gott das Allgemeine, das er über das Besondere setzt, das Gesetz, das die einzelne Erscheinung beherrscht, das der Welt Übergeordnete, dem er sich zu unterordnen hat, den Ursprung aller Macht, das Schicksal der Völker und Schlachten, die gerechte Justiz und vieles andere, was dem Wissen und der Einsicht nicht entquillt.

Die Säulen, Pfeiler, Thürme, Minarete, Pylonen der Gotteshäuser erheben sich wie die unbefriedigte Sehnsucht der Menschen nach dem Verstehen der Welt. Rufen in den Thürmen Glocken zur Andacht, so ergreifen ihre Klänge auch den Glaubenslosen. Er hört darin die Klage über die Zähigkeit menschlichen Wahns und es regt sich sein Herzenskummer darüber, daß die Ideale der Erkenntniß so wenig Liebe und Verständniß finden.

Angesichts der vielen Gotteshäuser drängt sich nun die Frage vor, wann sich die Vernunft zu den Tischen setzen darf, an denen bisher nur der Glaubenswahn platznehmen durfte, — wann sich die Menschen selbst finden und die Götter jeder Farbe in's Exil schicken werden und zwar über die Weltgrenzen hinaus, in den topos hyperuranios Plato's, in die Bezirke der Außerweltlichkeit, wo nichts ist.

Mit dem Wachsen des Wissens um Welt und Leben werden sich die Götter aller Bekenntnißfarben zurückziehen müssen. Der Mensch hat sie gemacht, er wird sie auch verschwinden lassen. Das Vermächtniß der Götter: ihre Paläste, werden auf lange hinaus das ästhetische Interesse fesseln und unsere Kunstfreude wachrufen, die ja durch Werke menschlicher Gestaltungskraft immer angeregt wird. Nicht nur dies.

Die Kunst in den Burgen Gottes belehrt uns auch über alle Gebrechen im richtigen Denken, welche den Thron Gottes umstehen. Die Kunstsprache stellt es urkundlich klar, daß Gott immer ein großer Feind des Wissens und Erkennens war. Trotzdem ließ ihn der Glaube schön wohnen.

* * *

Sich äußerlich zu schmücken, war unserem Geschlecht, um nicht zu sagen, unserer Tierart, immer mehr Bedürfniß, als

[illegible] [illegible]. [illegible] sich die [illegible] mit [illegible] [illegible] um sich [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible]. Es gibt, wie man weiß, auch Vögel, welche das [illegible] des [illegible] schmücken. Die [illegible] [illegible] [illegible] sich [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible].

Es ist doch ein [illegible] Zusammenhang, der sich beim Menschen auch heute bethätigt, daß er den Sonnenheros eine Augenblick wie der Vogel seiner Gattung [illegible] und ihn in einem [illegible] wohnen läßt. Das veranschaulicht [illegible] zu [illegible].

Die Theologen wissen es nicht, daß im Christentume von [illegible] Glaubenssätze gerettet sind. Diese wurden ebenso willig aufgenommen, wie man die Säulen heidnischer Tempel zum Aufbauen christlicher Kirchen verwendete. Es wurde damit zwar nicht zugestanden, daß Götter verschiedener Bekenntnisse als Kinder und Beschützer derselben Unsterblichkeit zu einander gehören; allein es gab sich damit eine gewisse naive Duldsamkeit kund, die allerdings nicht lange vorhielt.

Der Christengott war zuerst gegen den Collegen Dionysios freundlich und ließ in Fiesole die Decke seiner Basilika ohne Bedenken von den Marmorsäulen eines Bacchustempels tragen. Es hatte damals noch in seinem Gedächtnisse die Thatsache, daß das Christentum vom Heidentume vielfach gestützt und getragen wurde. Es wurde nichts dagegen eingewendet, wenn katholische Bischöfe in Marmorsärgen mit Flachbildern bacchischer Orgien bestattet wurden. Später änderte sich dieses freundnachbarliche Verhältniß. In gothischen und romanischen Kirchen wurden plastische Gestalten aus vorchristlicher Zeit als Zeichen des vom Christentum glorreich besiegten und ihm dienstbaren Heidentums in die Außenmauern eingesenkt.

Die Kirche wurde als Wohnhaus Gottes aufgefaßt, dem alles Glaubensfeindliche fernbleiben müsse. Löwen, Drachen, Greife und andere Tiere aus dem mythischen Bestiarium bewachten den Eingang zur Burg Gottes und hatten die Aufgabe, Böses und Unholdes vom Eintritt abzuhalten.*)

*) Eine selten vorkommende plastische Erinnerung an altasiatische Vorbilder sieht man auf der Fassade des Regensburger Domes: heilige Könige, die auf Bären und Löwen sitzen. Die Chatten und Babylonier ließen auf Felsenreliefs ihre Götter und Könige ebenfalls auf dem Rücken kräftiger Raubtiere stehen.

Es regte sich im Christentum der Selbsterhaltungstrieb und es wurde eifersüchtig auf die heidnischen Himmelsleute, die alle zu Teufeln herabgesetzt und in jeder Form gedemütigt wurden. Wozu diese Furcht? Alle Götter geben ja dieselben unverständlichen und haltlosen Bescheide auf eitle Fragen.

Da mit dem Wissen alle Götter auf gespanntem Fuße lebten, so bekam die Kunst zuweilen Gelegenheit, über sie ironisch zu lächeln. So legte sie die Abzeichen der Übernatürlichkeit von einem Götterhaupte auf das andere, ohne die Eifersüchteleien der Religionen zu beachten. Wenn Götter verschiedener Glaubensfarben dieselben Strahlenmützen und Lichtgewänder von der Kunst zugeteilt bekamen, so konnte man in derselben Ausstattung der Göttlichkeiten ein Kennmal ihrer Gleichstellung erblicken. Die Kunst nivellirte da absichtslos.

Einen Lichtglanz um den Kopf trugen altindische Götter ebenso wie egyptische, griechische, römische und christliche Himmelssassen. Apollo und Artemis trugen als Lichtgötter ihre Strahlenkränze um den Kopf.

Das Ordenszeichen der Heiligkeit erhielt im Christentum die mannigfachsten Formen, die schön zu nennen verwegen wäre. Der Nimbus war schüsselrund, vier- und dreieckig, rauten- und strahlenförmig, elliptisch, von einem Kreuz durchbrochen, mit Edelsteinen besetzt und mit Inschriften versehen. Der Haarputz des h. Johannes besteht auf einem Glasgemälde in der Kirche St. Rémy zu Rheims aus zwei Sonnenblumen, die aus dem Heiligenschein hervorblühen.

Das blanke Lichtfeld, das den Kopf der indischen Göttin Maja umgibt, deren Brüsten Milch entquillt, mutet mehr an, als die Lichtteller byzantinischer Christusgestalten, in denen die nichtssagenden Worte: „Ich bin der ich bin!" geschrieben stehen. Wie undeutlich diese Visitkarte! Zweckmäßiger ist schon die Form einer gestickten Mütze, welche der Heiligenschein einer Christusfigur in der Notre-Dame-Kirche zu Amiens trägt.

Eine witzige Anwendung des Nimbus findet man bei allegorischen Figuren in der Hauptkirche zu Chartres aus dem 13. Jahrhundert. Da tragen nicht blos die Ehre, Tapferkeit, Freundschaft und Eintracht, sondern auch die Freiheit ihren Tellerschein. Eine Heilige der Menschheit, die leider ihren Nimbus noch nicht öffentlich tragen darf!

Auch die Aureolen oder strahlen- und wellenförmigen Lichtumflutungen haben wie der Nimbus ihre Entwicklung durchgemacht. In einem alten Glasbild zu Chartres wird die Seele des h. Martin von Lichtwellen umschlossen. Die Seele wird als nackter betender Mann mit einer Bischofsmütze auf dem Kopfe dargestellt. Eine ironisch lächelnde Geistererscheinung!

Die bischöfliche Martinseele hat in Asien Collegen mit ähnlichen Lichtcocarden. Auf chinesischen und japanischen Vasen tragen groteske Teufel Lichtscheiben um Kopf und Körper. Das Christentum stellte (in einer Bibel der Pariser Staatsbibliothek aus dem 10. Jahrhunderte) den Teufel ebenfalls umstrahlt dar. Nichts als billig! Wer den lieben Gott begrüßt, soll auch vor dem Teufel den Hut ziehen.

Wie gegen Baustücke der griechischen und römischen Tempel war das Christentum in seiner Jugend auch gegen die antike Plastik duldsam und beugte sich vor der Macht der Schönheit. Als Helios und Orpheus Vorbilder für Christi Gestalt lieferten, als Maria wie Juno, Simeon wie der capitolinische Jupiter dargestellt wurden, zogen schöne Götter feierlich in die christliche Kunst ein, ihr zum großen Vorteil. Da siegte die heidnische Formengebung und es war gut so.

Die Theologie als Diana mit entblößtem Schenkel, mit Bogen und Köcher macht auf dem Grabmal Sixtus IV. in der Peterskirche zu Rom dem Geschmack des Bildgießers Ant. Pollajuolo ebenfalls alle Ehre.

So lange Kirchenväter, um Mariens Jungfräulichkeit zu beweisen, sich auf Danaë und auf vestalische Jungfrauen berufen hatten, so lange antike Sarkofage mit der Darstellung der Jagd Meleagers als Taufbrunnen benutzt wurden (Dom von Girgenti), konnte man diese Duldsamkeit aus künstlerischen Gründen schätzen.

Zuweilen stellten sich die kunsthellen Bildungen der Antike zu der tristen Bedeutung der katholischen Kirchengeräte in einen fast komischen Gegensatz. Besonders bei jenem Kreuz, auf welchem ein Amethyst mit einem antiken, die drei Grazien darstellenden Tiefschnitt glänzte; oder bei jenem Reliquienkasten, der mit griechischen Gemmen geschmückt ist, unter denen eine aus dem Bade kommende Venus, Leda mit dem Schwane, Mars und

dessen Geliebte nebst anderen Leckerbissen das Auge erfreuen. Einen wirksameren Contrast zwischen den schönen Aristokraten des Olymps und den christlichen Trübseligkeiten kann man sich nicht denken.

Zuweilen überkam bessere Einsicht die Künstler und sie lehnten sich gegen geistliche Entartungen auf. So hat man in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts im Chorgestühl des Basler Münsters Centauren am Vorderleib als Bischöfe aus Hartholz geschnitzt und diesen Vertretern sinnlicher Zügellosigkeit zechende Mönche und Zerrbilder von Nonnen beigesellt. Wie aufrichtig begrüßt man doch solche kritischen Widerstände gegen kirchliche Ungebührlichkeiten.

Ein Protest gegen die kirchliche Verdammung der weiblichen Schönheit ist auch jenes Marmorrelief der Himmelfahrt Mariens in St. Denis, wo die h. Jungfrau venusnackt dargestellt wird. Die christlichen Marmorsärge, auf denen Amor und Psyche, der Raub der Proserpina, die Musen mit Apoll in Flachbildern dargestellt wurden, bekundet ebenfalls eine naive Duldsamkeit, die sich dem Banne der edlen Darstellungsstoffe unbedingt gefangen gab. Da wurde durch die Macht der edlen Form der Einfluß dogmatischer Engherzigkeiten besiegt.

* * *

Je glaubensgerechter gemalt, gemeißelt und gebaut wurde, desto beredter sprechen zu uns Kunstwerke als bildungsgeschichtliche Urkunden, desto sicherer gestatten sie Bescheide darüber, wie es Götter mit dem Wissen und Erkennen gehalten sehen wollten.

Kunstwerke sind nicht nur deshalb da, damit deren Formschönheit und Farbenpracht unmittelbar genossen werde; man lernt aus ihnen auch die Fehlgänge menschlichen Denkens erkennen und kann die Belehrungen, die aus ihnen hervortreten wie eine jede Vermehrung der Kenntnisse mit Genugthuung aufnehmen.

Kunst und Religion standen ja zu einander immer in nahen Beziehungen; allein im Ganzen war es doch nur eine unglückliche Ehe. Die religiösen Stoffe kehrten dem Naturwahren ge-

wöhnlich den Rücken und in die Darstellung derselben mischte sich meist Erlogenes und Erheucheltes.

Die Sehnsucht nach den blauen Luftschlössern des Jenseits, das undefinirbare Oben, wo der Mensch nicht findet, was er in sich selber vermißt, — die Andacht, in der sich der Schmerz der inneren Unbeholfenheit offenbart, — das ohnmächtige Suchen nach Idealen dort, wo sie unmöglich sind, — das Herumspüren nach Wahrheit, die zu erfassen man zu kenntnißarm und zu muthlos ist, — das Trostbedürfniß der von Unwissenheit und Gewissensangst Beklommenen, unsichtbare Seelen und Himmelsleute — konnten zu erquicklichen Darstellungen der Kunst nicht führen.

Alle die hinaufschmachtenden Marien und Magdalenen, Sibyllen, Nonnen und Mönche sind Opfer von Unterstellungen des Wahns und von verstandlosen Selbstfoppungen. All' die frommen Leute waren irrtumskrank, ohne es zu ahnen und haßten jene, die es nicht waren.

Die Askese, in Bildern geschildert, löst immer Unschönes aus. Zuweilen schillerte sie in ihr Gegenteil, wie in einem Bilde von Fortunato Gatti in der Gallerie Farnese (Parma). Da führt irgend ein heiliger Ritter einem Mönch die Mutter Gottes vor, die dem in Andacht Hinsterbenden ihren Busen zeigt, den sie bei der Knospe hält. Dieser Gunstbeweis kann den Mönch vollends verrückt oder zum Ketzer machen.

Die Darstellungen von Martyrien in Bildern sind Qualen für den Zuseher, auch dann, wenn der für den Glauben Mißhandelte so schön ist wie der h. Sebastian von Guido Reni in der Gallerie des Dullwich-College. Sebastian ist der Dionysos des Christentums. Doch welcher Unterschied zwischen dem Ideal eines schönen Jünglings bei den Griechen und bei den Christen!

Bacchus blickt in plastischen Bildungen im Nachgenusse sinnlicher Freuden oder in Sehnsucht nach neuer Lust schwärmerisch vor sich hin, während Sebastian von Pfeilen durchbohrt sich nach den zweifelhaften Freuden eines Traumreichs hinaufsehnt. Dort Genuß, da Schmerz; dort Wirklichkeit, da Nichts; dort Gesundheit, da Siechtum; dort ungetrübte Schönheit, da Blutseligkeit.

Für den Glauben sterben, galt für die höchste christliche Tugend und doch war die Märtyrerschaft nur die feige Hingabe des sicheren Lebenswertes für eine undurchschaute Thorheit.

Gott ließ bei Martyrien eine ganze Menschenschar in Ruchlosigkeit versinken, um einen Heiligen zu profitiren. Das erbarmungslose Hinmeucheln der Erkenntnißwerte und des Lebensglücks ist auch heute noch das Martyrium der Leibeigenen des Glaubens.

Die Mystik ist die Nährmutter des Glaubens. Sie ist das von der Vernunft Verworfene, das Ungereimte, Unmögliche, auf dem Kopf Herumgehende. Ohne das Absurde keine christliche Religion.

Die Kunst berichtet getreulich über all' das Unmögliche, für den Verstand Unauffindbare, was die „beste" unter allen Religionen zu glauben sich vermißt. Sie hat gezeigt, daß kritikloses Vorstellen zu klaren Formen nicht gelangen kann.

Zu den verwegensten Einfällen, die je einem religionskranken Kopf entsprossen sind, gehört die Märe von der Empfängniß Mariens durch den heiligen Geist.

In einem Manuscript der Grazer Hochschulbibliothek findet man Hinweise auf dieses Wunder durch Ketten versinnlicht, die sich von den gefalteten Händen Mariens zum himmlischen Vater hinaufziehen. Obscön ist eine andere Darstellung, welche das Judenkind Jesus im Leibe Mariens in Goldlinien schimmern läßt, während darüber der als Taube verkleidete h. Geist als Vater zu dem Kinde herunterflattert.

Die Theologen des Mittelalters haben durch Gleichnisse alles bewiesen, auch die anatomische Unschuld eines in den Zustand der Mutterschaft versetzten Mädchens. Wie leicht solche Gleichnißbeweise aufgestellt werden können, zeigt folgender Satz: Da ein Sonnenstrahl das Glas durchdringt, ohne es zu verletzen, so kann auch der Schoß einer Jungfrau usw.

Die christliche Theologie besaß für Beweise über jungfräuliche Mutterschaften in ihren Ställen ein merkwürdiges Gleichnißtier: das Einhorn, dem heftige Begierden nach unberührten Jungfrauen nachgesagt wurden.

Brachte man eine unversehrte Jungfrau in den Wald, wo sich die lüsterne Bestie aufhielt, so eilte diese in ihrer Scham-

losigkeit sofort an deren Schoß und drang ein, wobei es gefangen werden konnte. Geradeso, hieß es in dem unübertroffenen Gleichnißbeweis, senkte sich Christus in den Schoß der Jungfrau Maria und konnte von den Juden gefangen werden. Ist das nicht von einer niederschmetternden Überzeugungskraft?

Frech und frivol wird die Jungfräulichkeit Mariens von einem geschnitzten Einhorn im Chorgestühl der Kirche zu Maulbronn (Württemberg) definirt. Das Christentum war immer stolz auf den wissenschaftlichen Wert solcher Beweise.

Sieht man auf einem Gemälde zwei Füße aus einem Wolkenschlitz herabhängen, so muß ein Wissender des Glaubens sofort erkennen, daß da nicht Elias oder Romulus, sondern Christus seine Himmelfahrt vollzieht. Unwahrscheinlich, ja unmöglich, aber eben deshalb glaubwürdig!

In den Kunstannalen der katholischen Religion findet man überhaupt seltsame Verhöhnungen des Verstandesgerechten verzeichnet. Wenn ein Heiliger blödsinnig die in der Luft schwebenden Wundmale Christi anstarrt, — wenn himmlische Edelknaben auf einer zum Jenseits geschlagenen Wolkenbrücke auf- und niedersteigen, — wenn Seelen als unsichtbarer Menschenextract in der Sterbestunde als kleine Kinder emporflattern, — wenn in Mosaiken die Geburt Isaks, Jakobs und Abrahams dadurch verbildlicht wird, daß sich liegende Männer 2 bis 3 Kinder aus den Lenden herausziehen, so werden da Fantasmen eines kranken Gehirns als wirklich vorhanden, das Unmögliche als naturgemäß, das Unsichtbare als sichtbar bezeichnet.

Das thöricht Erfundene, Erlogene, Ungereimte wird da vom Glauben mit dem Scheine der Wirklichkeit umgeben. Damit wurde dem Wissen kein Wert übergeben, die Sehnsucht nach Bildung nicht befriedigt.

* * *

Fragt man bei den Himmelsgestalten, die uns die christliche Kunst vorstellt, nach deren Sinnesart, so erhält man betrübende Bescheide. Das Höchste, was sich bei den gemeißelten und gemalten Heiligen ausdrückt, ist Entsagung und Zurückweisung jeder Lebens- und Genußfreudigkeit. Im Himmel wird nichts

genossen, sondern nur „geschaut", man sieht immerfort Gott den Unsichtbaren an. Darin besteht eben die ewige Seligkeit.

Einen großartigen Andachtspalast im Übergangsstil sieht man in der Liebfrauenkirche zu Wimpfen im Thal (Hessen). Da stehen die heiligen Himmelsfassen an hohe Säulenbündel gelehnt und sehen wie irdische Spießbürger aus, die nie im Stande wären, irgend etwas Vernünftiges zu denken oder etwas Brauchbares zu erfinden. Sie stehen da wie der Verzicht auf alles Urteilen, wie das Erstarren des Willens, wie die Unfähigkeit fruchtbaren Handelns, wie das große Mißverstehen der Lebensrechte, wie das himmlische Irren.

Wir achten bei der Frau die sittliche Würde, die Schönheit, das vornehme Empfinden, die feine Sinnesart, die Wahrhaftigkeit, die Schärfe im Erkennen und die Beredsamkeit des guten Herzens. Was haben aber die katholische Religion und die kirchliche Kunst aus der Frau gemacht? Gewöhnlich eine unausstehliche Poseuse. Maria posirt, wenn ihr der Engel deren außergewöhnliche Befruchtung meldet und wenn sie die Hand theatralisch bewegt, als ob sie äußern wollte: „Es sei, ich will jungfräulich empfangen haben."

Gott selbst fliegt auf einem Bilde von Rafael Mengs herbei, um die Jungfrau Maria der seltsamen Überschattung wegen zu beglückwünschen. Hohlheit, Süßlichkeit, Verschrobenheit und Überschwänglichkeit tanzen auf diesem Bilde anmutlos zusammen.

Poseusen waren auch die büßenden Magdalenen, welche von Malern der Bologneser Schule im 16. und 17. Jahrhunderte mit Vorliebe gemalt wurden und bei denen Frömmigkeit, Sentimentalität und Sinnlichkeit eine unziemliche Ehe führten.

Magdalena, den Oberkörper nackt, liegt gewöhnlich in einer Grotte; ihre Reize sehen zu lassen, ist der heuchlerische Zweck der Darstellung. Die schmachtende Andacht und die Reue der holdbusigen Sünderin sind Nebensache. Die Buße wird aber gleichwohl belohnt. Es kommt entweder ein Engel mit einem Lorbeerkranz geflogen, als ob etwas Reue wegen starkbewegten Liebens eine ganz besonders preiswürdige Tugend wären, oder es bestreuen einige Engel die entblößte Büßerin artig mit Rosen (Guido Cagnacci).

Widerwärtig sind auch jene Heiligen, die in selbstvergessener Demut vor Gott kriechen, vor Sehnsucht nach ihm hinsiechen und in ihrer Verschrobenheit aller Lebenswerte spotten.

Ist es eine schöne Frau, die auf Flügeln des Gebetes zum Himmel fährt, so bedauert man, daß sie nicht lieber einen Mann oder ihr Kind in Liebe umarmt. So sieht man in einem Gemälde des Bonifazio Veneziano im Vatican zwei anmutige wohlgenährte Hofdamen Gottes, die als Lebensberuf das Lieben und nicht das Beten hätten wählen sollen. Was soll's auch mit schönen Frauen im Reiche der Geister?

Wie abstoßend sind diese Widersprüche zwischen religiösen Unterstellungen und deren Kunstausdruck! Wie einsichtslos ist doch dieses Schmachten nach Gott, diese frömmelnde Zerknirschung, wie unwürdig das Kniebeugen des Knechtsinns vor dem gestrengen Despoten dort irgendwo oben!

Man bete doch nicht seine eigene hilflose Thorheit, die Preisgabe seines Verstandes an, welche die Gipfelhöhe erreicht, wenn sogar Vierfüßler vor himmlischen Excellenzen auf den Knieen liegen, um des Aufenthaltes im Himmel wert gefunden zu werden.

Daß die religiöse Kunst dem guten Geschmack nicht immer die Hand bot, beweisen auch jene Bilder, welche auf den Dauphin des Himmels und auf heilige Frauen Goldgeschmeide, Brokatkleider und Funkelsteine legen, damit man in ihnen sofort himmlische Aristokraten erkenne.

Seltsam war auch der Tric der christlichen Kunst, das, was übernatürlich aussehen sollte, widernatürlich zu geben. Dieses Kennmal himmlischer Abkunft und Herrlichkeit sieht man in den blauen Gesichtern der Apostel auf Fresken alter schwedischer Kirchen.

Das Entsetzen, Träger eines Geschlechtes zu sein, prägt sich auf Denkmälern der christlichen Kunst oft recht sonderbar aus. Auf Wandbildern vom 15. Jahrhundert in der schwedischen Kirche zu Bjeresjö schämt sich sogar der liebe Gott seines Geschlechtes ebenso wie Adam und Eva, die sich Reisig oder Spruchbänder über der Heimstätte der Sünde halten.

Die christliche Rechtgläubigkeit verbot besonders im frühen Mittelalter Frauen, schön zu sein; empfahl die Busenlosigkeit

und Magerkeit und ließ nackte Mädchenbeine blau oder grün bemalen, um deren Anmut zu mildern; feierlich schämen mußte sich besonders die erste Liebende: Eva.

Engeln wurde mitunter Schönheit bewilligt (Fra Angelico Fiesole), allein sie mußte sich in den Grenzen des sächlichen Geschlechtes halten. Wenn der Darstellungsstoff das Vorführen nackter Gestalten gebot, so wurde das Geschlecht kurzweg confiscirt.

Die christliche Theologie und Kunst konnten dem lieben Gott den Vorwurf nicht ersparen, daß er durch das unüberlegte Bewilligen von zwei Geschlechtern dem Sündigen die Thür geöffnet habe.

Kindlich ist die fanatische Geschlechtsscham, welche nicht erkennt, daß das Naturschöne ebenfalls heilig ist und daß es zur Poesie und zum Ausdruck reiner Liebe und nicht zur Sünde in Beziehung gesetzt werden soll. Kindlichkeit offenbart sich auch in einem russischen Kirchenbilde, auf dem fromme Bittsteller der Vorsehung ihre Wünsche schriftlich auf Zetteln vorlegen, weil sie ihrer Allwissenbeit etwas mißtrauen.

Die Züchtigkeit der Kirche hat den lieben Gott sogar zu einem Wunder im Dienste der Keuschheit gezwungen. Man sieht es in dem Elfenbeinrelief eines Evangelienbuches aus dem 11. Jahrhundert dargestellt. Christus wird da im Jordan getauft; aus Schamgründen erhebt sich senkrecht das Wasser und bedeckt den entblößten Körper des Täuflings bis über die Lenden. (Evangelienbuch Kaiser Heinrichs II. in der Staatsbibliothek zu München.)

Zu den Unerquicklichkeiten der christlichen Kunst, welche gedankenlosen religiösen Voraussetzungen entspringen, gehören auch jene Madonnen, die ihr Kind anbeten, mag es nun Licht ausstrahlen oder nicht. Brave Mütter verlieren sich nicht in Andacht, sondern reichen ihren Kindern in menschlicher Wahrhaftigkeit Milch, Brei oder frische Windeln.

In der Renaissancezeit wurden durch die aufkeimende Bildung geschlechtliche Sprödigkeiten in den Hintergrund gedrängt. Man sah es ein, daß im Jenseits, wenn auch die Seelen dort nackt herumgehen, nicht gesündigt werden könne.

Daran dachte wohl auch Michel Angelo beim Entwerfen seines letzten Gerichtes und duldete in seinem Himmel keine

Schneiderthaten. In älteren Stichen des letzten Justiztages sieht man Maria und Christus noch unbekleidet. Auch die Heiligen winden sich nackt in allen Stellungen zum Himmel empor.

Daß Michel Angelo ein Kunstheide war und sich als gebildeter Mann von mancher Glaubensschrulle befreit hat, beweisen viele Gestalten im Deckengemälde der Sistina. Seine Sibyllen gehören einem Heldengeschlechte an, das nichts Niedriges denken und thun kann. Die delfische Sibylle trifft uns mit ihren schönen ernsten Augen in's Herz hinein. Auch die erythräische ist ein anmutiges edles Kraftweib, dessen Gedankenarbeit — sie liest in einem Buche — nicht flach sein kann. Beide stehen ebenso wie die kraftstrotzenden Glieder der in Bogenfeldern gelagerten nackten Männer, jenseits der Nachtnebel des Glaubens.

* * *

In unserem Buche: „Gestalten des Glaubens" wurde das Christentum eine Barockreligion genannt. Daß sie es ist, beweist auch die Kunst, in deren Bildungen sich ein verwegenes Barock des Fantasiedenkens abspiegelt. Mitunter sind die Denkabwege des von Glaubensschauern geschüttelten Menschen kaum zu begreifen. Es liegt darin eine Verworrenheit und Geschmacklosigkeit, die in anderen Religionen kaum ihres Gleichen findet; in den Bezirken des Glaubens gibt es eben für Wissen und Erkennen keinen Raum.

Der religiösen Kunst dämmerte nicht einmal die Erkenntniß auf, daß die Schönheit eine Anregung mehr wäre, das Jenseits begehrenswert zu finden. Dem Hochhalten des dogmatisch Ungereimten entsprachen zumal in den ersten Jahrhunderten christlicher Kunst unheimliche Zerrgestalten. Wo das Übernatürliche allein herrscht, kann das Naturgerechte immerhin verhöhnt und verachtet werden.

Die Religion allein wies nie den directen Weg zum Kunstedlen. Das zeigt sich schon im plastischen Zierwerk gothischer und romanischer Kirchen. Da wurden die absonderlichsten Barockbildungen begünstigt und aus verschiedenen Gliedern von Tierkörpern Mischgestalten unholden Schlages erfunden. So sieht man in den Säulenknäufen des romanischen Teiles der Kirche

zu Lorch u. A. auf zwei Vogelleibern einen Wolfskopf sitzen und anderes seltsames Schmuckwerk.

Wie häßlich sind auch in der christlichen Kunst die verschiedenen Schlafröcke des Teufels. Bald ziehen die Höllenjünker eine Drachenhaut, bald ein Bocksfell an oder dienen der Kirche als unschöne Wasserspeier mit welken Frauenbrüsten.

Die altchristlichen Symbole drücken sich in einer lallenden Rätselsprache aus. Ein plumpes, dem Volke unverständliches Sinnbild der zertretenen Sünde sind die unter Säulenfüßen plattgedrückten Raubtiere.

Antike Genien der Jahreszeiten, die nichts anderes sein wollten als ein heiterer Kunstschmuck, mußten an christlichen Sarkofagen dogmatische Erbauungsreden halten und auf die Vergänglichkeit, Auferstehung und auf das ewige Leben hinweisen.

Man begreift es, daß sich Neger schwer entschließen, sich zum Christentume zu bekehren, wenn man ihnen einen blutenden Leichnam als Gott vorstellt. Besonders häßlich wurde der Gott am Kreuze in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung dargestellt.

Im Madrider archäologischen Museum sieht man den an's Kreuz genagelten Gott mit herausragenden Rippen, mit Plattfüßen und mit einem Heiligenschein dargestellt, der unter der Achsel und über der Schulter hervordringt. Mit Christus ist da die Schönheit an's Kreuz genagelt.

An der Wahrheit lag der christlichen Kunst ebensowenig wie der Religion, welcher sie diente. Der Apostel Lukas hat in einer Handschrift vom Jahre 880 (Bibliothek zu Lambeth) grüne Haare und sein Körper löst sich in Arabesken auf. In einer Handschrift des 9. Jahrhunderts (Bibliothek zu St. Gallen) hat Jesus ein rotpunctirtes gelbes Haar, um seine Außergewöhnlichkeit zu markiren.

Im 9. Jahrhundert war es überhaupt Kunstmode, biblische Gestalten in Miniaturen als Kreise, Arabesken und bunte Felder darzustellen und deren Augen und Nasen in Schmucklinien zerflattern zu lassen. Die Kunst verbeugte sich damit ungelenk vor der Heiligkeit, die ja über die gemeine Natur gestellt wurde.

Die Madonnen italienischer Maler im 14. und 15. Jahrhundert waren meist häßlich. Der „Thurm Davids“, die

„Zuflucht der Sünder“, die „ungeschwächte Mutter“, wie Maria in der lauretanischen Litanei angerufen wird, sollte durch Anmut nicht sinnliche Begierden anfachen.

Zuweilen besitzen Gemälde des Mittelalters den Reiz der Naivität; es blickt uns aus ihnen die Unbeholfenheit des Glaubens wie ein armes hilfsbedürftiges Kind an. Auch schlägt mitunter weibliche Formenanmut die Augen auf und tröstet uns über die Jämmerlichkeit des Gemäldestoffes. Erst beim Lockern des Glaubens und beim Einsickern der Einflüsse des griechisch-römischen Schrifttums wurden schöne Madonnen erlaubt. Ihr ästhetisches Daseinsrecht hat die Frauenschönheit erst in der Renaissancezeit erhalten.

Die christliche Legendenliteratur beweist es, daß von Gott selbst Frauenhäßlichkeit als Schutzwehr gegen die Sünde sehr geschätzt wurde. So hat er der h. Paula in aller Geschwindigkeit einen langen Bart wachsen lassen, damit sie heftigen Liebesbewerbungen besser widerstehen könne.

Die christliche Askese kehrte sich immer gegen den Art- und Selbsterhaltungstrieb, also gegen die beiden Hauptstützen des Lebens. Dieses Bemühen war zwar vernunftwidrig, allein eben deshalb religionsgerecht. Gegen die Bedürfnisse des Magens wurden von der Religionsverwaltung strenge Fasten ausgespielt, deren Folgen die Kunst in blaßen, mageren Mönchen aussprechen konnte.

Anregender für die künstlerische Ausgestaltung war der Kampf gegen sexuelle Annäherungen, der immer wieder auf den Plan bildlicher Darstellungen trat.

So führt uns ein Gemälde die unbegreifliche Strenge des h. Benedict vor, der seine Sehnsucht nach einem Frauenschoße auf einem Dornenlager zerstechen ließ.

Beim h. Bernhard von Clairvaux umschlangen sich Andachts- und Geschlechtsreize in einer fatalen Form, denn man ertappt auf einem Bilde den Heiligen dabei, wie ihm die Mutter Gottes die Brust reicht.

Nicht ungern hat die christliche Kunst die Versuchung des h. Antonius verbildlicht. Es werden da nackte Mädchen in's Treffen geschickt, um den morschen Greis zu erregen. Das Christentum schildert zwar Teufel als albern, allein für so

dumm darf man sie doch nicht halten, daß sie nicht wüßten, wie reich die Seelenbeute für sie durch die entsittlichenden Einflüsse der Religion ohne ihr Bemühen ausfallen muß. Außerdem erkennen sie besser als die christliche Askese, daß ein unschuldiges geschlechtliches Vergnügen Niemanden höllenreif macht.

L. Callot hat 1636 in Paris Radirungen herausgegeben, die vielleicht mit boshafter Absicht den himmlischen hohen Adel blosstellen. Sie stellen Wunder zum Aufschreien der Verwunderung, Austreibungen von Teufeln, das Bauchkriechen der Andacht und Folterscenen dar.

Auf einer dieser Radirungen wird ein himmlischer Adelsmann, der h. Livarius, enthauptet. Der abgeschlagene Kopf wird ebenso wie das aufspritzende Blut vom Heiligenschein umglänzt. Livarius hält mit Genugthuung sein Haupt in der Hand und scheint auf seine Kopflosigkeit, als auf ein Kennzeichen der Heiligkeit, stolz zu sein.

Das Christentum wird auch von jenen Tieren beredt gepriesen, die sich frommen Einsiedlern als Dienstboten freiwillig zur Verfügung stellten. Besonders sind es Bären, die durch den Glauben ihrer Herrn civilisirt wurden. So hat sich nach einem Gemälde ein durch die Gottergebenheit seines Gebieters Humbert gebildeter Bär bei einer Reise nach Rom als Gepäcksträger vortrefflich bewährt.

* * *

Es hat lang genug gedauert, bevor es Künstler müde wurden, immer wieder dieselben Glaubensmärchen mit Verzicht auf die Betonung des Schönen, Lebensechten und Naturwahren zu malen und zu meißeln. Sie ordneten die Natur der Übernatur bei und stellten neben den Jesuknaben unbefangen einen Hasen hin. Es war eine gesunde Selbstbesinnung, welche das Himmlische nicht dem Irdischen, das Göttliche nicht dem Menschlichen nachsetzte. Heller Tag war allerdings noch nicht in Künstlerköpfen und diese drangen nicht bis zur Erkenntniß vor, daß Gott ein Liebkind der Fantasie ist und in seiner Kunstausgestaltung alles vertrage, selbst die Schönheit.

Allein so viel wurde ihnen klar, daß Natur und Leben bei Verbildlichung von Himmelssachen ein ernstes Wort mitzureden

haben. Sie stellten deshalb Himmelsleute, Menschen und Tiere neben einander, unterschlugen den Heiligenschein, schilderten Engel als ausgelassene oder neugierige Buben, den lieben Gott als gutmütigen Allerweltsonkel, Christus wie einen braven Rabiner, der sich gern zum Essen einladen läßt und Maria als zärtliche Mutter, die ihren Jungen mit Genugthuung an die Brust legt und sich von Engeln nicht immer bedienen läßt.

Die Künstler der Reformations- und Renaissancezeit sahen ein, daß man an Heiligkeiten eher glaubt, wenn sie sich menschlich geben, und wenn man sie mit Ausschnitten aus dem wirklichen Leben umsäumt. Sie entzogen ihnen kein Geschirr, das sie im Laufe des Tages oder der Nacht brauchen konnten und erhöhten auch durch solche Aufmerksamkeiten die Glaubhaftigkeit der in's Menschliche gerückten Himmelsgestalten.

Man fing an, die übernatürlichen Verlogenheiten durch das Lebens- und Naturwahre zu mildern. Passions- und Marterbildern gegenüber wurde der landschaftliche Naturfriede dem religiös beklommenen und gefolterten Herzen zum Ausrasten angeboten.

Das wunderbare Aquarell A. Dürers: „Madonna mit den Tieren" in der Albertina (Wien) zeigt so recht die Liebe des genialen Mannes für seine Kunstbraut: Natur. Auch er suchte im Darstellen des Natürlichen Erholung vom Außernatürlichen und stellte den Jesuknaben in die Gesellschaft von Insecten, Echsen und anderen Tieren als dessen Daseinskameraden. Alle halten guten Frieden in der großen Lebensrepublik. Dieses liebliche Bild läßt einen hochpoetischen Eindruck zurück. Man würde diesen Eindruck nicht so tief genießen ohne die Bekanntschaft mit den früher geschilderten Barockbildern.

Einige Künstler haben sich mit voller Absicht gegen himmlische Lügen aufgelehnt und ihrer Schätzung der Lebenswerte offenen Ausdruck gegeben. Sie stellten Himmelsbürger als Menschen dar und kämmten ihnen den Heiligenschein herunter.

So hat Bonifazio den Wanderprediger aus Nazareth auf dem Marsch nach Emaus in eine Wirtsstube gesetzt, wo dem Gaste der wohlgenährte Wirt Wein und Brot vorsetzt. Der Profet segnet überflüssiger Weise das Brot, allein niemand kümmert sich um diese Privatgewohnheit des Touristen, weder

der feiste Wirt, noch Kind und Hund, die harmlos zusammen spielen (Brera, Mailand).

Paolo Veronese stellt den Rabbi Jesus ebenfalls als Menschen dar, dem behaglich zu Mute ist, wenn er gut tafelt und wenn sich eine holde Frau das zweifelhafte Vergnügen verschafft, ihm die Füße zu waschen. Angesichts dieser Waschscene raufen sich ohne Respect vor heiligen Personen Hund und Katze. Was geht sie eine tafelnde Heiligkeit an? Sie sind nicht so dumm, wie Menschen.

In Veronese's Prachtbild: „Christus im Hause Levi" (Venedig, Akademie) kümmert sich auch niemand um den reisenden Moralfilosofen; der leckere Inhalt der Schüsseln und Becher fesselt die Gesellschaft der Tafelnden entschieden mehr als der „Sohn Gottes".

Im Palazzo Pitti sieht man eine „heilige Familie" von P. P. Rubens, deren Gestalten sich durchaus unheilig und frei von jeder himmlischen Ungehörigkeit geben. Maria gibt sich wie eine bei guter Kost trefflich gedeihende ehrbare Handwerkersfrau, die mit Vergnügen ihren wohlgenährten Jungen anblickt. Josef wird nicht als siecher Greis, sondern als kräftiger Mann dargestellt, der genau weiß, daß der kleine Jesus sein Sohn nicht ist. Der geistvolle Vlame Rubens sah in der Bibel nur Menschen herumgehen und ließ die Notabilitäten des Himmels sich nicht wechselseitig anbeten.

Auch Murillo warf den Bombast des Jenseits aus seinen biblischen Bildern hinaus. In seiner „Geburt Christi" (Louvre) gibt sich alles menschlich; die Hebamme schickt sich an, den heiligen Buben in einem Becken zu waschen, ohne in Gefahr zu kommen, ihm den Tellerschein wegzuscheuern, weil er keinen hat. Ein Engel mit einem Waschkorb fürchtet sich sehr vor einem Hunde, der ihn in die nackte Wade beißen könnte. Kurz das Heilige gibt sich da ganz wie das menschlich Gewöhnliche.

Selbst der fromme Hans Memling revoltirte gegen die Goldgründe der Heiligenbilder, die alles Irdische als nichtig zu verdecken hatten und breitete Landschaften in den Hintergründen seiner Bilder aus, um das Naturschöne leuchten zu lassen; Memling führte in seinen Bildern (Louvre) Grashalme, Blumen, Erdbeeren und Hunde zu den Füßen der Heiligen mit derselben

haben. Sie stellten deshalb Himmelsleute, Menschen und Tiere neben einander, unterschlugen den Heiligenschein, schilderten Engel als ausgelassene oder neugierige Buben, den lieben Gott als gutmütigen Allerweltsonkel, Christus wie einen braven Rabiner, der sich gern zum Essen einladen läßt und Maria als zärtliche Mutter, die ihren Jungen mit Genugthuung an die Brust legt und sich von Engeln nicht immer bedienen läßt.

Die Künstler der Reformations- und Renaissancezeit sahen ein, daß man an Heiligkeiten eher glaubt, wenn sie sich menschlich geben, und wenn man sie mit Ausschnitten aus dem wirklichen Leben umsäumt. Sie entzogen ihnen kein Geschirr, das sie im Laufe des Tages oder der Nacht brauchen konnten und erhöhten auch durch solche Aufmerksamkeiten die Glaubhaftigkeit der in's Menschliche gerückten Himmelsgestalten.

Man fing an, die übernatürlichen Verlogenheiten durch das Lebens- und Naturwahre zu mildern. Passions- und Marterbildern gegenüber wurde der landschaftliche Naturfriede dem religiös beklommenen und gefolterten Herzen zum Ausrasten angeboten.

Das wunderbare Aquarell A. Dürers: „Madonna mit den Tieren" in der Albertina (Wien) zeigt so recht die Liebe des genialen Mannes für seine Kunstbraut: Natur. Auch er suchte im Darstellen des Natürlichen Erholung vom Außernatürlichen und stellte den Jesuknaben in die Gesellschaft von Insecten, Echsen und anderen Tieren als dessen Daseinskameraden. Alle halten guten Frieden in der großen Lebensrepublik. Dieses liebliche Bild läßt einen hochpoetischen Eindruck zurück. Man würde diesen Eindruck nicht so tief genießen ohne die Bekanntschaft mit den früher geschilderten Barockbildern.

Einige Künstler haben sich mit voller Absicht gegen himmlische Lügen aufgelehnt und ihrer Schätzung der Lebenswerte offenen Ausdruck gegeben. Sie stellten Himmelsbürger als Menschen dar und kämmten ihnen den Heiligenschein herunter.

So hat Bonifazio den Wanderprediger aus Nazareth auf dem Marsch nach Emaus in eine Wirtsstube gesetzt, wo dem Gaste der wohlgenährte Wirt Wein und Brot vorsetzt. Der Profet segnet überflüssiger Weise das Brot, allein niemand kümmert sich um diese Privatgewohnheit des Touristen, weder

der feiste Wirt, noch Kind und Hund, die harmlos zusammen spielen (Brera, Mailand).

Paolo Veronese stellt den Rabbi Jesus ebenfalls als Menschen dar, dem behaglich zu Mute ist, wenn er gut tafelt und wenn sich eine holde Frau das zweifelhafte Vergnügen verschafft, ihm die Füße zu waschen. Angesichts dieser Waschscene raufen sich ohne Respect vor heiligen Personen Hund und Katze. Was geht sie eine tafelnde Heiligkeit an? Sie sind nicht so dumm, wie Menschen.

In Veronese's Prachtbild: „Christus im Hause Levi" (Venedig, Akademie) kümmert sich auch niemand um den reisenden Moralfilosofen; der leckere Inhalt der Schüsseln und Becher fesselt die Gesellschaft der Tafelnden entschieden mehr als der „Sohn Gottes".

Im Palazzo Pitti sieht man eine „heilige Familie" von P. P. Rubens, deren Gestalten sich durchaus unheilig und frei von jeder himmlischen Ungehörigkeit geben. Maria gibt sich wie eine bei guter Kost trefflich gedeihende ehrbare Handwerkersfrau, die mit Vergnügen ihren wohlgenährten Jungen anblickt. Josef wird nicht als siecher Greis, sondern als kräftiger Mann dargestellt, der genau weiß, daß der kleine Jesus sein Sohn nicht ist. Der geistvolle Vlame Rubens sah in der Bibel nur Menschen herumgehen und ließ die Notabilitäten des Himmels sich nicht wechselseitig anbeten.

Auch Murillo warf den Bombast des Jenseits aus seinen biblischen Bildern hinaus. In seiner „Geburt Christi" (Louvre) gibt sich alles menschlich; die Hebamme schickt sich an, den heiligen Buben in einem Becken zu waschen, ohne in Gefahr zu kommen, ihm den Tellerschein wegzuscheuern, weil er keinen hat. Ein Engel mit einem Waschkorb fürchtet sich sehr vor einem Hunde, der ihn in die nackte Wade beißen könnte. Kurz das Heilige gibt sich da ganz wie das menschlich Gewöhnliche.

Selbst der fromme Hans Memling revoltirte gegen die Goldgründe der Heiligenbilder, die alles Irdische als nichtig zu verdecken hatten und breitete Landschaften in den Hintergründen seiner Bilder aus, um das Naturschöne leuchten zu lassen; Memling führte in seinen Bildern (Louvre) Grashalme, Blumen, Erdbeeren und Hunde zu den Füßen der Heiligen mit derselben

Genauigkeit aus, wie die gottseligen Personen selber. Dadurch wurde die Gleichberechtigung der Naturwesen und Jenseitsgestalten — für den Pinsel wenigstens — nachdrücklich betont. Ein bescheidener Aufruhr gegen die Anmaßungen des Jenseits!

Martin Schongauer flüchtete sich ebenfalls zur Natur, wenn er Heiligkeiten schildern sollte. In dem lieblichen Idyll: „Flucht nach Egypten" behandelte dieser bedeutende deutsche Künstler des Cinquecento biblische Gestalten, Tiere und Pflanzen als gleichwertige Naturwesen.

Engel biegen eine Dattelpalme nieder, damit Josef für den Sohn seiner Frau Früchte pflücke. Ein Disteln zustrebender Esel freut sich des Daseins ebenso wie drei große Eidechsen, die sich im Vordergrunde sonnen. Unsere Teilnahme wird durch die poetische Darstellung des Naturfriedens gefangen genommen, in welchen Maria und ihr Kind ebenso einbezogen erscheinen, wie Esel und Eidechsen. Die Übernatur wird in dieser reizvollen Darstellung nicht unterstrichen.

Es war das Kennmal des Anbruchs einer helleren Zeit, als deutsche Künstler beim Darstellen biblischer Sagen das Lebens- und Naturwirkliche auf den Schild hoben und auf ihre Landschaften die Poesie des Naturfriedens legten. Sie selbst fühlten sich in der Republik Natur als freie Bürger.

Das Naturholde mit seinem frohen Grüßen mutete sie mehr an, als die selbstvergessenen Verbeugungen vor blutlosen Andachtsgötzen. Sie entwanden sich dem ausschließlichen Einflusse des Kirchlichen und Sacramentalen. Ihre Sacramente fanden sie in der Natur und verrichteten in dieser ihre Andacht. Das Nachempfinden davon gewährt einen intensiven Genuß.

* * *

So wäre denn nachgewiesen, daß sich Götter um Wissen und Wahrheit nie gekümmert haben, weil sie selbst Geschöpfe der Unwissenheit und Unwahrheit waren und daß die Kunst zur Wahrheit und zum Interpretiren des Wirklichen nur dann in nähere Beziehungen getreten ist, wenn sie sich von jenseitigen Unterstellungen abwandte und sich an das Natur- und Lebensechte anlehnte.

XXII. Filosofie des Geschlechtstriebs.

Der Großherr: Geschlechtstrieb filosofirt nicht gern und wird deshalb nur zu oft das Opfer von Thorheiten. Da er vor der besonnenen Einsicht meist die Thüre zuschlägt, so bleibt er schlecht beraten, besonders wenn sich der Religionswahn auf den Richterstuhl setzt und ihm die Wege verbietet, die er beschreiten will.

Daß sich in Religionen concentrirte Unwissenheit niederläßt, beweisen eben ihre Irrtümer über den Naturdrang, das Geschlecht fortzupflanzen. Dieser naturgegebene Trieb ist bei allen Wirbeltieren eine unwiderstehliche Macht, die sich auch jener biblischen Sage gegenüber behauptet, die im Brennpuncte christlicher Glaubenssätze steht und den weiblichen Schoß als Quelle aller Übel zu verachten empfiehlt.

Die Natur oder wenn man lieber will: Gott möchte jedoch diesen heiligen Ort als Quelle des Lebens geschätzt sehen und das giebt nun viele Conflicte, wobei sich die Religion gegen den lieben Gott geradehin auflehnt.

Gott will es, daß sich Liebende umarmen und die Tiergattung: Mensch erhalten und die Religion fährt frech dazwischen und verstellt dem Geschlechtstrieb die freien Wege. Es ist zumal für die christliche Religion ein großes Anliegen, die lebenswichtige Einrichtung Gottes, der die Geschlechtswonne erfunden hat, plumperhand zu verdammen. Sie weist den lieben Gott aus den Bezirken der sexuellen Wünsche kurzweg hinaus und bezeichnet den allmächtigen Teufel als den Vater der Wollust.

Meldet sich aber der Hunger des geschlechtlichen Begehrens auch bei frommen Personen, so entläßt die religiöse Interpretation wieder den Teufel und adressirt das sinnliche Wünschen an zwei Himmelsgestalten, die, wie aus früheren Abschnitten bekannt ist, sich mit geschlechtlich erregten Klosterleuten immer wieder vermählen mußten.

Das ist eben der Fluch der nichtigen Zweiheit von „Fleisch“ und Geist, daß dieser Fiction zulieb eine Unmenge von Thorheiten verübt wurde. Durch die erträumten Freuden des Jenseits wurden all' die von der Natur angetragenen Seligkeiten des Diesseits entweder als Sünde zurückgewiesen oder als Sünde verübt.

Die Selbstverblendung war in beiden Fällen gleich groß. Auch der Kampf der Frömmigkeit mit dem Geschlechtstrieb zeigt es deutlich, wie die Religion das Erkennen des Naturgerechten zurückdrängt und die Wahrheit auf den Kopf schlägt.

Je weniger Verstand in den frommen Kämpfern gegen die Sinnlichkeit steckte, desto zwingender trat bei der Contrastspannung zwischen der theoretischen Keuschheit und dem geschlechtlichen Wünschen mitunter das Komische auf. Der Widersacher fleischlicher Begierden kämpfte mit allen Mitteln seiner Beschränktheit und wurde dennoch glorreich besiegt. Mütterchen Natur wollte es so.

Nach einer Religionsansicht der Sikhs besieht sich Brahma die Thorheiten der Menschheit und unterhält sich dabei köstlich. Wenigstens ebenso viel Stoff zum Lachen wie Brahma erhält sein College im christlichen Himmel. Er hat ja auch in Priesterleiber den Geschlechtstrieb gesenkt und die Gott corrigirende Kirche war es, welche die Unterdrückung dieses „infamen“ Triebes als höchst bemerkenswerte Tugend anpries.

Die „Cultur“völker haben es dem Christentume zu danken, daß die geistliche und weltliche Polizei noch heute das Aufrechthalten alberner Verschrobenheiten wegen des sexuell Schicklichen streng überwacht.

Die Natur selbst erkennt in der Scham keinen Vorzug und duldet sie nicht im Tierreiche. Die Griechen, welche von Homer in der Odyssee geschildert werden, kannten die sexuelle

Scham nicht. Den blühenden Jüngling Telemachos badete Polykaste, die jüngste schöne Tochter des Nestor. Als sie ihn gebadet und darauf mit Öl gesalbt hatte, hüllte sie um den Jüngling in aller Unschuld Mantel und Leibrock, ohne sich zu schämen.

In jenen Teilen Asiens und Afrikas, die dem Islam ausgesetzt sind, schämen sich Frauen der unteren Volksschichten ebenfalls nicht ihrer Nacktheit und zeigen ihre Körperformen ungescheut, indem sie nur das Gesicht bedecken, dessen Verhüllung die Religion befiehlt. Das Geschlecht lassen sie erkennen, weil es etwas Allgemeines und an sich nichts Nachteiliges bedeutet, nur die Person soll nicht erkannt werden.

Irrtümer über die sexuelle Scham haben das Judentum und das Christentum verbreitet; auch die alten Thorheiten von der erlesenen Geistigkeit und verächtlichen Körperlichkeit haben alle geschlechtliche Unbefangenheit und Aufrichtigkeit verdammt, die nur in der Volkspoesie weiter blühte.

Zur Renaissancezeit hat man den Wert der Körperformen wieder erkannt und die Kunst bildete die Leibesschönheit treu nach, deren sich zu schämen, weder ein ethischer noch ein ästhetischer Grund vorlag.

Die deutschen Kleinmeister des 16. Jahrhunderts schlossen sich der naiven Wertschätzung geschlechtlicher Spannungen an und schilderten ohne Scheu sexuelle Beziehungen, die sich keines Fehls bewußt waren, weil sich in ihnen das Naturgerechte offenbarte.

Sie stellten Lebensfreuden dar, die sich nicht über den Gürtel erhoben, allein sie verschmähten die sündhaften Feigenblätter, wie man es u. A. an den Badewannen sieht, in denen sich Liebespaare vergnügen.

Diese Conversationswannen wurden von deutschen Kupferstechern des 16. Jahrhunderts mit Genugthuung dargestellt. Auch die Bemühungen der schönen Frau Putifar, den egyptischen Josef zu verführen, wurden von unseren Kleinmeistern mit Vorliebe geschildert. So von Georg Pencz zart, von Sebald Beham naturalistisch. Die holde Verführerin läßt es bei Pencz an Entblößungen ihrer Reize nicht fehlen, doch der brave Josef flieht, aber nicht, wie in einem Stiche Sebalds, mit compromittirenden Merkmalen der Begehrlichkeit.

Keine naive keusche Unscham, sondern eine raffinirte unkeusche Schamlosigkeit offenbarte die Königin Christine von Schweden, welche nach einer Mitteilung der Herzogin von Orleans Lieselotte ihren weißen nackten Leib auf einem schwarzsametnen Bette ihren „Amanten" zeigte, um sie zu reizen. Dabei hat die zarte unschuldige Weiblichkeit ihre Rolle bereits ausgespielt.

Edel geartet ist die Culturscham von Liebesleuten, die in stiller Zurückgezogenheit ihre körperliche Anmut als heiliges Geheimniß nur vor dem Geliebten enthüllen.

Auf der Höhe dieser Culturscham standen nicht jene römischen Frauen, die mit choischen durchsichtigen Gewändern bekleidet sich öffentlich zeigten. Da sie keinen ethischen Wert besaßen, konnten sie ihn auch bei durchsichtigen Kleidern nicht verlieren.

Wer Lebens- und Naturwerte unbefangen prüft, muß erkennen, daß der Geschlechtstrieb nur durch die Liebe seine Weihe empfängt, daß der Anblick unverhüllter weiblicher Reize nur ein Vorrecht des Geliebten bleibt und daß dieses poetische Recht fernab von Unsittlichkeit steht.

Vielleicht kann man es noch naive Unscham nennen, wenn im Mittelalter junge Töchter edler Familien sich zur Begrüßung von Fürstlichkeiten unbekleidet einfanden. Nacktheit hat da eine große Ehrung und Auszeichnung bedeutet. So haben es Töchter der ersten Familien von Paris trotz ihrer Christlichkeit nicht für unschicklich oder gar für unsittlich gehalten, Ludwig XI. von Frankreich bei dessen Einzug unbekleidet zu begrüßen und ihm ein Gedicht vorzutragen.

Es handelte sich jedoch um keine Naivetät mehr, als bei Festen am Hofe des Papstes Alexander VI. hunderte von nackten Freudenmädchen erschienen. Der Häuptling der katholischen Kirche hat sich da dem Vorurteil entwunden, daß das Beschauen weiblicher Anmut unsittlich sei.

Allzuweit ging jedoch die Befreiung von diesem Vorurteil, als bei kirchlichen Processionen Ende des 16. Jahrhunderts in Neapel und in Paris Männer und Mädchen unbekleidet einherschritten. Da stellte sich die liebe Kirche in ihrer Unconsequenz auf den Standpunkt der Naturvölker, welche die Nacktheit als ein Zeichen der Demut noch heute ansehen.

Wenn bei der Frau der ethische Wert nicht geschätzt wird, der mit Bildung, Liebe und Einsicht innig zusammenhängt, so wird es verständlich, wenn bei ihr nur das Geschlecht das Interesse reizt.

Während Culturleute des 20. Jahrhunderts in der Ehegattin einen unantastbaren Besitz ehren, dessen Preisgabe unstatthaft ist, tragen Naturvölker das Beste, was sie haben, ihre Gattin oder Tochter, dem Gaste als Lagergenossin an.

Die Ausschließlichkeit des Geschlechtsgenusses wird von vielen halbcivilisirten Völkern nicht als unveräußerliches Ehegut geschätzt, denn die Männer tragen dem Gaste die Frau so an, wie einen Becher Wein beim Zutrinken und sind über die Zurückweisung dieses Anbotes sehr beleidigt.

Wenn Töchter dem Gaste als Willkommgruß angetragen werden, so beweist dies wieder, daß Ansichten des Abendlandes über jungfräuliche Unversehrheit in anderen größeren Weltteilen nicht vorkommen.

Auch die Fönikier übergaben ihre Töchter Gastfreunden zur geschlechtlichen Unterhaltung. Nach isländischen Sagas und nach dem Rigsmal kannten auch germanische Stämme diese kostbaren Beweise von Gastfreundschaft und die Schlafnachbarin erhielt zuweilen für ihre herzensartige Gastlichkeit ein Geschenk. Auf dem Blachfelde dieser Frauenwertung wurde von dem Kleinod der Jungfräulichkeit und der ehelichen Treue ganz abgesehen und nur das weibliche Geschlecht als Wertsache hingenommen.

Einige Naturvölker erblicken in der unberührten Jungfräulichkeit kein Kleinod und ihre Mädchen können sich nach Belieben geschlechtlich vergnügen. Andere Volksstämme des Naturbannes schätzen jedoch jungfräuliche Unversehrtheit.

Ein Ethnograf sieht darin ein Stück Idealismus und einen Beweis sittlicher Wertschätzung. Es mag sich dies doch anders verhalten. Die Jungfrau galt Naturvölkern als verkäufliche Ware, die an Wert verlor, wenn sie einem angebissenen Apfel glich und von der Genußgier bereits angenagt war.

Bei den Griechen wurde der Wert der Jungfräulichkeit aus ethischen Gründen bereits geschätzt und man rühmte es an Solon, daß er durch Errichtung eines Frauenhauses Mädchen gegen Verführung schützte. Sklavinen als Untermenschen konnten

dagegen verführt werden, denn mit ihnen bevölkerte man jene Erfrischungsanstalten, deren Präsident der heilige Priapus war.

Anstalten für cyprische Bedürfnisse gab es in Korinth, Athen, Milet und in anderen altgriechischen Städten in Menge; sie boten Assecuranzen für die sexuelle Ehre der hellenischen Fräulein. Die griechischen Lustmädchen waren so Sicherheits- und Ehrengarden für Jungfrauen. Es war übrigens ein humaner Zug der Griechen, daß sie die Venusnonnen nicht verachteten, da sie ihnen als ein sociales Bedürfniß erschienen.

Mangel an Einsicht und ethischem Takt gab sich in der sacralen Prostitution kund, bei welcher der persönliche Wert des Mädchens ganz bei Seite gesetzt wurde, indem man von ihm das Opfer der Jungfräulichkeit als Beweis religiöser Unterwürfigkeit und der Gefälligkeit für eine Göttin der Fruchtbarkeit forderte. Die Religion erwies sich auch da als entsittlichend, dies umso mehr, als der Prostitutionszins in die Börsen der Priester floß.

Wenn die Urteilsfähigkeit unerschlossen und der Mut zum Handeln unentwickelt bleibt, so läßt man sich solche Brutalitäten religiösen Schlages ohne Widerstand gefallen.

Daß der sittenlose Kaiser Elegabalus Vestalinen in sein Harem aufnahm und damit einen unwürdigen religiösen Zwang durchbrach, war eine zwar cynische aber doch nicht ganz witzlose Ketzerei. Jungfrauen seien für Menschen, nicht für Götter da und sollen ihres Geschlechtes innewerden, — mochte der kaiserliche Wüstling gedacht haben.

* * *

Wissen ist das wichtigste Lebensgut. Wenn es auch die Regungen des Arterhaltungsdranges lenkt und beherrscht, so wird damit manches Unheil abgewehrt und manche Thorheit zerstört. Die Brutstätte sexueller Regungen ist die Liebe, die Sehnsucht nach dem Besitze einer Person, die durch ethische oder ästhetische Vorzüge oder durch beides fesselt.

Der Naturzweck der Liebe: die Erhaltung des Geschlechtes hat — man muß es wiederholen — mit der Sittlichkeit nichts zu schaffen. Auch die frei begehrte sexuelle Vereinigung von

zwei Personen, die dem Genusse zustreben, wird nur von der Beschränktheit für einen ethischen Verstoß erklärt.

Allein bei Gewaltanwendung, bei Rücksichtslosigkeiten gegen das Weib, das zur Mutter gemacht wird und bei der maßlosen, die Gesundheit zerwühlenden Befriedigung sexueller Wünsche, die losgelöst von allen Erhöhungen durch ethische und ästhetische Motive nur das hungrige Tier im Menschen beschwichtigt, springt der Frevel auf den Plan. Der gemeine geschlechtliche Heißhunger fragt nicht, wie ist das Genußobject, sondern wo ist es.

Wie ganz anders gibt sich der unschuldige Sexualdrang junger Mädchen, die dem Manne ihrer Neigung „nichts versagen möchten, sollte er was immer verlangen". So spricht die Unschuld des unerfahrenen Mädchens, das ohne der Ziele des Geschlechtstriebes bewußt zu sein, nur den Regungen der Liebe folgt.

In ähnlicher Weise unbefangen sind Naturvölker, die auf dem Gegenpole der religiösen Askese stehen, welche das Niederhalten aller geschlechtlichen Wünsche befiehlt. So verachten die Wotjäken jenen jungen Mann, der sich um die Geschlechtsgunst bei Mädchen nicht bewirbt. Sie meinen, er verzichte dabei auf ein unersetzliches Lebensgut.

Der Codex über sexuelle Moral wird im Vernunftstaate der Zukunft die gegenwärtigen Vorurteile über gefallene Mädchen und „ledige" Kinder wegfegen und auch da Humanität walten lassen, wo jetzt Thorheit und Herzlosigkeit herrschen. Bei Culturheiden wird eben das Hausrecht der Vernunft zur Geltung kommen.

Dieses läßt es auch nicht zu, daß man den naiven Gehorsam gegen den Sexualsinn bei der ländlichen Jugend verurteile. Der deutsche Bauernjüngling pflückt beim „Kiltgang" oder in den „Kommnächten" ohne Gewissensbeklemmung alles, was ihm geboten wird.

Die geliebte Maid, die mit Wissen der Eltern in den „Probenächten" den Verlobten kommen heißt, läßt ihn langsam auf einer Leiter von Vorseligkeiten emporsteigen. Zuerst darf er an ihrem Bette sich mündlich über seine Neigung äußern, dann gestattet sie ihm optische Genüsse und schließlich darf er von ihr vollständig Besitz ergreifen.

Haben diese Prüfungen von Kraft und Schönheit Folgen, so beeilt sich der Verlobte, seine Geliebte zur Ehefrau zu machen. Thäte er es nicht, so würde ihm der Haß und die Verachtung der ganzen Gemeinde folgen.

In dem prosaischen Leben von Dorfjünglingen bedeuten solche Kommnächte ein poetisches Glück und die Erhebung der Geliebten zur ehelichen Lebensgenossin wird zur sittlichen Verpflichtung. Insofern besitzt die Seligkeit des Liebesgenusses ein ethisches Fundament für's Leben.

Der Egoismus des Mannes wird zu Gunsten der geliebten Frau und der Kinder gemildert und zur Liebe für die Familie veredelt. Der Geschlechtsgenuß gibt sich also auch als Quelle sittlicher Antriebe.

Wer wollte mit Steinen nach naturschlichten Leuten werfen, deren Weg zur Ehe sich in der geschilderten Weise abwickelt? Nur herzlose Ignoranz vermöchte es.

Den Reiz der Naivetät, die im Vollzug der letzten Liebeswünsche nichts Ungöttliches sieht, besaßen im Mittelalter die öffentlichen Beilager junger Gatten, die unbekleidet das Ehebett bestiegen und von den Hochzeitsgästen mit einem Überwurf bedeckt wurden. Die Gäste, welche den wirklichen Vollzug der Ehe zu bezeugen hatten, sollten auch einen optischen Genuß davontragen. Das war keusche Sinnlichkeit.

Die Natur kann nicht unsittlich sein, wenn sie für die Arterhaltung sorgt. Man wird doch nicht ein Vogelpaar unmoralisch nennen, wenn es Eier bebrütet oder es für eine Sünde erklären, wenn sich Blüthenstaub auf den Blumenkelch senkt.

Angesichts der engen Beziehungen von Lieben und Leben kann man es ebensowenig für einen Frevel halten, wenn ein Menschenpaar ohne sacramentale Dazwischenkunft Kinder bekommt, für deren Pflege es redlich sorgt.

Da setzte die fluchende Kirche ihre Lanzen ein und legte seit altersher ein Brandmal auf Liebespaare, die nicht erst um Erlaubniß fragten, ob sie sich umarmen dürfen. Dabei fluchte und stach die von der Religion verpöbelte Menge an der Seite der Kirche nach dem gefallenen Weibe und nach der schuldlosen Frucht der Umarmung. Sie ahnte es nicht, daß sich bei anständigen Menschen Liebe, Freiheit, Erkenntniß, Sittlichkeit und deshalb Duldsamkeit die Hand reichen.

Die Liebe ist eine Schwester der Freiheit und keine Leibeigene der Kirche, welche in Bezug auf Auswirkungen des Geschlechtstriebes selber die grellsten Frevel verübt hat. Kein gesellschaftlicher Makel darf an Menschen hängen, die unversehens mit Kindern der Liebe gesegnet werden und kein Naturmakel liegt überhaupt auf der Frau, wie es der Glaubenswahn seit jeher behauptet hat.

Sie ist zwar gegenüber dem Manne der schwächere Teil, allein fysische Schwäche wird nur von der Roheit gering gehalten und das Wissen um die Natur- und Charaktervorzüge der Frau verurteilt jede gegen sie gerichtete Brutalität.

Es drängt sich leider auch bei Menschen jenes grausame Naturgesetz vor, welches der überlegenen Körperstärke die schwächere Leiblichkeit unterjocht. Dieses Naturgebot entfesselte viele Ruchlosigkeiten gegen die Frau. So deren frevelhafte Verwendung als Arbeitstier, das alle Hausverrichtungen übernehmen mußte, weil der Mann das Arbeiten unter seiner Würde fand. Der zarte Körperbau der Frau war bei vielen Volksstämmen Ursache, daß sie als bloße Sache behandelt wurde, die man für ein Stück Wild oder für einige Saftfrüchte erwerben konnte.

Die Frau, der man ihrer Schwäche wegen den Rang eines Vollmenschen abgesprochen hat, wurde bei vielen Naturvölkern verachtet und oft wie ein unbrauchbares Hausgerät weggeworfen. Wo eine Frau die Haus- und Feldarbeit allein nicht verrichten konnte, nahm der Hausherr mehrere Frauen und fand in seiner Trägheit die Anregung zur Vielehe.

Bei asiatischen Völkern besaß der Mann Vorrechte, die Frau aber war rechtlos und konnte wie Marktobst verkauft werden. Nach den japanischen Märchen und Sagen von Prof. Brauns, war es das Los der Frauen, auch noch im Jenseits zu dienen und immer wieder zu dienen.

Daß der Geschlechtstrieb bei rohen Völkern ein dummer und grausamer Despot ist, darüber geben Thatsachen aus ihrer Sittengeschichte beredte Auskunft. Der Seelenwahn war auch in brutaler Form mit der geschlechtlichen Selbstsucht verbunden. Stirbt ein Neuseeländer, so wird seine Lagergenossin zum Tode des Erhängens genötigt, damit der Verstorbene im Nachleben sofort sein sexuelles Vergnügen fortsetzen könne. Welcher

Mangel an Urteilskraft spricht sich darin wie in jedem Jenseitswahn aus.

Die reichen Jünglinge auf Tahiti erblicken in Frauen nur Apparate für Wollust, wie es ihre Vereine für Frauengemeinschaft beweisen. Die gemeine sexuelle Beflissenheit, die sich darin ausspricht, ist übrigens der Vielehe vorzuziehen, weil in dieser die geschlechtliche Selbstsucht die rohesten Formen annimmt.

Das Elend, das mit ihrem Geschlecht verbunden ist, empfinden die Frauen der Guanos, die manches Töchterchen töten, weil sie ihm den Kummer des Daseins, die Qual des Gebärens ersparen und ihm so ein besseres Los bereiten wollen. Sie halten das Kind für ein Stück ihres Leibes, über das sie nach Gutdünken verfügen können und ihr Vorgehen wird von den Stammesgenossen gebilligt.

Wie entsetzlich ist dagegen das Los eines Christenmädchens das ihr vom Vater verleugnetes und verlassenes Kind tötet. Es zu ernähren ist die arme Verlassene außer Stande und es zu besitzen, ist vor der Gesellschaft eine Schande. Das Mädchen mit dem gebrochenen Lebensmut und mit dem zerpflückten Herzen wird nach europäischen Strafgesetzen zum Tode verurteilt und bestenfalls zu einer vieljährigen Kerkerstrafe „begnadigt“, statt es in einem Asyl sich wieder aufrichten zu lassen. Und der Vater des verlassenen Kindes geht straffrei aus.

Statt die Frau als Freude des Gatten, als Mutter, Arbeiterin und als Leiterin des Hauswesens zeitlebens zu achten, wird sie von den Indianern Südamerikas weggejagt, wenn sie durch die Drangsale der Mutterschaft und durch schwere Hausarbeit welk geworden ist. Arier, die ihrer alternden braven Frauen überdrüssig werden und sich nach außerehelichen sexuellen Erfrischungen umsehen, sind wie die Indianer Südamerikas bedauernswerte Knechte des Despoten: Geschlechtstrieb.

Auch die Indianer Nordamerikas denken nicht folgerichtig wenn sich in ihren Vorstellungskreis die Frau stellt. Diese übergeben sie bei Kriegerfesten zuweilen einem Gaste zur intimen Umhalsung; beißen ihr aber die Nase ab und jagen sie fort wenn sie selbst einem Manne ihrer Wahl Beweise ihrer zärtlichen Gesinnung geben will.

* * *

Es wird gerühmt, daß die alten Germanen schon im Bärenfelle dem Idealismus huldigten und deshalb nach Zeugenschaft des Tacitus im Weibe etwas Heiliges, Vorahnendes, Hochweises verehrten. Allein die klugen Veledas und Aurinias mögen Ausnahmen gewesen sein. Im Ganzen wurde die zartere Menschenspecies von den Germanen unmenschlich behandelt.

Der Verlust der Jungfräulichkeit wurde hart bestraft, als ob sie ein von allen zu beschützendes Gemeingut und nicht ein persönlicher Besitz wäre. Ehebrecherinen wurden entkleidet, des Haares beraubt, aus dem Hause gestoßen und durch das Dorf gepeitscht.

Barbarisch war das Recht des Gatten, den Buhlen seines Weibes und dieses selbst zu erschlagen, während der Mann sich mehrere Nebenfrauen halten konnte. Da Fessellosigkeit des Geschlechtstriebes, dort strenge Haft in einem Vorrechte.

War der Gatte gestorben, so hatte die Frau am Tische des Lebens nichts mehr zu suchen. Das Nachsterben durch Selbstverbrennung war bei den altdeutschen Frauen wohl selten ein Heroismus der sich selbst aufopfernden Liebe, sondern der Zwang eines grausamen religiösen Herkommens.

Davon war nie die Rede, daß der Mann der ihm vorausterbenden Frau freiwillig gefolgt wäre. Er überließ es dem Schatten der verblichenen Gattin, sich in der Unterwelt selber zurechtzufinden und verstand es, sich in der Umarmung einer anderen Frau zu trösten.

Die Gemütstiefe der Deutschen war auch zur Zeit der Völkerwanderung noch nicht stark entwickelt, denn sie verkauften ihre ledigen Töchter als Sklavinen. Nach Grimms Rechtsaltertümern wurden neugeborne Mädchen als nichtswert ausgesetzt und dem Tode preisgegeben. Die Friesen verkannten auch den Wert der Frauen, denn sie bezahlten mit ihnen ihren Tribut an die Römer.

Der Culturhistoriker Lecky bemerkt, daß besonders bei angelsächsischen Völkern schon ein einziger sexueller Fehler, zumal bei den oberen und mittleren Klassen, hinreiche, „ein unauslöschliches Brandmal aufzudrücken, das keine Zeit, keine Tugenden, keine Buße ganz verwischen können". Dieses Urteil sei „der Ausdruck religiösen Gefühls über diesen Gegenstand". Richtiger wäre

es da, von religiöser Kopf- und Herzlosigkeit zu reden, die nichts verzeiht, wo sie nichts zu vergeben hat.

* * *

Das Christentum hat nie Leuchten der Aufklärung und besseren Erkenntniß angezündet und hat auch in bezug auf die Frau Verblendungen und Vorurteile fortgepflanzt und vermehrt. Es hat die bessere Menschenausgabe verachten gelehrt und es mitverschuldet, daß man Jungfrauen, die den Verlust ihres Magdtums trugen, im Mittelalter bis in's 18. Jahrhundert herab auf das grausamste bestrafte.

Wie könnte auch religiöse Verbohrtheit erkennen, daß ein Mädchen, dem die Knospe der Jungfräulichkeit gepflückt wurde, ebenso wenig entwertet ist, als ein Ephebe, welcher der Wißbegierde in bezug auf die Bedeutung seines Geschlechtes genug gethan hat?

Nie könnte es auch ein mit Religion gepanzerter Glaubensmann zugeben, daß eine gebildete geistvolle Frau nichts an Ehrenhaftigkeit einbüßt, wenn sie sich vor den Roheiten eines Gönners von Buhlerinen, der ihr Gatte ist, an die Brust eines edelgearteten geliebten Mannes flüchtet.

Arische Frauen sollten sich alle Mühe geben, das frauenfeindliche Christentum zu Fall zu bringen. Behaupten doch die Kirchenväter, daß Frauen ebensowenig wie Tiere mit Seelen ausgestattet seien, und daß sie ihres Schoßes wegen das Unglück der ganzen Menschheit bedeuten.

Und gerade das Geschlecht der Frau ist ein kostbares Lebensgut. Wenn schon in der Frau kein Geist sein soll, so ist doch ihr vom Christentume vermaledeites „Fleisch" sehr hochzustellen.

Ohne Frau wäre ja kein Menschendasein überhaupt, keine Familie, keine Gesellschaft mit ihren Culturzielen da. Die Frau ist nicht das Unglück, sondern die heilige Grundlage der Menschheit. Die Liebe erblüht aus diesem heiligen Boden und die Früchte, die wir vom Baume der Erkenntniß pflücken, bedeuten unser Glück.

Das Christentum hat es durch seinen bethörenden Einfluß dahin gebracht, daß selbst Frauen des Durchschnittsschlages die

Macht ihres Geschlechtes verkennen und sich schämen, wenn über sexuelle Dinge nicht hinter einem Vorhange gesprochen wird. Sie sehen es nicht ein, daß sie allen Grund hätten, auf ihr Geschlecht stolz zu sein.

Kein Zweifel kann darüber bestehen, daß gerade der Frauenschoß nicht nur der einflußreiche Lenker einzelner Lebensschicksale, sondern einer von den Dirigenten der Völkergeschicke ist.

Mit der christlichen Frauenmißachtung hing die von der Kirche patronisirte Verfolgung von Frauen und Mädchen zusammen, die als Buhlinen des Teufels verbrannt wurden. Das Volk der Denker hat keine schmachvollere moralische Epidemie durchgemacht, als jene der Hexenverfolgung. Schade, daß man die Teufelshexe: Glaubensfantasie wegen ihrer Buhlereien mit dem Aberwitz nicht so leichthin zur Rechenschaft ziehen konnte, wie die armen wehrlosen Frauen, die als Hexen hingerichtet wurden.

Die Bischofsstadt Würzburg hat die Schmach auf sich geladen, besonders eifrig im Vernichten von Teufelsbräuten gewesen zu sein, welche angeblich Kühen die Milch entzogen und Schweine zu grausamen Bissen unter einander verführt haben. In den Jahren 1627—29 hat diese Stadt allein 157 Buhlinen höllischer Wollüstlinge verbrannt. Im Jahre 1659 hat der niederträchtige Appetit nach Hexentötung in Würzburg und in Bamberg, auch einer Bischofsstadt, bereits 1000 Menschenopfer gefordert und war selbst im Jahre 1789 noch nicht zu stillen, denn da wurde in Würzburg die letzte Hexe vom Leben zum Tode gebracht. Ob es einen grausameren Machthaber gibt als den christlichen Glauben, der neben Gott den Teufel stellt?

Daß das Christentum nie der sittlichen Verwilderung Zügel anzulegen verstanden hat und nie Brutalitäten entgegengetreten ist, beweisen die verächtlich strengen Straf„rechte" der deutschen Städte.

Wenn das alte Stadtrecht von Dortmund zankende Frauen damit bestrafte, daß diese blos mit einem Hemde angethan Steine an Ketten durch die Stadt tragen mußten, so mag darin ein Zug roher Laune erblickt werden; allein wenn Kindesmörderinen, deren Verzweiflungsthaten bereits beleuchtet wurden, mit Katzen, Schlangen, Hunden und Hähnen in Säcken ersäuft wurden, nach-

dem die Ärmsten früher mit glühenden Zangen gezwickt worden waren, so wurde damit der Gipfel der Grausamkeit erreicht. Das vertrug sich mit der christlichen „Civilisation"!

In seinem grandiosen Denkwirrsal hat es das Christentum nie verstanden, seine eigenen Grundsätze von Nächstenliebe und Barmherzigkeit zu bethätigen. Es hat die rohen Ausschreitungen der Herrn und die Auswüchse ihrer Lebensart immer geduldet; so das „Recht der ersten Nacht". Dieser Beweis gutsherrlicher Niedertracht hat dem armen Hörigen nicht einmal die Freude gegönnt, die Maiblüthe der Jungfräulichkeit bei der Geliebten zu pflücken. Die Kirche schmunzelte zu dieser Herrenmoral.

Sie hat gegen die Mißhandlungen der Unfreien nie das Wort erhoben und sich immer als eine durchaus unzureichende Schutzwacht der Sittlichkeit erwiesen.

Nie hat die Kirche dagegen remonstrirt, daß im Mittelalter die Unfreien nur nach dem Gutdünken ihrer Herrn heiraten durften und daß von der hörigen Braut der schmähliche „Jungfernzins" gefordert wurde (R. Günther). Sie fand nie ein Wort der Mißbilligung gegen die Todesstrafe, mit welcher Unfreie bedacht wurden, wenn sie sich wider den Willen des Herrn vermälten, der gewaltthätig das Selbstbestimmungsrecht seiner Diener zerschlug.

Die Kirche war ganz damit einverstanden, wenn der Größenwahn und die Grausamkeit der Herrn, die Feigheit und der Stumpfsinn der Menge die Weltgeschichte componirten.

* * *

Daß von der Religion immer die Pfade der Einsicht und des Wohlwollens gekreuzt wurden, beweisen auch die Ansichten des Korans über die Frau. In einer Sure wird empfohlen, ja die Frau mild zu behandeln, während eine andere Lehrmeinung des Korans dem Manne zuruft: Peitsche sie! — Roh, kenntnißlos, doppelzüngig ließ Mohamed den Gott seines Beliebens in allen Sätteln reiten. Was dieser Profet wünschte, ließ er seinen Gott befehlen. Thöricht und haltlos war es immer.

Der Mittelpunct des unlogischen Denkens Mohameds war der weibliche Schoß. Der Gründer der Allahreligion unterschied sich darin wenig von christlichen Kirchenvätern, die bei allem Abscheu vor dem „Gefäße der Sünde", sich doch am liebsten mit diesem interessantesten Teil des weiblichen Körpers beschäftigten.

Allah sprach jede persönliche Albernheit Mohameds willig nach. Er bedeutete ihm bald die Fesselung, bald die Entfesselung des persönlichen Willens.

Hat der Moslem gelobt, sich der Frauen zu enthalten, so konnte er nach vier Monaten sein Gelübde zurücknehmen, weil Gott barmherzig handle.

Allah war in bezug auf Behandlung der Frauen nach dem Dafürhalten des Profeten etwas charakterlos. Er segnete alle Männer, mochten sie sich von ihren Frauen scheiden oder nicht scheiden.

Die Frau wird zwar des Mannes Trost und Erquickung vom Koran genannt, allein sie war doch nur Marktware und die Ehe nur eine Finanzfrage. Je mehr Geld man habe, desto mehr Frauen könne man heiraten. Eine schöne Ungläubige darf der Moslem nicht heiraten, aber eine häßliche Islamitin unbedenklich.

Unzart nennt der Koran die Frau einen Acker, zu dem man nach Belieben hingehen könne. Um die Erziehung der Kinder kümmerte sich Mohamed nicht, weil er selber schlecht erzogen war.

Obwohl dem Profeten die Frau eine sehr begehrenswerte Sache war, erklärte er gleichwohl, daß ein Mann doppelt so viel wert sei, als ein Weib. Er nahm 13 Frauen und gönnte sich außerdem einige Buhlmädchen. Im Übrigen war er nicht so streng wie Jehova, der den Menschen scharf sein: „Du sollst nicht Unkeuschheit treiben!" zurief.

In bezug auf die Ehe huldigte Mohamed schlaffen Ansichten, denn er bemerkt im Koran: „Wer da glaubt, daß er durch eine mehrfache Ehe nicht recht handle, heirate nur eine Frau oder lebe mit leibeigenen Mädchen", also mit käuflicher Ware.

Streng war der Profet gegen untreue Frauen, die lebenslänglich eingekerkert blieben. Der Moslem von heute entzieht

auch treuen Frauen die persönliche Freiheit, und das Leben der untreuen hält er wie eine Brombere in der Hand. Als Polygamist hat er dagegen das Recht, jeder einzelnen seiner Frauen untreu zu sein.

Allah beschützt alle diese Roheiten des Geschlechtstriebes, die ein vernünftiges Familienleben unmöglich machen und die Entwicklung der Bildung hemmen. Die Horizonte des Wissens durften bei den Moslems dem Koran zulieb nicht erweitert werden. Der Fluch, der auf ihrem Leben lastet, hängt ebenfalls mit Irrwegen der Religion und des Sexualsinns zusammen.

Vergleicht man Mohameds Ansichten über die Macht des Geschlechtstriebes mit jenen des Filosofen Arth. Schopenhauer, so fällt der Vergleich zu Gunsten des nervösen Profeten aus. Was soll man zu der cynischen Behauptung des Frankfurter Pessimisten sagen, daß die Männerliebe ein Mittel sei, durch welches die Natur das Zeugen schwacher Kinder durch unreife Jünglinge und alternde Männer schlau verhindern wolle.

Die infolge ihrer eigenen Gesetze in die Enge getriebene Natur greife angeblich durch Verkehrung des Instinctes in der Päderastie nach einem Notbehelf und baue sich eine Eselsbrücke, um die Erzeugung schwacher Kinder zu vereiteln.

Die Natur führe den Geschlechtstrieb irre, um dessen verderblichen Folgen eine Paroli zu bieten. Der Natur käme dies umso leichter an, als sie nur das Fysische, nicht das Moralische kenne.

Krankhafte Entartungen sind nichts Unmoralisches; auch die lesbische Liebe ist es nicht, die übrigens das Haltlose der abgeschmackten Unterstellung Schopenhauers klar darthut.

Nicht die Natur, der Mensch allein besteigt Eselsbrücken, um seine Gesundheit zu zerstören. Die Masturbation widerlegt ebenfalls die Annahme Schopenhauers von den listigen Plänen der Natur.

Der Frankfurter Pessimist läßt neben der schlauen Diplomatin Natur auch noch einen „Genius der Gattung" auftreten, der immer darüber nachdenke, ob das einer neuen Liebe entquellende Individuum doch genug tüchtig werden könnte.

Denkt dieser „Genius" vielleicht auch über die Vererbungen von Krankheiten nach? Wo treibt sich dieser Genius bei Seuchen

herum, von welchen die tüchtigsten Menschen ganz ohne alles Nachdenken hingerafft werden?

Pervers ist der Einfall des Frankfurter Mystikers, daß unser Dasein eine Verschuldung enthalte und daß das Menschengeschlecht durch fortwährende Ausübung einer unzüchtigen Handlung bestehe.

Diese Behauptung steht auf der Wertstufe der biblischen Säge, daß das Weib, die Quelle des Lebens, auch die Veranlassung des Ablebens und deshalb zu verachten sei. Es ist paradoxe Kapuzinerfilosofie, das Fortbestehen der Menschen mit Unzucht in Zusammenhang zu bringen, welche den Jammer des Lebens fortsetze.

Der Grad der Schuld, mit welcher unser Dasein behaftet sei, könne, behauptete Schopenhauer weiter, an dem Leiden gemessen werden, das uns heimsuche. Es kämen nur dann Schmerzen an uns heran, wenn wir sie verdienen. Sollte diese mystische Annahme bei Kinderkrankheiten oder bei ansteckenden Epidemien zutreffen?

So viel ist aber sicher, daß Mohamed über die Geheimlehren des weiblichen Schoßes besser unterrichtet war, als Arthur Schopenhauer. Die Kenntnisse des Profeten konnten auch gründlicher sein, da er über viele Gattinen und über einen Blumengarten von Lustfrauen verfügte.

* * *

Der Selbst- und Arterhaltungstrieb halten sich in Niederungen der Uncultur innig umschlungen und verleiten nicht etwa das Tier, sondern nur den naturrohen Menschen zu Ausschreitungen.

Die starre Selbstsucht des genußgierigen Raubtiers: Mensch fordert alles für sich und kennt keine Herzensrücksicht für andere. Sie übersieht es, daß sich der Minnedrang mit Grazie geben und von Poesie, nicht von ungestümer Leidenschaftlichkeit umschwält sein soll.

Der chinesische Filosof Kao erkannte es, daß „der Nahrungs- und Geschlechtstrieb die Hauptsache in der Natur des Menschen seien“. Der weltweise Mencius jedoch, ein Zeitgenosse des

Plato und Aristoteles, war der Ansicht, daß die „Fähigkeit für das Höhere" das specifisch Menschliche wäre. „An Ideen und Gerechtigkeit erfreue sich das Herz, wie unser Herz an Mastfleisch" (Übers. von E. Faber).

Kao hat in die Natur der Menschen schärfer geblickt, als der Schwärmer Mencius. Die Geschichte weiß nichts davon, daß der Ideensport die Lieblingsbeschäftigung der Menschen gewesen wäre; das Niedrige gefiel ihnen immer mehr als das „Höhere".

Gerade die Unersättlichkeit der Geschlechtsgier hat die ideellen Interessen der Gesellschaft bei Seite geworfen und hat auf sie das Kainsmal der Verderbniß gelegt. So im römischen Kaiserreiche, wo die Schaulust und das geschlechtliche Vergnügen alle anderen Interessen überragten. Vor allem waren die Frauen entsittlicht.

Man denke doch an jene Kaiserinen, die sich „müde aber nicht gesättigt" (Martial) von ihren Orgien morgens zurückgezogen hatten; oder an jene Römerinen, die ihres Vergnügens wegen den Gatten für hohe Wucherzinsen Geld liehen.

Der Despotismus der römischen Kaiser hat jede Form der politischen Freiheit niedergehalten; nur Genüssen vom Gürtel abwärts wurden die Wege freigelassen. Die Genußfreiheit wurde allein begünstigt; dagegen die Macht des freien Denkens gefürchtet und feindselig behandelt.

Das entsittlichte Volk dachte an den Verlust seiner politischen Freiheit nicht, am wenigsten beim Florafeste. Da sah es mit Genugthuung dem Wettlaufe nackter Buhlerinen zu. Dieser Anblick sollte es über die Nichtigkeit eines ideenbaren Lebens trösten.

Nach Briefen des h. Hieronymus wurde in römischen Theatern das Stück „Majuma" aufgeführt, in dem eine Schar nackter Lustdirnen sich vor den Zuschauern badete und dabei die lascivsten Verschlingungen aufführte.

Je mehr Zerstreuung die Prostitution den Römern bot desto allgemeiner wurde ihre Abneigung gegen die Ehe. Augustus suchte derselben durch Gesetze gegen die Ehelosigkeit und durch Vorrechte für Väter von drei Kindern vergebens Einhalt zu thun.

Ein Culturhistoriker meinte, daß die Gesittung mit dem Anlegen des Frauenschurzfells beginne. Kühnes Wort! Im Sinne dieser Behauptung müßten alle rot- und schwarzhäutigen Damen, die im Schurzfell herumlaufen, Vertreterinen der Civilisation sein. Sollte die Cultur nicht mit der vernünftigen Erziehung und mit der Aneignung lebenswichtiger Kenntnisse anfangen?

Daß die Bedeckung des weiblichen Schoßes der Cultur nicht die Hand reicht, beweisen die mit Schurzfellen versehenen schwarzen Nonnen in Groß-Bassam, denen das Gelöbniß fortwährender Keuschheit abgenommen wird. Bei den Schurzfellnonnen kommen nun Austritte aus der Virginität häufig vor. Die im Kloster gebornen Mädchen werden zu Nonnen „herangebildet", Knaben werden jedoch unbedenklich umgebracht. Theoretisch wird die Keuschheit leicht versprochen, allein das Worthalten kommt den schwarzen Gottesfrauen schwer an und der Nonnennachwuchs erscheint wie gerufen. Von Cultur ist dabei keine Spur.

Anders in christlichen Nonnenklöstern; da wurden alle Kinder umgebracht und zuweilen wurde eine verführte Nonne lebend eingemauert. Wo ist der Frevel größer und die Einsicht getrübter?

Wie ruchlos war auch der Keuschheitszwang der Vestalinen und wie pervers die Tötung der verliebten Vestanonne und ihres Verführers. Aufgezwungene Keuschheit ist für die Gesellschaft eine nutzlose Thorheit und für den Träger derselben eine naturwidrige Qual.

* *
*

Gefallene Mädchen! — Wie hart ist noch heute beim einflußreichen Walten unserer angeblich unvergleichlichen Religion der Nächstenliebe ihr Los! Neigung und Naturdrang heischten es, sich dem geliebten Manne hinzugeben und das mußte mit der „Ehre" und früher sogar mit dem Leben gebüßt werden.

Es stehen weder Einsicht noch Wohlwollen dahinter, wenn ein Mädchen, das in seiner Unbelehrtheit und Unschuld unversehens Mutter geworden, als eine Verworfene aus der Gesellschaft ausgestoßen wird.

Die katholische Kirche hat jungfräuliche Mütter trotz der Jungfrau Maria immer unmenschlich behandelt. In einigen

Ländern Oesterreichs wurden sie des Besuches der Kirche unwürdig gefunden und mußten sich in einem Vorraume derselben Betrachtungen über ihre „Sündhaftigkeit“ überlassen.

Der fromme Culturhistoriker Lecky, der über gefallene Mädchen so hart urteilt, spricht in seiner Sittengeschichte Europas mit grenzenloser Verachtung auch von Prostituirten. Fürwahr, Lustmädchen verdienen in erster Linie Mitleid, denn Armut, schlechtentlohnte Arbeit, töchterliche Liebe für kranke oder alte Eltern, oder die Lieblosigkeit, mit welcher ein verführtes Mädchen verfolgt wird, sind gewöhnlich die Motive der traurigsten aller Erwerbsformen.

Wenn der Frömmler Lecky Prostituirten nachsagt, daß sie „selber der schlimmste Typus des Lasters schließlich die stärkste Schutzwehr der Tugend werden, ohne welche die unangetastete Reinheit unzähliger glücklicher Familien befleckt werden würde“, so stellt er da ein Verdienst fest, um welches sich die armen Blumenmädchen fürwahr nie bewarben.

Lecky entschuldigte sich auch bei den Lesern seiner Sittengeschichte deshalb, weil er von den griechischen Hetären sprechen mußte; es sei ihm dies äußerst unangenehm gewesen. Auch da zeigt es sich, daß religiöse Voreingenommenheiten befangen machen und daß man zur wahren Bildung und zur richtigen Kritik nur auf naturwissenschaftlichem Wege und durch Wegschleudern aller religiösen Beschränktheiten gelangt.

Mehr als die Hetären waren die Gattinen der Griechen zu bedauern, weil deren persönliche Rechte rücksichtslos übersehen wurden. Die Hellenen feierten zwar in ihren Dichtungen die Treue, Opferwilligkeit und Herzensgüte der Frauen; allein sie waren ihnen doch nur Haushälterinen, Kinderwärterinen und Küchentöpfe. Die griechische Frau war immer unfrei; sie wurde als Tochter von den Eltern, als Gattin vom Manne, als Witwe von den Brüdern bevormundet und blieb eine Art Untermensch.

Anstatt den Frauen die Wege zur Bildung, zum Verständniß der Kunst zu öffnen, wurden sie nicht einmal bei Tische geduldet, wenn Gäste zugegen waren und alle Mittel zum Wachsen im Erkennen der Lebenswerte wurden ihnen entzogen.

Es war ein großes Unrecht der Hellenen, die Vorzüge der Hausfrauen nicht aufstrahlen zu lassen. Ohne das Flirten mit

Hetären wären sie mehr geworden als bloße „Hausunken". Schön und witzig konnten die Hausfrauen ebenso sein, wie die Hetären. Wenn sie über filosofische und politische Fragen nicht mitreden konnten, so waren die genußsüchtigen Männer daran schuld, die ihren ehrbaren Gattinen nur prosaische Hausgeschäfte überwiesen.

Während sich die Männer alle Formen ehelicher Untreue erlaubten, sich selbst mit der größten Nachsicht behandelten, mußte die treue, rücksichtslos zurückgesetzte Hausfrau ein freudloses Schneckendasein führen. Sie durfte in nichts hervorragen und man sollte von ihr nach Thucydides „weder im Guten noch im Bösen sprechen"; es wurde ihr nur erlaubt, ehrenfest, fleißig und ein stiller geduldiger Hausengel zu sein.

Ein deutlicher Beweis, daß die Griechen auf dem Boden der Familie auf Culturziele nicht losgingen und in der Gattin weder eine gebildete Lebensgefährtin noch eine vernünftige Erzieherin ihrer Kinder sehen wollten.

Es war eine Geschmacksverirrung, die Hetäre, die doch Einkehrstätte aller Geschlechtshungrigen war, der Frau als Verwalterin häuslichen Glücks vorzuziehen. Die Lustfrauen waren öffentliches Gut nnd Künstler gewannen an ihnen mitunter wertvolle Modelle für ihre Werke. Ihr Geschlecht und ihre Schönheit zogen gewiß mehr an als ihr Witz.

Wenn Plato von Sokrates erzählt, daß ihn die Heckenrose Diotima in der Filosofie der Liebe unterwiesen habe, so wird dieser Unterricht keiner großen Vorkenntnisse bedurft haben.

Auch Aspasia dürfte ihrem Freunde Perikles kaum eine Staatsrede ausgearbeitet haben, wenn auch versichert wird, sie hätte ihm alle verfaßt. Am glaublichsten ist es, daß die schöne Leontium die eifrigste Studentin in der Schule Epikurs gewesen war.

Die anmutige hellenische Buhlin Lais hat mit naivem Stolze auf die große Zahl ihrer Liebhaber hingewiesen. Ob dies eine ethische Genugthuung für ihre Verehrer bedeuten konnte? Eine edle geistvolle Frau als schimmernde Hausperle wäre doch mehr wert gewesen, als ein abgegriffener Weinbecher, aus dem alle tranken.

Bekanntlich galt es für äußerst religiös, in den Tempeln der Göttinen der Fortpflanzung in Cypern, Milet, Tenedos,

Byblos, Abydos und Korinth wollüstige Andachten zu verrichten. Die Unzuchtmessen mit Hetären wurden zwar von den Griechen nicht für unsittlich gehalten, allein thatsächlich waren sie doch ein Unrecht an den hart vernachlässigten braven hellenischen Hausfrauen, die nur als Einrichtungsstücke behandelt wurden.

* * *

Die Form, in welcher sich der Geschlechtssinn auswirkt, ist immer ein Wertmesser für die Sinnesart des Menschen, der sexuellen Reizungen unterliegt. Stehen diese Reizungen im Mittelpuncte der Lebenswünsche, so kann damit nur persönlichen Genußbegierden, nicht gesellschaftlichen Interessen gedient werden.

Besonders niedrig sind Mäcene des Metzentums einzuschätzen. Sie verzichten auf die kostbaren poetischen Freuden der Liebe zu einem edlen Weibe. Ihr Sexualtrieb ist nicht Cherub, sondern Satan. Sie verkehren eben mit der Gemeinheit, welche das Geschlecht wie Liköre, wie Caviarbrödchen oder wie eingemachte Früchte feilbietet und das in der Liebe unschätzbare Weihgeschenk zur Straßenware herabsetzt.

Gewiß sind Cameliendamen beklagenswert, die sich einer solchen Selbstentwertung schuldig machen; wer sie aber verachten will, fange mit der Verachtung bei ihren Mäcenen an.

Im Mittelalter trug das Lorettentum einen wesentlich anderen Charakter als heute. Weil man ästhetische Genüsse und ethische Werte nur ausnahmsweise schätzte, so gab es in allen Ständen vom Fürsten abwärts „Bauchmenschen".*)

Die Courtisanen des Mittelalters glaubten es nicht der Kirche, daß die geschlechtliche Vermischung eine Todsünde sei. Die Priester haben sie selbst von diesem Vorurteil befreit. Da die willigen Frauen Bildungswerte in sich nicht bargen, so erkannten sie es als ein persönliches kaufmännisches Recht an, sich als Vergnügungsware anzubieten.

Auch heute ist bei Durchschnittsmenschen eine Heirat kaum mehr als das Angebot des sexuellen Apparats eines Mädchens für den Preis einer lebenslänglichen Versorgung.

*) Das Wort: „Bauchmensch" ist einem altegyptischen Papyrus entnommen.

Daß am Schlusse des Mittelalters die weibliche Lust- und Luxusware sehr gefragt war, bewiesen die 1500 Rosenmädchen, die sich zur Zeit der Kirchenversammlung in Konstanz dort zum Ergötzen der bischöflichen „Bauchmenschen" aufhielten. Die gottesgelehrten Herrn vergaßen ganz das „Wort Gottes" und das Gelöbniß, in entsagender Keuschheit dahinzuleben.

In Rom gab es 1490 bei 30000 Einwohnern 7000 Blumenkinder, in Paris bei 100000 Bewohnern 15000 „freie Frauen", in Straßburg 57 von Nelken und Reseden bevölkerte öffentliche Häuser, welche pünctlich ihre Steuern zahlten, weil ihr Geschäft blühte.

In Luzern wohnten 1529 4000 Menschen und 300 „schöne Fräuleins". Wie eindringlich auch die Kirche ermahnen mochte, ja nicht mit dem Fleische zu sündigen, so siegte dieses immer wieder und unterjochte auch die Vertreter der Kirche. Diese war zu beschränkt, um natürliche Einrichtungen zu verstehen.

Wo Charakterwerte fehlen, treten die sexuellen Begierden bei Viertelmenschen umso rückhaltloser auf. Es geht kaum an, sie deshalb unsittlich zu nennen, allein sie für gemein zu erklären, wird sicher angehen.

Gemein waren auch die Hofdamen der hochkatholisch gesinnten Catharina von Medici, die aus den leichtfertigsten derselben eine „escadron volant de la reyne" im Dienste politischer Ränke bildete. Ihre diplomatische Begabung äußerte sich in dem klugen Anbieten ihres Schoßes. Auch sie konnten ihre weibliche Würde nicht verlieren, weil sie keine besaßen.

Der Ehebruch war unter Ludwig XIII. in Frankreich ein Zeitvertreib, unter Ludwig XIV. eine Regel und unter der Regentschaft wie unter Ludwig XV. eine Pflicht. Dieses Schlagwort beweist, daß man die Befriedigung des ungezügelten Geschlechtstriebs in den Oberschichten der französischen Gesellschaft nicht für unsittlich hielt. Es galt der moralisch kranken Bevölkerung Frankreichs überhaupt nichts als unsittlich und als unerlaubt. Kein Wunder, wenn die Unterschichten des gallischen Volkes dem Obers der Gesellschaft gegenüber ebenfalls alles für erlaubt hielten, auch die Revolution. Plebejer oben und unten!

Daß der Stil im Entfesseln sexueller Wünsche für die Sinnesart des Menschen bezeichnend ist, bewährte sich auch bei

Damen des französischen Adels, welche ihre Nächte für 1000 bis 3000 Franken verkauften und diesen Erlös der feilen Minne für Putzsachen verwendeten. (Tallemant: „Historiettes".) Sie unterschieden sich in nichts von Courtisanen, bei denen die Armut eine Entschuldigung ihrer Käuflichkeit war. Bei den putzseligen Damen des gallischen Adels konnte die Verachtung allerdings einsetzen.

Unter Ludwig XV. lenkten feile Frauen die Geschicke Frankreichs und der Adel lieferte gern seine Töchter für den berüchtigten Hirschpark. Sie wollten sich ebenso wenig durch Liebe geweiht sehen, wie die vornehmen Damen, die in der „Gesellschaft der Vestalinen" lesbische Liebe trieben.

Da die Männer wertlos waren, so war Liebe edlen Schlages bei Frauen gar nicht möglich. Sie stellten sich insgesamt in die Hürden brünstiger Tiere.

Jene Moden, welche den Busen unverhüllt aller Welt zu zeigen geboten, traten immer nur in Epochen der Entartung auf. Der Anblick der nackten Büste sollte sexuelle Gelüste anfachen; das Weib wollte allen Männern gefallen wie die Courtisane. Diesen Anblick der ganzen Welt! — dachten sie und entweihten sich so selbst. Die keuschen Vorrechte des einzig zu Liebenden kannten sie nicht.

In Zeiten der Unbildung und Roheit schwingt der frivole Tyrann: Geschlechtstrieb munter das Scepter und die Hübschlerinen sind eine sociale Macht. Die „schönen Fräuleins" durften sich mit Kaiser Friedrich III. 1471 in Nürnberg Scherze erlauben, indem sie ihn mit einer Kette umschlangen und ihn für gefangen erklärten, worauf er sich mit einem Gulden loskaufte.

Bei großen Empfängen von Fürsten und bei Volksfesten spielten die Verkäuferinen geschlechtlicher Seligkeiten eine wichtige Rolle. Mit der Macht der Kirche concurrirte der Einfluß der Töchter der Straßenminne mit großem Erfolge.

Von unbeschreiblicher Komik ist es, wenn Fürsten und anderen hohen Herren von Stadtverwaltungen der Besuch der Freudenanstalten unentgeltlich gewährt wurde. Man glaubte die Völkerhirten nicht mehr auszeichnen zu können, als durch eine solche Aufmerksamkeit, die auch vollem Verständnisse begegnete.

Während Kaiser Siegmund 1434 in Ulm weilte, wurden die Straßen beleuchtet, als Se. Majestät sich mit seinem Gefolge nach dem Institut für afrodisische Unterhaltung begab. Derselbe Kaiser dankte dem Rate von Bern öffentlich dafür, daß ihm und dem Hofe in dieser Stadt ein dreitägiger unentgeltlicher Zutritt zu den Frauenhäusern gewährt wurde. Siegmund hielt trotz seiner Religiosität den Verkehr mit Wollustnonnen für ganz anständig. Die Tage in Bern besaßen für ihn historische Wichtigkeit. (Schulz, Deutsches Leben.)

Man kann es den mitgeteilten Thatsachen entnehmen, daß beim Ausgange des Mittelalters alle Stände dem Souverän: Geschlechtstrieb in naiver Aufrichtigkeit unterthan waren.

Man hat damals die Mädchen der Straßenliebe mehr bemitleidet als verachtet und bot ihnen sogar Asyle an, wo sie Gelegenheit fanden, sich von ihrem desolaten Erwerb abzuwenden.

Es war gewiß nicht ein Herzenszug religionsfreier Humanität, nicht ein Aufleuchten reiner selbstloser Menschlichkeit, als man in mehreren deutschen Städten im 14. und 15. Jahrhundert in Klöstern Asyle jenen Freudenmädchen antrug, welche ihr Jammergewerbe aufgeben und „Reuerinen" werden wollten.

Man suchte eben „Seelen zu retten", Sünden zu tilgen, ewige Belohnungen sicherzustellen, indem man Blumenmädchen auf den Weg der „Tugend" zurückführen wollte. Doch gleichviel, Herzensthaten waren es doch und man muß es begrüßen, wenn einmal ausnahmsweise die Religion nicht einer Grausamkeit, sondern einer That des Wohlwollens assistirte.

In Speier wurde schon im Jahre 1302 von einem Kaufmann eine Anstalt für Aufnahme und Besserung gefallener Frauen gegründet; ähnliche Asyle haben zwei andere brave Männer in's Leben gestellt: in Straßburg 1309 Bischof Johann, in Colmar 1303 Heinrich von Hohenberg.

Die Namen solcher Personen, welche opferwillige Beweise ihres Gemeinsinns und ihres guten Herzens gegeben, sollten in der Geschichte höher gehalten werden, als jene von beschränkten Regenten, von dünkelhaften Feldherrn und von Gelehrten, die durch ihre Schriften Niemandem genützt haben.

Die deutschen Klöster für Büßerinen und Reuerinen, sowie die Magdalenenstifte, von denen Eines 1446 vom Erzbischof

Theodorich in Köln gegründet wurde, gingen auch der Absicht nach, durch Arbeit gefallene Frauen wieder sittlich aufzurichten.

Auch in London wurde 1750 eine Rettungs- und Besserungsanstalt für Nelkenmädchen gegründet, die bis 1803 dauerte. Reiche Filantropen gründeten, einsichtsvoller noch, in Nordamerika Asyle für erwerblose Mädchen und Frauen, wodurch sie vom Betreten der Schmutzwege der Prostitution abgehalten wurden.

* * *

Es wurde darauf hingewiesen, daß katholische Priester, denen vermöge ihrer religiösen Grundansichten das Wesen einer vernünftigen Lebensführung selten einleuchtete, zwischen der Verachtung der Geschlechtsfreuden und zwischen der Hingabe an sie schwankten.

Die besten von ihnen bedauerten es, daß ihnen das Glück des Familienlebens entzogen ist und beklagten es nicht sehr, wenn die religiöse Zwangsvorstellung über die geistliche Keuschheit von dem ehernen Naturzwang besiegt wurde.

Es wurde viel gelogen und geheuchelt, um den glorreichen Sieg des Geschlechtstriebes bei katholischen Priestern zu bemänteln. Man war u. A. so unaufrichtig, den Zusammenschlaf von Priestern und Jungfrauen nur für einen harmlosen „Beweis der Keuschheit" zu erklären.

Diese Tugendprobe wurde im 4. Jahrhunderte zu Oxyrinchos (Egypten) geliefert, wo angeblich 20000 Nonnen ihre Jungfräulichkeit von Priestern nachts beschützen ließen. Die Natur lachte diesen Beweis aus: die Jungfrauen standen als Mütter auf.

Wenn im Mittelalter Nonnenklöster Anstalten für sexuelles Vergnügen wurden, so war dies eine naive Auflehnung gegen den kirchlich gebotenen Keuschheitszwang. Dieser war unsittlich, nicht die Nonnen, die bei ihrer Beschränktheit keine andere Lebensfreude aufsuchen konnten als die sexuelle.

Bei den Töchtern adeliger Familien Venedigs, die sich in ihren Klöstern noch im 17. und 18. Jahrhundert so vergnügten als ob sie vermählt wären, stand gleichfalls ein Geheiß der Religion einem Naturgebot entgegen und weil sie ungebildet und

deshalb sittlich haltlos waren, so begreift sich ihre Rebellion gegen den religiösen Imperativ, das „Fleisch abzutöten".

Vernunftverlassen wie sie waren, haben die christlichen Kirchenväter für jede Sinnlosigkeit Lanzen gebrochen und jede Albernheit auf den Schild gehoben. Grau in grau gehalten waren besonders ihre Ansichten über Frauen, über Virginität und über Ehen.

So hielt der „heilige" Augustin die Ehe für eine Schamlosigkeit und die Jungfräulichkeit für eine unschätzbare Kostbarkeit, vermöge deren man bei der „allgemeinen Unsterblichkeit" ganz besonders unsterblich sein werde. Das käme daher, weil man „schon im Fleische Unfleischliches in sich habe". Das ist nämlich der Geist, dem ein Frauenschoß gleichgiltig sei. (De sancta Virgin. 18.)

Auch der h. Hieronymus bezeichnete die Verachtung seines Geschlechtes für eine vollblühende Tugend und erblickte in der Ehe einen tierischen Zustand, dessen Fortbestehen nur deshalb geduldet werden könne, weil dabei Jungfrauen gezeugt würden. (Hieronymus Epist. XXII.) Ein Nutzen der Ehe wäre also trotz aller kirchenväterlicher Beschränktheit doch vorhanden!

Und warum diese Auflehnung gegen den Willen Gottes, der schon den Juden zugerufen hat: gehet hin und mehret euch? Nun die Urthorheit der Erbsünde gewann die Macht einer erblichen Zwangsvorstellung und verdammte mit unerbittlicher Grausamkeit das Weib als ein „Gefäß der Unreinigkeit".

Daß die Dummheit die eigentliche Erbsünde der Menschen ist, sahen die Anwälte der Kirche bis heute nicht ein. Gleichwohl lehnten sie sich gegen das Dogma der Erbsünde insofern auf, als sie aus dem fluchwürdigen „Gefäß der Unreinigkeit" sich immer gern einen Labetrunk holten, die Heuchler.

Die Sehnsucht nach dem Vollbesitze holder Weiblichkeit war bei katholischen Kuttenträgern häufig einflußreicher als das religiöse Verlangen nach der „ewigen Seligkeit". Die zeitlichen Seligkeiten blieben, so weit sie sich um den Unterleib drehten, besonders bei jenen Volksschichten hochverehrt, die sich um ethische und Wissenswerte nicht kümmerten.

Diesen Volksschichten standen Priester zur Seite, die den Keuschheitsgürtel, welchen sie andern fest umbanden, selber weit

von sich wegschleuderten. Diese Heuchelei war ihre Sünde, nicht die Befriedigung eines Naturtriebes, der sich mit Urterhaltung von vornherein nicht abgeben durfte.

Während katholische Priester ihrer sexuellen Erregbarkeit keine Hindernisse in den Weg legten, während sie es zu entschuldigen wußten, wenn Nonnenklöster durch Mönche zu Lustanstalten herabsanken und wenn in Passionsspielen lascive Unanständigkeiten vorkamen, stellten sie sich gleichwohl an die Spitze der Brutalitäten, mit denen bei Laien die freien Gänge des Geschlechtstriebes verfolgt wurden.

Das war eine Ruchlosigkeit. Sie verurteilten die angeblichen Geschlechtssünden, die sie selbst mit Behagen verübten, verdammten gefallene Mädchen, während sie ihre eigenen Kinder verleugnen mußten und ängstigten die Gewissen der Übertreter des Keuschheitsgebotes, um deren „Seelenheil" und Börsen in der Hand zu behalten.

Naive Heuchler waren jene Priester, die für ihren Geschlechtsappetit Vorrechte beanspruchten, wobei ihr Berufshochmut und ihre standesgemäße Befangenheit hervorragten. So behaupteten 1454 in Straßburg Mönche auf der Kanzel, „daß eine Klosterjungfrau, die ihr Keuschheitsgelübde nicht halten könne, weniger sündige, wenn sie mit einem Geistlichen, als mit einem Laien Unzucht treibe" (J. Scheible: Das Kloster).

Frevelhaft war es, die Unkeuschheit für eine „Todsünde" zu erklären und zugleich von dieser Todsünde Renten einzunehmen. So bezogen im 14. bis zum 16. Jahrhundert Karmeliter und Dominikaner in Frankfurt die Zinsen eines Frauenhauses.

Der Erzbischof von Mainz ließ sich eine angenehme Jahresrente von „freien Töchtern" bezahlen und beschwerte sich sogar daß ihm die Stadt Eintrag thue an den gemeinen Frauen und Töchtern und an der Buhlerei.*) Der Brave wollte der Souverän der Mainzer Courtisanen sein.

Ein anderer Stellvertreter Gottes, Bischof Johann von Straßburg, sah in dem kräftigen Geschlechtstrieb seiner Zeitgenossen ein Capital, das bequeme Renten abwarf und gründete deshalb 1309 selbst ein Frauenhaus.

*) W. Rudeck: Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit 1897.

Die päpstliche Kammer in Rom bezog von ihren Frauenhäusern im 16. Jahrhundert jährlich an „Milchzins" mitunter 20000 Dukaten. Diese päpstliche Einnahme war etwas weniger schmählich, als das bezahlte Herausbeten sündiger Seelen aus dem Fegefeuer.

In Deutschland und in Oesterreich hat man von willigen Weibern ebenfalls Steuern begehrt und mancher treue Fürstendiener wurde mit einem Frauenhause belehnt. Das war die Noblesse geistlicher und weltlicher Fürsten im abklingenden Mittelalter.

Die Jesuiten besaßen ebenfalls nicht den Ehrgeiz, durch Keuschheit zu glänzen und waren in bezug auf Geschlechtlichkeit äußerst freisinnig. In jeder anderen Beziehung förderten sie jedoch die Verfinsterung der Köpfe und Verkieselung der Herzen. Sie bewilligten sich trotz des kirchlich gebotenen Cölibats in ihren listigen Ordensregeln Lagergenossinen, wenn diese ordentlich die Wirtschaft führten und erheiternd auf ihr Gemüt wirkten, da die Befreiung von Sorgen doch die Hauptsache im Leben wäre.

Die Jesuiten wußten genau, daß Sklaven des Geschlechtstriebs am leichtesten in's Glaubensjoch zu zwingen sind und gestatteten sogar, daß auf Altarbildern, die das letzte Gericht darstellen, unbekleidete üppige Frauen die völlige Verzeihung des Herrn für erotische Schwelgereien erwarten.

Diese Milde in Beurteilung geschlechtlicher Hingebung hinderte jedoch die Jesuiten nicht, die grellsten Glaubensfrevel zu insceniren. Wo sie hinkamen, brannten Scheiterhaufen, wurden Feldmäuse durch Gebete vernichtet, blühte Angeberei und lockten Prunkfeste. Das weiblich Reizvolle durfte dabei mitwirken.

Bei einem Jesuitenfeste in Ingolstadt kämpfte Erzengel Michael mit 300 Teufeln, die er natürlich besiegte; — 16 hübsche Marien marschirten auf und die schönste davon durfte aus Wolken herablächeln. Ein Gottvater mit „refleter Farbe" im Gesicht bewies bei einem Festzug das Dasein Gottes.

Die Gier der Jesuiten nach absolutem Herrschen umarmte zärtlich den Absolutismus der Herzoge von Baiern, von denen Einer, Wilhelm V., dem Münchner Rat befohlen hat, bei einer Schlittenfahrt mitzufahren, „es schneie oder nit".

Einer schlauen Lebenspolitik huldigten auch die Domdechanten von Würzburg; sie zogen sichere Freuden irdischen Schlages der unsicheren ewigen Seligkeit vor und nahmen noch im 16. Jahrhunderte von einem Dorfe als Gerechtsame 12 reisige Pferde, ein gutes Mahl und eine „schöne Frau“ alljährlich an (Kriegk: Deutsches Bürgertum). Sie teilten Sirachs Ansicht, daß zu den drei schönen Dingen, welche Menschen wohlgefallen, auch der angenehme Umgang von Weib und Mann gehöre.

Die Würzburger Domdechanten handelten nur nach dem „Worte Gottes“, der den Apostel Paulus geistreich sagen läßt: „Um der Hurerei willen habe ein jeglicher sein eigen Weib und eine jegliche habe ihren eigenen Mann;“ — „es ist besser freien, als Brunst leiden;“ — „so du freiest, sündigest du nicht — und so eine Jungfrau freiet, sündiget sie nicht.“

Diesen Lehren glaubten die Domdechanten von Würzburg folgen zu sollen, und sie nahmen die alljährlich als Tribut abgelieferte „schöne Frau“ gern an, obgleich die Kirche die geistvolle Paulinische Filosofie über die „Brunst“ durch das Gebot der geistlichen Ehelosigkeit als einen großen Irrtum bezeichnet hat.

* * *

Es ist ja sehr wenig, wenn nur der Geschlechtssinn die Kosten der Lebensfreuden bestreiten soll; allein wer vom Wissen sich abwendend, mit der Religion fürs ganze Dasein vorlieb nehmen muß, dem übergibt die Fantasie nur Zukunftsfreuden im Jenseits und die positiven Seligkeiten der Sinnlichkeit.

Deshalb kann man es frevelhafte Unzucht wider die Natur nennen, wenn einem ganzen Stande als erste Lebenspflicht der Keuschheitszwang auferlegt wird. Die erste Folge davon sind die bereits besprochenen intimen Beziehungen von Frömmigkeit und Geschlechtslust, über welche die Sittengeschichte so viele Thatsachenbeweise mitteilt.

So unternahmen nach einer Mitteilung Coquillards, des Officials der Kathedrale von Reims, unter der Regierung Karls VII. von Frankreich Frauen und Mädchen von Paris aus unter Anrufung der Himmelskönigin Maria eine Wallfahrt

und ließen sich in Beichtstühlen, in Zellen und in Kapellen von Priestern umarmen.

An sich waren diese Umarmungen, die ja bei wechselseitiger Willensfreiheit stattfanden, nicht unsittlich, allein die Unaufrichtigkeit und Verlogenheit war es, welche den Liebeleien voranging und gemein war es, sich von ungeliebten Männern nur deshalb umarmen zu lassen, weil sie Priester waren. Die Religion deckte da mit ihrer Flagge das Unsaubere.

Es war für katholische Priester eine angenehme Zeit, als sie Kirchenvätern Anlaß gaben, über deren Ehen mit heidnischen Frauen zu jammern. Allen voran hat der heilige Cyprian das Zusammenwohnen der Priester mit vielen „Schwestern" von auffallender Schönheit und mit „nebeneingeführten Weibern" bemängelt. Erfolglos blieben jedoch diese keuschen Klagen gegen die eifrige Benützung einer Naturerlaubniß, von der die Glaubenshüter nicht absehen wollten.

Später war der Mannesmut aus den katholischen Priestern gewichen und sie ließen sich, in Deutschland allerdings mit Widerstreben, die Ehelosigkeit theoretisch gefallen. Ja sie rechtfertigten sie auch damit, daß die „heiligen Hände" der Geistlichen, welche die Sacramente verwalten, sich durch die eheliche Gemeinschaft mit dem Weibe nicht verunreinigen dürfen.

Die „heiligen Hände" langten aber gleichwohl gern nach Nonnen, deren Klöster oft genug in Anstalten für cyprische Angelegenheiten declassirt wurden, sowie nach den Sonnenblumen in Frauenhäusern.

Nicht ungünstig wirkte die Offenheit, mit welcher katholische Priester beim Ausklange des Mittelalters afrodisische Unterhaltungen aufsuchten. Es gab aber auch witzige Stadträte, so jenen von Nördlingen, die den geistlichen Herrn nahelegten, lieber am hellen Tage als nächtens die „freien Töchter" zu besuchen. Der Nördlinger Stadtrat erkannte es nicht, daß in diesem Falle der Zwang der Ehelosigkeit und nicht der Besuch der Venushalle unsittlich war.

Geistliche Grundherrn machten sich das schmähliche „Recht" der ersten Nacht oder die dafür zu erhebende Steuer zu Nutzen. Die leibeigene Braut war ja rechtlos und der Kirche fehlte das Verständniß für die mit jedem Menschen geborenen persönlichen Rechte.

Wie hätten sich auch die Vertreter der Kirche zu diesem Verständniß emporheben können? Ihre Musen waren ja nur „fahrende Weiber“. Während diese ihr Geschlecht feilboten, ließen sich Päpste die Entbindung von geschworenen Eiden bezahlen. Bei einer solchen Gesinnung war es gar nicht möglich, irgend ein Menschenrecht oder einen Sittenwert zu erkennen.

Das Volk hat in der Reformationszeit gerade an den Verstößen gegen die geistliche Standeskeuschheit Aergerniß genommen; es übersah dabei viel Wichtigeres: alle die Glaubensnichtigkeiten nämlich, welche den Priesterstand überhaupt unnötig machen.

Wenn Luther, dessen Frau selbst eine Nonne war, darüber spottete, daß die Klosterwände von Kindern beschrien wurden, weil die Nonnen, die nächtens geschnitzte Jesusfiguren in ihr Bett legten, sich bald nach lebenden Lagergenossen umsahen, so erkannte auch er nicht, daß der Keuschheitszwang und nicht die nächtlichen Unterhaltungen der Klostermädchen ethisch unstatthaft waren.

Ebenso wenig sah er ein, daß das viele Beten frommer Jungfrauen, von dem sie harte Knie „wie ein Kamel“ bekamen, sittlich wertlos war, weil es sie von fruchtbarer Arbeit abhielt.

Die Künstler der Reformationszeit ärgerten sich ebenfalls über die Verletzungen des Keuschheitsgelübdes bei Priestern und Nonnen, dachten über den Conflict von Kirchenverbot und Naturerlaubniß nicht unbefangen nach und verspotteten in ihren Stichen und Holzschnitten die standeswidrige Nonnenfreundlichkeit der Mönche.

So hat der Westfale Heinr. Aldegrever einen „süßen umbefang“ von zwei Eingeschworenen der Keuschheit mit sarkastischem Beiwerk dargestellt, wobei ein Gebetbuch in seltsamer Weise verwendet wird.

Ein Lanzknecht schickt sich an, mit gezücktem Schwerte die beleidigte Standestugend zu rächen. Das Flugblatt mit dem Bilde Aldegrevers kehrt hämische Verse gegen das „Pater noster“ der Nonne und gegen das sonderbare Messelesen des Klostermannes. Die Erbitterung des Künstlers verfehlte das richtige Ziel; sie suchte nämlich dem „reinen Glauben“ einen Dienst zu erweisen, wie die Reformation überhaupt. Und damit wurde nichts Großes vollzogen.

* * *

Der Mensch, wie er aus der Hand der Natur kam, war ein Wesen von problematischem Werte. Weitgestreckte Schlangenwege führten ihn über Irrtümer und Lieblosigkeiten erst zum Erkennen seiner Verpflichtungen. Die fysisch widerstandslose Frau wurde vom Manne oft nur deshalb wie ein Insect getötet, weil sie körperschwach war.

Entsetzlich langsam entwickelte sich die Einsicht, daß die Frau dem Manne ethisch zum mindesten ebenbürtig ist.

Roh und verblendet war es, daß der starke Mann für sich andere Rücksichten und Rechte beanspruchte als für das schwache Weib. Dieses mußte auf Passionswegen durchs Leben gehen, mochte es nun eine Ehe geschlossen oder gelöst haben.

Die Frau wurde als Genußsache in die Ehe hineingeworfen oder als abgenütztes Gerät aus der ehelichen Gemeinschaft hinausgewiesen. Sie zog dem Manne gegenüber immer den Kürzeren, obwohl ihre günstigen Naturanlagen, ihr zarteres Wesen und ihre Formenanmut wohlwollende Beachtung verdient hätten. Leider ist die rechtliche Gleichstellung von Mann und Frau bis heute nicht durchgeführt.

Die Urformen der Beziehungen von Mann und Frau zeichnen sich bei einigen Naturvölkern durch Einfachheit und durch Absein von Fesseln aus, die man nicht tragen will.

Da die Hauptsache bei der Schließung einer Ehe doch nur der Entschluß eines Liebespaares ist, sich fürs Leben anzugehören, so halten es einige Negerstämme für ein hinreichendes Kennmal der vollzogenen Ehe, wenn das Mädchen die Milch von der Kuh des Bräutigams trinkt. Eine Civilehe mit Kuhassistenz!

Für die Schließung der Ehe bei den Garos ist nicht einmal Kuhmilch nöthig. Die Ehe wird vollzogen, wenn sich das junge Paar, mit Lebensmitteln versehen, in eine verborgene Stätte zurückzieht.

Nach einigen Tagen innigen Verkehrs kommt das Paar zurück und die geschlossene Ehe wird nun von der Familie durch ein Hochzeitsfest gefeiert. Die Zeugen bei dieser Vermählung sind der Wald und eine stille Hütte.

Bei den Garos nimmt das Mädchen beim Herzensbunde fürs Leben das erste Wort und so wird es bei gebildeten Völkern in Zukunft auch werden. Jetzt ist es leider in den meisten

fällen auch bei arischen Völkern nur der dumpfe Imperativ des Geschlechtstriebes, der Eheschließungen anregt.

Man erläßt sich das Nachdenken über den ethischen Zweck der Ehe; der fysische genügt. Man hält es für Pedanterie, wenn davon gesprochen wird, daß sich die Gatten nicht blos durch nachsichtsvolle Liebe, sondern auch durch immer neu zuströmende Kenntnisse und durch ästhetische Förderungen sittigen und für eine vernünftige Kindererziehung geeignet machen sollen.

In unseren Tagen wartet das Mädchen in stiller Passivität auf den Herzensnachbar wie ein Johanniswürmchen, das seine Liebessehnsucht im Grase leuchten läßt. Im Vernunftstaate der Zukunft kann und wird das durch Bildung und vielseitige Erwerbsfähigkeit frei und ethisch mündig gewordene Mädchen selber freien.

Die Frau als die edlere Menschenausgabe hat allen jetzt herrschenden Vorurteilen über das Schickliche und weiblich Zulässige zum Trotz das Recht der activen Wahl wie der Mann und sollte aufhören, Object einer zufälligen Auffindung oder gar einer „Eroberung" zu sein.

Nur Heuchelei, hohler Stolz und Kleinlichkeit könnten an einer solchen freien Wahl des Frauenherzens Anstoß nehmen. Erbaulich ist es, daß für alles Vernünftige, was in der Frauensitte der Zukunft zur Geltung kommen muß, in der Vergangenheit bereits Vorbilder stehen.

Die schöne Theodolinde, des Baiernherzogs Garibald Tochter, fand an dem Langobardenkönig Agilulf Gefallen und sie zeichnete ihn durch das Geständniß aus, daß sie ihn ihrer Neigung wert finde. Er küßte ihr bei Tische die Hand, worauf Theodolinde den Fürsten durch die Bemerkung erfreute: „Es ziemt sich Dir, mich auf den Mund zu küssen, denn du bist mein König!" Wie frauenwürdig das Bekenntniß: Ich erhebe Dich in meine Gunst! Du darfst mein Freund fürs Leben sein. Da gelangte die freie Wahl eines Frauenherzens zum edlen Ausdruck.

* * *

Naturvölker machen sich auch den Austritt aus der Ehe leicht. Der Assamese liebt es nicht, schwere Ehefesseln zu tragen;

will er die Ehe mit einer ihm unangenehmen Frau lösen, so zerreißt er angesichts seiner Verwandten ein Betelblatt und die Ehe ist geschieden. Die Götter schweigen dazu, weil sie eine menschliche Ehe nichts angeht und die Priester schweigen mit, weil sie nicht so anmaßend sind, wie in katholischen Landen.

Die Grönländer lösen auch die Ehe ohne gerichtliche Dazwischenkunft. Wird der Mann seiner kinderlosen Frau überdrüssig, so blickt er sie unfreundlich an und hält sich einige Tage vom Hause fern. Die Verstoßene versteht den Wink, nimmt ihre Habe und verläßt das Haus, nicht ohne Aussicht auf eine neue Vermählung.

Die Grönländerin kann aus der Ehe ebenso leicht treten wie der Mann. Kann sie sich mit der Schwiegermutter oder mit herrschsüchtigen Nebenfrauen nicht vertragen, so läuft sie davon. Damit ist die Ehe thatsächlich getrennt.

Bei Culturleuten ist die Ehescheidung schwieriger, wenn Neigung und Achtung der Gatten ins Gegenteil umschlagen. Wird die Gedankenluft, die ein schaffensfroher Mann athmet, von einer ungebildeten Fran als Malaria bespöttelt, wird das Zartgefühl einer ethisch vornehmen Frau von einem rohen Gatten immer wieder brutalisirt, so können die beiden der Ehe nicht so bequem entlaufen, wie die Grönländer, besonders wenn sie Katholiken sind.

So ganz ursauber waren die ehelichen Verhältnisse bei Urvölkern nicht. Der Mensch war von Naturwegen nicht blos zum richtigen Denken, sondern auch zum Bethätigen des Wohlwollens nicht geboren. Wenn die Frau, für einige Haustiere gekauft, als erworbene Ware und als rechtloses Wesen unmenschlich behandelt wurde, so war dies kein angenehmes Los. Die Achtung der Frau war auch bei Volksstämmen nicht ausgeprägt, welche den Treubruch einer Frau mit einigen Kühen für entschuldigt hielten oder den Totschlag einer Frau mit Kühen wettmachten. Das Leben eines Weibes besaß in ihren Augen keinen ethischen Wert, sondern nur jenen von einigen Milcheutern.

Es spricht sich darin ein geradehin trostloses Gesittungsgesetz aus, daß die bessere Menschensorte, die weibliche, von der roheren Menschenspecies, der männlichen, immer lieblos an die

Wand gedrückt wurde. Aus dieser Thatsache grinst uns eine wirkliche Erbsünde an.

Man erinnere sich doch daran, daß nach dem römischen Rechte die Frau als der schwächere Eheteil mäßig gezüchtigt werden durfte, während dieselbe Befugniß dem rücksichtslosen Manne gegenüber der Frau vorenthalten blieb.

Dieses Züchtigungsrecht erhielt sich in Frankreich bis zum 15. Jahrhundert. Der Mann durfte seine Frau ungestraft mißhandeln; nnr sollte sie nicht lebensgefährlich verletzt und ihr kein Glied zerbrochen werden. Damit war die Religion der Nächstenliebe vollkommen einverstanden.

Eine brutale Form der Mißachtung des Weibes kennt man nach Raubers ausgezeichneter Urgeschichte in Nukahiva, wo die Braut sich den Hochzeitsgästen der Reihe nach preisgibt.

Wenn sich die Bewohner der Goldküste und die Eskimos die Frauen wechselseitig leihen, so ist dies mit demselben Cynismus gesättigt, wie die Dreiviertelehe eines arabischen Stammes, der den Ehefrauen gestattet, an jedem vierten Tage frei über sich zu verfügen. Eine seltsame Form der Sorge für andere!

Viele von den Völkern, welche Herodot so schlicht und glaubwürdig schildert, schätzten beim Weibe nur das Geschlecht. So erzählt er von den Messageten und Nasomanen: „Diese haben den Brauch, daß die Braut in der ersten Nacht sich mit den Hochzeitsgästen der Reihe nach gattet, worauf ihr jeder nach der Umarmung ein Geschenk gibt". Diese weitgezogene Gastfreundschaft hat sich in dem analogen Brauch von Nukahiva erhalten.

Mit der Achtung der Frau und mit der Gesittung verträgt sich auch die Vielehe nicht. Sie gestattet kein inniges erziehlich fruchtbares Familienleben. Die Vielweiberei ist culturfeindlich, weil sie die Frau in Unwissenheit und Unbildung erhält, weil sie den Menschenwert in den Kindern nicht aufknospen läßt, die beim Tode der Mutter von Naturvölkern mitleidlos mitbegraben werden.

Auch im alten Persien konnte die Vielfrauenwirtschaft nur sittenverderbend wirken (Spiegels: Erânische Altertumskunde). Mutter und Kinder verfolgten einander mit Haß und Eifersucht. Gewöhnlich besaß der persische Großkönig 360 Frauen, für jeden Jahrestag also eine andere Lagergenossin.

Khosrav II. traf es (nach Plutarch), sich mit 1200 Frauen abzugeben. Er brauchte eben viele Soldaten für seine Eroberungskriege. Die Erzeuger vieler Söhne erhielten vom Staate Ehrenpreise für erfolgreiche Menschenzucht. Jeder reiche Perser blieb bemüht, in dieser Richtung das Staatsinteresse zu fördern und hielt sich in seinen Gemächern viele Frauen und zum Nebenvergnügen noch mehr Concubinen. Die menschliche Würde der Frau wurde dabei ganz außer Acht gelassen; das Weib war nur Genußware und Zuchtstätte für Soldaten.

Das Zurichten von Hämlingen, welche die Haremsfrauen in Zucht halten mußten, war ebenfalls eine Erbärmlichkeit, welcher auch Päpste beim Organisiren ihrer Gesangskapellen ihre Zustimmung nicht versagten.

Die Vielmännerei, welche von Strabo den Medern nachgesagt wird und die heute bei vielen Volksstämmen noch in Blüthe steht, ist ebenfalls eine Jammerform geschlechtlicher Beschäftigung.

Die Gemeinschaftsliebe, bei welcher jedes Weib dem ganzen Stamme gehört, zeigt den persönlichen Unwert der Frau in besonders greller Weise. Die Hetärisirung behandelt das Weib als sexuelles Spielding, das von Hand zu Hand geht. Das Lorettentum im christlichen Europa ist damit wegen seines finanziellen Hintergrundes auf das schmählichste verwandt.

Eine ganz besondere Spielart der Polyandrie kommt bei den Todas im Nilgherrigebirge vor. Die Männer dieses Volksstammes sehen im Weibe nur eine kostspielige Hausgenossin und aus Gründen der Sparsamkeit, der Furcht vor Hungersnot und Übervölkerung entschließen sich drei bis fünf Stammesgenossen, sich eine Frau zu halten. Da steckt in der Polyandrie ein Stück wirtschaftlicher Schlauheit. Die genügsamen Gatten schaffen auch Kinder, besonders Mädchen, aus dem Leben, damit das notwendige Gleichgewicht in der Bevölkerung hergestellt bleibe. Kindermord ist da ein „Liebeswerk“. Das alles ist untertierische Lebenswirtschaft, die keine Spur von sittlichen Erwägungen zeigt und nur die Ruchlosigkeit des naturrohen Menschen erweist.

Man vernimmt es mit Genugthuung, wenn bei einigen Naturvölkern Spuren des Wohlwollens gegen die Frau auftauchen. So gibt es Negerstämme, welche bei Ehebruchsfällen

die Frau immer als die Verführte betrachten und deshalb den zum Treubruch verleitenden Mann zur Rechenschaft ziehen.

Die Beleidigte kann auch beim Häuptling des Stammes klagen, worauf der Verführer sein Gelüste mit Kühen zu büßen hat. Der Richter nimmt die Hälfte der Milchkühe als Proceßkosten für sich; den Rest bekommt die dem Notzwang Erlegene.

* * *

Die Scala der verschiedenen Formen geschlechtlicher Vereinigungen wird durch die Einehe beschlossen, die allein den ethischen Zwecken eines Lebensbundes entspricht.

Es gibt auch Indianerstämme, welche an der Einehe Geschmack finden. Sonderbar ist die Vorbereitung der Mädchen vom Ranquesasstamme für den Ehebund; es ist ihnen eine Ehre, von recht vielen Jünglingen begehrt zu werden. Die Eltern sind mit diesem polyandrischen Zeitvertreib vollkommen einverstanden. Erst mit der Verheiratung wird die erfahrene Jungfrau persönliches Eigentum des Gatten und verwirkt ihre Unabhängigkeit. Sie könnte die vielangegriffene Behauptung Nietzsche's verstehen, daß die Ehe eine Corruption des Concubinats sei. Früher frei, dann gefesselt!

Daß die Einehe feine weibliche Sitte nicht immer fördert, beweist ein Indianerstamm Nordamerikas. Die Frauen desselben prägen einer treulosen Gattin, die einen Stammesgenossen verführt, mit Stöcken die Lehre ein: Sei genügsam und störe nicht den bevorrechteten Besitz einer anderen Frau.

Für die Römer war in der Kaiserzeit die Einehe kein sittigendes Institut; sie nahmen allerdings immer nur eine Frau, allein sie thaten es recht oft. Die Ehe wurde leicht geschlossen und gelöst; sie verfolgte keine ethischen, sondern nur sexuelle Ziele.

Wenn Juvenal klagt, daß eine Frau in fünf Jahren mit acht Männern vermählt war und wenn es der „heilige" Hieronymus bedauert, daß eine Römerin an den 23. Mann verheiratet und selbst dessen 21. Frau war, so sprach sich darin eine sociale Entartung aus, die mit der politischen Herabgesunkenheit der Kaiserzeit gleichen Schritt hielt.

Besser war es in der Republik. Da blühten Werte der Gesittung auch in der Einehe. Wenn die Grabschrift einer Römerin das Ehrenprädicat: „Univirä“ verlieh, so wurde damit ein Frauenherz geehrt, das nur einmal im großen Stile zu lieben vermochte. Die Mitglieder des patrizischen Geschlechtes der Camilli hielten an der vornehmen Tradition fest, nur einmal zu lieben und nur einmal zu heiraten.

Der zügellose Egoismus war es, nicht der Geschlechtstrieb, welcher in der Einehe den ausschließlichen Besitz der Gattin eifersüchtig bewachte und den Einbruch in diesen Besitz streng bestrafte.

Ein Agent der Gesittung war der herrschgierige Egoismus nie; nicht einmal ein kluger Berater, und es wurde oft genug dem Geschlechtstrieb auf das Kerbholz gesetzt, was die rücksichtslose Selbstsucht verbrochen hat.

So hat das Culturvolk der Römer den Treubruch des Weibes in der Ehe mit dem Tode bestraft. Hat jedoch die Frau den Gatten auf frischer ehebrecherischer That ertappt, so „durfte sie ihn nicht mit dem Finger berühren“. (Cato.) Der Römer konnte ebensowenig wie der Germane die eigene Ehe brechen.

Grausamer noch waren die Ditmarsen, welche Ehefrauen ebenso wie Mädchen, die ihr Geschlecht erkannt hatten, lebendig begruben. Das Wohlwollen war bei ihnen keine Naturmitgift und ihre Duldsamkeit gegen die Jugend war nicht so vorgeschritten wie bei den Ranquesas-Indianern, die ihre Mädchen sexuelle Freuden nach Belieben schlürfen ließen.

Es war immer ein großes Unrecht, daß beim Zerreißen der ehelichen Treue er als starker Vertreter der Polygamie straffrei geblieben ist; — sie aber, die schwache Frau, die abgewendet von einem entarteten Gatten sich ausleben und auslieben wollte, wie eine Fliege getötet werden durfte.

Gewiß ist die Zweiehe ein Vertrauensbruch gegen die erste Gattin; sie sollte jedoch der Kinder wegen nur civilrechtlich behandelt, nicht aber strafgesetzlich geahndet werden. All' die strafgerichtlichen Verfolgungen, die sich gegen krankhafte Entartungen des Geschlechtstriebes richten, sind ungerecht, ja selber pervers. Nur die sexuelle Vergewaltigung ist, nicht blos bei

geschlechtsunreifen Personen, ein Verbrechen, das einer scharfen Verantwortung überwiesen werden soll.

Frauen arischen Schlages sind außer sich, wenn ihr Gatte untreu wird. Negerinnen wieder sind (nach Lichtenstein und Livingstone) entsetzt über den „knickerigen Kerl", der nur eine Gattin besitzen will; sie bestehen darauf, daß ihr Mann eine zweite Frau nehme, welche sie in ihren häuslichen Verrichtungen unterstütze. Sie verstehen die Monogamie nicht. Diese Ansicht dürfte den Beifall der zahlreichen arischen Polygamisten finden. Auch die Caraiben, Eskimos und Mongolen finden im Ehebruche kein Verbrechen.

Eine Gleichstellung von Mann und Frau bei der Wahl der Umarmungen entspräche der Billigkeit. Der Mann beanspruchte seit jeher für seine Gastrollen der Liebe die Immunität, während die Frau bei der Auswahl ihrer Geschlechtsfreuden sich nicht frei bewegen durfte, ohne den Makel der Verwerflichkeit auf sich zu laden.

Allerdings empfehlen der Frau Naturgründe Rückhältigkeit; ist sie aber frei von Verpflichtungen der Familie gegenüber, so bedeutet es einen Eingriff in persönliche Rechte, ihr die Wege zu einer neuen Liebe zu verstellen und den Austritt aus einer glücklosen Ehe zu erschweren.

Es haben sich viele Herz- und Kopflosigkeiten des Strafverfahrens aus Zeiten der menschlichen Urroheit in die Gesetzbücher der europäischen „Cultur"völker geflüchtet, worin Absprünge von der ehelichen Mußtreue, die gastirende Unkeuschheit und sonstige tolle Affensprünge des Geschlechtstriebes zur strengen Rechenschaft gezogen werden.

Die Gesetze sind da unsittlich und unbillig, nicht die Menschen, denen das Recht freistehen soll, aus einer Ehe ohne gerichtliche Hemmnisse zu treten, nachdem die Rechte der Kinder auf Subsistenz und Erziehung sichergestellt worden.

Dem trotzigen Gesellen: Geschlechtstrieb, der „sündhaften" Körperlichkeit darf das „edle" oberherrliche Gespenst: Geist nicht entgegengestellt werden, wenn ein gerechter Maßstab für die Beurteilung sittlicher Verstöße des Sexualsinns gewonnen werden soll. Die Natur ist es oft allein, welche den Bösewicht: Geschlechtstrieb zu Missethaten verleitet. Sie wird dabei von

der Denkträgheit und Urteilsunfähigkeit der Menschen wesentlich unterstützt.

Der Naturdrang knurrt oft wie ein hungriges Tier und stürzt sich auf seine Beute, um eine rohe Befriedigung zu finden. So ist es eine Ruchlosigkeit, wenn ein Lüstling die Unschuld eines unerfahrenen Mädchens pflückt und sein eigenes Kind frech verleugnet. Da wird von der Genußgier eines gewissenlosen Mannes das Lebensglück eines Weibes zerstört.

Wegen lückenhafter Einsicht treten sittliche Gebrechen bei Leuten auf, die ein Mädchen excommunizieren, nachdem es in temperamentvoller Hingabe der Liebe Mutter geworden ist.

Übergibt sie sich dem Venusdienste, so sind die lieblosen Eltern und die von religiösen Vorurteilen umklammerte Gesellschaft daran mitschuldig.

Ruchlos ist es auch, im Ehebruch erzeugte Kinder Männern, die ihre Väter nicht sind, zur Ernährung zu überlassen.

Eine Selbstentweihung und Thorheit ist es, die Gesundheit durch sexuelle Selbstbefriedigung oder durch den Verkehr mit verseuchten Cameliendamen zu zerstören. In allen diesen Fällen hält das geschlechtliche Begehren dem ethischen Erkennen nicht die Wage.

* * *

Vergleicht man alle die mitgeteilten Erscheinungen aus dem Leben der Natur- und Culturvölker, so könnte man den Sexualdrang als einen rücksichtslosen Verführer zu allerhand Roheiten und vor allem zu Mißhandlungen der Frau bezeichnen.

Es begreift sich denn, daß die naiven Moralprediger der Juden und Buddhisten das sinnliche Begehren für eine Brutstätte des Übels erklärten. Die empfahlen, die Frauen zu verachten und doch saß der grimmige Geschlechtshunger in den Männern.

Die Profeten haben Ursache und Wirkung, Naturanregung und Form ihrer Beschwichtigung nicht scharf genug auseinander gehalten. Die Männer waren roh, als sie zügellos ihre sexuellen Begierden sättigten; nicht Frauen, sondern die von Natur aus grausamen Männer verübten Frevel und Thorheiten, deren Ausgangspunct der Fortpflanzungsapparat gewesen.

Das Christentum hat über den Sexualsinn ebenso wenig logisch nachgedacht, wie die Sittenlehrer der Juden und Buddhisten. Eine an sich kluge Natureinrichtung wurde von ihm grundsätzlich verdammt und diese Verdammniß wurde mit hochroten Unsinnsblüthen von eigener Aussaat verbrämt.

Die Verdächtigung des Geschlechtssinns wurde auch von anderen Religionen geteilt. So gibt es in Indien die Secte der Manabhawa's, welche Ehen verbietet und neugeborne Kinder tötet. Das haben auch katholische Nonnen gethan, wenn ihre Andachten mit Mönchen nicht folgenlos geblieben waren.

Durch die religiösen Verdammungen des fatalen sinnlichen Begehrens wurden die Entmannungen der kleinasiatischen Hämlinge veranlaßt. Da nur der Mensch Verstand besitzt, um ihn durch religiöse Thorheiten leichthin preiszugeben, so opfert auch die russische Schöpfensecte ihr Geschlecht, um Gott zu gefallen.

Die katholische Kirche, die es liebte, wo immer es möglich war, einen Notzwang aufzustellen, das Absurde als etwas Hochheiliges in den Glauben aufzunehmen, das Gedankenedle zu hassen und niederzuhalten, zu beklemmen und zu quälen, wußte es genau, daß die Naturforderung, die Art zu erhalten, eine unwiderstehliche Gewalt bedeute und die Herrschsucht riet ihr, mit dieser Macht zu rechnen.

Die Geschäftsführer der Kirche maßten sich deshalb Geschlechtlichkeiten gegenüber Vorrechte an. Sie wollten, daß die kirchliche Macht wenigstens ebenso groß sei, wie jene des Geschlechtstriebes und bemühten sich deshalb, ihn unter ihre Botmäßigkeit zu zwingen.

Um diesen Zweck zu erreichen, usurpirte die Kirche die Strafgerichtsbarkeit über Lockerungen der Keuschheit. Im mitleidlosen Strafen war sie sehr erfinderisch. Abgesehen vom Verbrennen ihrer Opfer ließ sie diese auch hängen. Wo die Kirche eine Todsünde begangen sah, mußte der von ihr gelenkte Staat die Todesstrafe verhängen. So wurden im 13. Jahrhundert, in der Blüthezeit der kirchlichen Macht also, die Kupplerinen Frankreichs gehängt.

Die der Kuppelei Bezichtigten wurden auch milder bestraft; es wurden ihnen nämlich die Ohren gestutzt und alle Körperhaare versengt.

In jedem Falle ließ die Kirche in ihrem großen theoretischen Strafhause: Hölle und in ihrer Besserungsanstalt: Fegefeuer für Sünder jeglicher Art stark einheizen. Ehebrecher des Laienstandes wurden zuweilen geköpft, sonst aber der Höllenqual überwiesen; nur geistliche Sünder wurden des Teufels Höflichkeit empfohlen.

Die katholische Kirche war ferner so anmaßend, Eheleuten an gewissen Festtagen „fleischliche" Zärtlichkeiten zu verbieten. Wer dawider handelte und des „ehelichen Umbefanks" an kirchenfestlichen Tagen pflag, hatte in der Hölle ein Bad zu gewärtigen, das in einer Mischung von siedendem Blei, Pech und Harz zu nehmen war.

Auf eine zweite und dritte Ehe wurden ebenfalls Kirchenstrafen gesetzt, die erst Papst Urban III. aufhob. Der geistvolle Apostel Paulus, der da sagte: „Die Vorhaut ist nichts, die Gebote Gottes sind alles" empfahl neben der Ehe auch dringend die Ehelosigkeit.*)

Jene Thoren, welche des Himmels wegen in der Ehe des Verkehrs mit der Gattin sich entschlugen, wurden von der Kirche, die jeden Wahnwitz anpries, als wohlriechende Tugendblumen gerühmt.

Wohin die Kirche ihre gewaltthätige Faust ausstreckte, da gab es Unheil. Sie löste unglückliche Ehen schwer und erlaubte nicht das Wiederheiraten, weil die Ehe angeblich, wenn auch gelöst, ein unverbrüchlicher Bund sei. Es gab keine Thorheit und keine Grausamkeit, welche die katholische Kirche nicht gesegnet hätte. Und man hat sich das immer gefallen lassen, weil der staatliche Absolutismus dem kirchlichen Despotismus verständnißvoll die Hand bot. Menschenherden wurden immer in dem bösen Kreis herumgetrieben, in dessen Mittelpuncte die beiden unsittlichen Herrschaften mit ihren Henkern standen.

---

*) Der vernünftige Kardinal Bembo hat vor der Lectüre der schlecht stilisirten Briefe von Paulus gewarnt und hat damit zugegeben, daß das Christentum überhaupt schlecht stilisirt sei. Es gibt auch heute einsichtsvolle katholische und evangelische Priester, die alle Nichtigkeiten des Glaubens erkennen und ihren Stand nur deshalb nicht verlassen, weil sie mit praktischen Kenntnissen für einen fruchtbaren Erwerb nicht ausgerüstet sind. Der evangelische Priester kann zum Troste wenigstens eine brave Frau und seine Kinder küssen; der katholische Geistliche muß jedoch diese Freude entbehren und sein Los ist: stille Resignation.

Das Christentum hat über den Sexualsinn ebenso wenig logisch nachgedacht, wie die Sittenlehrer der Juden und Buddhisten. Eine an sich kluge Natureinrichtung wurde von ihm grundsätzlich verdammt und diese Verdammniß wurde mit hochroten Unsinnsblüthen von eigener Aussaat verbrämt.

Die Verdächtigung des Geschlechtssinns wurde auch von anderen Religionen geteilt. So gibt es in Indien die Secte der Manabhawa's, welche Ehen verbietet und neugeborne Kinder tötet. Das haben auch katholische Nonnen gethan, wenn ihre Andachten mit Mönchen nicht folgenlos geblieben waren.

Durch die religiösen Verdammungen des fatalen sinnlichen Begehrens wurden die Entmannungen der kleinasiatischen Hämlinge veranlaßt. Da nur der Mensch Verstand besitzt, um ihn durch religiöse Thorheiten leichthin preiszugeben, so opfert auch die russische Schöpsensecte ihr Geschlecht, um Gott zu gefallen.

Die katholische Kirche, die es liebte, wo immer es möglich war, einen Notzwang aufzustellen, das Absurde als etwas Hochheiliges in den Glauben aufzunehmen, das Gedankenedle zu hassen und niederzuhalten, zu beklemmen und zu quälen, wußte es genau, daß die Naturforderung, die Art zu erhalten, eine unwiderstehliche Gewalt bedeute und die Herrschsucht riet ihr, mit dieser Macht zu rechnen.

Die Geschäftsführer der Kirche maßten sich deshalb Geschlechtlichkeiten gegenüber Vorrechte an. Sie wollten, daß die kirchliche Macht wenigstens ebenso groß sei, wie jene des Geschlechtstriebes und bemühten sich deshalb, ihn unter ihre Botmäßigkeit zu zwingen.

Um diesen Zweck zu erreichen, usurpirte die Kirche die Strafgerichtsbarkeit über Lockerungen der Keuschheit. Im mitleidlosen Strafen war sie sehr erfinderisch. Abgesehen vom Verbrennen ihrer Opfer ließ sie diese auch hängen. Wo die Kirche eine Todsünde begangen sah, mußte der von ihr gelenkte Staat die Todesstrafe verhängen. So wurden im 13. Jahrhundert, in der Blüthezeit der kirchlichen Macht also, die Kupplerinen Frankreichs gehängt.

Die der Kuppelei Bezichtigten wurden auch milder bestraft; es wurden ihnen nämlich die Ohren gestutzt und alle Körperhaare versengt.

In jedem Falle ließ die Kirche in ihrem großen theoretischen Strafhause: Hölle und in ihrer Besserungsanstalt: Fegefeuer für Sünder jeglicher Art stark einheizen. Ehebrecher des Laienstandes wurden zuweilen geköpft, sonst aber der Höllenqual überwiesen; nur geistliche Sünder wurden des Teufels Höflichkeit empfohlen.

Die katholische Kirche war ferner so anmaßend, Eheleuten an gewissen Festtagen „fleischliche" Zärtlichkeiten zu verbieten. Wer dawider handelte und des „ehelichen Umbefanks" an kirchenfestlichen Tagen pflag, hatte in der Hölle ein Bad zu gewärtigen, das in einer Mischung von siedendem Blei, Pech und Harz zu nehmen war.

Auf eine zweite und dritte Ehe wurden ebenfalls Kirchenstrafen gesetzt, die erst Papst Urban III. aufhob. Der geistvolle Apostel Paulus, der da sagte: „Die Vorhaut ist nichts, die Gebote Gottes sind alles" empfahl neben der Ehe auch dringend die Ehelosigkeit.*)

Jene Thoren, welche des Himmels wegen in der Ehe des Verkehrs mit der Gattin sich entschlugen, wurden von der Kirche, die jeden Wahnwitz anpries, als wohlriechende Tugendblumen gerühmt.

Wohin die Kirche ihre gewaltthätige Faust ausstreckte, da gab es Unheil. Sie löste unglückliche Ehen schwer und erlaubte nicht das Wiederheiraten, weil die Ehe angeblich, wenn auch gelöst, ein unverbrüchlicher Bund sei. Es gab keine Thorheit und keine Grausamkeit, welche die katholische Kirche nicht gesegnet hätte. Und man hat sich das immer gefallen lassen, weil der staatliche Absolutismus dem kirchlichen Despotismus verständnißvoll die Hand bot. Menschenherden wurden immer in dem bösen Kreis herumgetrieben, in dessen Mittelpuncte die beiden unsittlichen Herrschaften mit ihren Henkern standen.

---

*) Der vernünftige Kardinal Bembo hat vor der Lectüre der schlecht stilisirten Briefe von Paulus gewarnt und hat damit zugegeben, daß das Christentum überhaupt schlecht stilisirt sei. Es gibt auch heute einsichtsvolle katholische und evangelische Priester, die alle Nichtigkeiten des Glaubens erkennen und ihren Stand nur deshalb nicht verlassen, weil sie mit praktischen Kenntnissen für einen fruchtbaren Erwerb nicht ausgerüstet sind. Der evangelische Priester kann zum Troste wenigstens eine brave Frau und seine Kinder küssen; der katholische Geistliche muß jedoch diese Freude entbehren und sein Los ist: stille Resignation.

Die Todesstrafe, die auf den Ehebruch bis in's 18. Jahrhundert herab selbst in der Schweiz gesetzt war, durfte sich auf den Willen Gottes, d. h. auf das Einverständniß der Kirche berufen.

Für die Insolenzen der Kirche gab es auch eine Entwicklungstreppe. Die Ehe war bis in's späte Mittelalter nur ein Privatvertrag, der ohne einen besonderen Functionär geschlossen wurde. Seit dem Tridentiner Konzil machte jedoch die Kirche Ehen von ihrer Erlaubniß abhängig.

Damit confiscirte sie ein kostbares persönliches Recht. Früher hat sie es nicht ohne Mühe und nicht überall durchgesetzt, die Eheleute vor oder nach dem feierlichen Beilager einsegnen zu dürfen. Das Tridentiner Konzil stellte es aber als kirchliches Grundgebot auf, daß die ohne Pfarrer und zwei Zeugen geschlossenen Ehen ungiltig seien.

Einsichtsvoller als die anmaßenden Konzilsherrn war Luther, der die Ehe für ein weltliches Ding erklärte. Eine Correctur der eherechtlichen Arroganz der Kirche ist zwar in vielen Staaten erfolgt, in übelverwalteten Staaten gibt es jedoch nur eine facultative Civilehe.

Das katholische Eherecht wälzt noch immer Berge sittlicher Ungehörigkeiten auf. Da die Kirche von der Thorheit ausging, daß auch die unerträglichste Ehe nur durch den Tod getrennt werden könne, war es in Frankreich seit 1816 durch sieben Jahrzehnte nicht möglich, selbst die unglücklichste Ehe zu lösen.

Religiöse Bornirtheit läßt es in England noch heute nicht zu, daß ein Witwer seine Schwägerin heirate.

Die religiös beschränkten obersten Verwalter Oesterreichs behandeln den Ehebruch noch jetzt aus Gefälligkeit für die Kirche als eine schwere Polizeiübertretung.

* * *

Neben der Grausamkeit der Kirche stand oft deren Frivolität und pastorale Klugheit, die einflußreichen Leuten freundlich gestattete, was sie bei armen Plebejern verdammte. Wie streng wurde von der Kirche die Bigamie verfolgt; nur bei Königen entwickelte sie die holdeste Inconsequenz. So segnete sie die

Doppelehe des Merowingers Chlotar I. (558—561) mit den Schwestern Ingund und Aregund ein.

Ähnliches kam bei mehreren seiner Nachfolger vor. Die Kirche dachte sich, ein König könne auch zwei „Gefäße der Unreinigkeit“ besitzen und selbst über „Taubenschläge“ verfügen, wie von den Merowingern Frauenhäuser genannt wurden.

Ungemein nachsichtig war auch die Kirche gegen die Ehebrüche der Ritter vom Frauendienste, deren allerdings oft hochpoetische Tagwachtlieder den Einbruch in umfriedete Ehen überzeugend bestätigen.

Die Minnelieder aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert waren versificirte Unkeuschheit, waren Ehebrüche in metrischer Form.

Die Verfasser derselben heuchelten zwar einen idealen Frauendienst; allein die Ziele ihrer farbigen Frasen waren doch nur der süße Zusammenschlaf bis zum Tagesanbruch; alles andere war nur das Vorwort dazu. Von einer Verehrung ethischen Frauenwertes war dabei keine Rede. Dieser ritterlich minnigliche Idealismus war nichts als poetisch aufgeputzte Lüsternheit.

Dieselbe Duldsamkeit wie den Dichtern der ritterlichen Minne bezeugte die Kirche auch jenen tollen spanischen Cavalieren, welche ganz besondere Wege zur Frauengunst beschritten.

Die verliebten Edelleute geißelten sich angeblich aus Sehnsucht nach Gott den Rücken wund. In dieser Geißelung sprach sich nur die Sehnsucht nach einer reizvollen Weiblichkeit aus. Das Ziel wurde erreicht, wenn ein Blutstropfen von der Geißel auf das Kleid der Verehrten und Begehrten fiel.

Das galt als himmlischer Wink, daß dem albernen Geißler der höchste Minnepreis zu bewilligen wäre. Die Kirche schwieg oder lachte zu dieser Form ehelicher Treulosigkeit.

Starke Stücke von Frivolität wurden von jenen Priestern verübt, die an eifersüchtige Gatten die Beichtbekenntnisse untreuer Frauen verkauften und im Beichtstuhl selber verübten, was sie als das schlimmste aller Laster verdammten.*)

Im vormaligen Kirchenstaate selbst sah man es deutlich,

*) „Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland“ und „Moralhistorische Studien“ von Wilh. Rudeck (W. Costenoble, 1897).

Die Todesstrafe, die auf den Ehebruch bis in's 18. Jahrhundert herab selbst in der Schweiz gesetzt war, durfte sich auf den Willen Gottes, d. h. auf das Einverständniß der Kirche berufen.

Für die Insolenzen der Kirche gab es auch eine Entwicklungstreppe. Die Ehe war bis in's späte Mittelalter nur ein Privatvertrag, der ohne einen besonderen Functionär geschlossen wurde. Seit dem Tridentiner Konzil machte jedoch die Kirche Ehen von ihrer Erlaubniß abhängig.

Damit confiscirte sie ein kostbares persönliches Recht. Früher hat sie es nicht ohne Mühe und nicht überall durchgesetzt, die Eheleute vor oder nach dem feierlichen Beilager einsegnen zu dürfen. Das Tridentiner Konzil stellte es aber als kirchliches Grundgebot auf, daß die ohne Pfarrer und zwei Zeugen geschlossenen Ehen ungiltig seien.

Einsichtsvoller als die anmaßenden Konzilsherrn war Luther, der die Ehe für ein weltliches Ding erklärte. Eine Correctur der eherechtlichen Arroganz der Kirche ist zwar in vielen Staaten erfolgt, in übelverwalteten Staaten gibt es jedoch nur eine facultative Civilehe.

Das katholische Eherecht wälzt noch immer Berge sittlicher Ungehörigkeiten auf. Da die Kirche von der Thorheit ausging, daß auch die unerträglichste Ehe nur durch den Tod getrennt werden könne, war es in Frankreich seit 1816 durch sieben Jahrzehnte nicht möglich, selbst die unglücklichste Ehe zu lösen.

Religiöse Bornirtheit läßt es in England noch heute nicht zu, daß ein Witwer seine Schwägerin heirate.

Die religiös beschränkten obersten Verwalter Oesterreichs behandeln den Ehebruch noch jetzt aus Gefälligkeit für die Kirche als eine schwere Polizeiübertretung.

* * *

Neben der Grausamkeit der Kirche stand oft deren Frivolität und pastorale Klugheit, die einflußreichen Leuten freundlich gestattete, was sie bei armen Plebejern verdammte. Wie streng wurde von der Kirche die Bigamie verfolgt; nur bei Königen entwickelte sie die holdeste Inconsequenz. So segnete sie die

Doppelehe des Merowingers Chlotar I. (558—561) mit den Schwestern Ingund und Aregund ein.

Ähnliches kam bei mehreren seiner Nachfolger vor. Die Kirche dachte sich, ein König könne auch zwei „Gefäße der Unreinigkeit" besitzen und selbst über „Taubenschläge" verfügen, wie von den Merowingern Frauenhäuser genannt wurden.

Ungemein nachsichtig war auch die Kirche gegen die Ehebrüche der Ritter vom Frauendienste, deren allerdings oft hochpoetische Tagwachtlieder den Einbruch in umfriedete Ehen überzeugend bestätigen.

Die Minnelieder aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert waren versificirte Unkeuschheit, waren Ehebrüche in metrischer Form.

Die Verfasser derselben heuchelten zwar einen idealen Frauendienst; allein die Ziele ihrer farbigen Frasen waren doch nur der süße Zusammenschlaf bis zum Tagesanbruch; alles andere war nur das Vorwort dazu. Von einer Verehrung ethischen Frauenwertes war dabei keine Rede. Dieser ritterlich minnigliche Idealismus war nichts als poetisch aufgeputzte Lüsternheit.

Dieselbe Duldsamkeit wie den Dichtern der ritterlichen Minne bezeugte die Kirche auch jenen tollen spanischen Cavalieren, welche ganz besondere Wege zur Frauengunst beschritten.

Die verliebten Edelleute geißelten sich angeblich aus Sehnsucht nach Gott den Rücken wund. In dieser Geißelung sprach sich nur die Sehnsucht nach einer reizvollen Weiblichkeit aus. Das Ziel wurde erreicht, wenn ein Blutstropfen von der Geißel auf das Kleid der Verehrten und Begehrten fiel.

Das galt als himmlischer Wink, daß dem albernen Geißler der höchste Minnepreis zu bewilligen wäre. Die Kirche schwieg oder lachte zu dieser Form ehelicher Treulosigkeit.

Starke Stücke von Frivolität wurden von jenen Priestern verübt, die an eifersüchtige Gatten die Beichtbekenntnisse untreuer Frauen verkauften und im Beichtstuhl selber verübten, was sie als das schlimmste aller Laster verdammten.*)

Im vormaligen Kirchenstaate selbst sah man es deutlich,

*) „Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland" und „Moralhistorische Studien" von Wilh. Rudeck (W. Costenoble, 1897).

daß die Ehe nicht die „heilige Grundlage jeder höheren Ordnung“ oder gar eine „göttliche Einrichtung“ sei. Der päpstliche Staat hat nie etwas für das intellectuelle und wirtschaftliche Emporkommen seiner Pflegebefohlenen gethan; eheliche und natürliche Kinder mußten dieselben Blut- und Geldsteuern entrichten. Das Geschäft der Courtisanen blühte bei so vielen reizbaren, gutgenährten Priestern; — die Ehen wurden in der vornehmen Gesellschaft Italiens gern gebrochen, ohne daß die „heilige Grundlage“ der kirchenstaatlichen Unordnung wankte.

Von der Pflicht ethischer Erhebung in Ehen konnte bei der sorgfältig erhaltenen Unwissenheit im Kirchenstaate nicht die Rede sein. Im besten Falle sammelte der Adel, um doch etwas zu thun, Kunstwerke, die er dann bei seiner wirtschaftlichen Herabgekommenheit wieder verkaufte. Jede fruchtbare Arbeit war ihm (mit geringen Ausnahmen) ebenso verhaßt wie der Geistlichkeit.

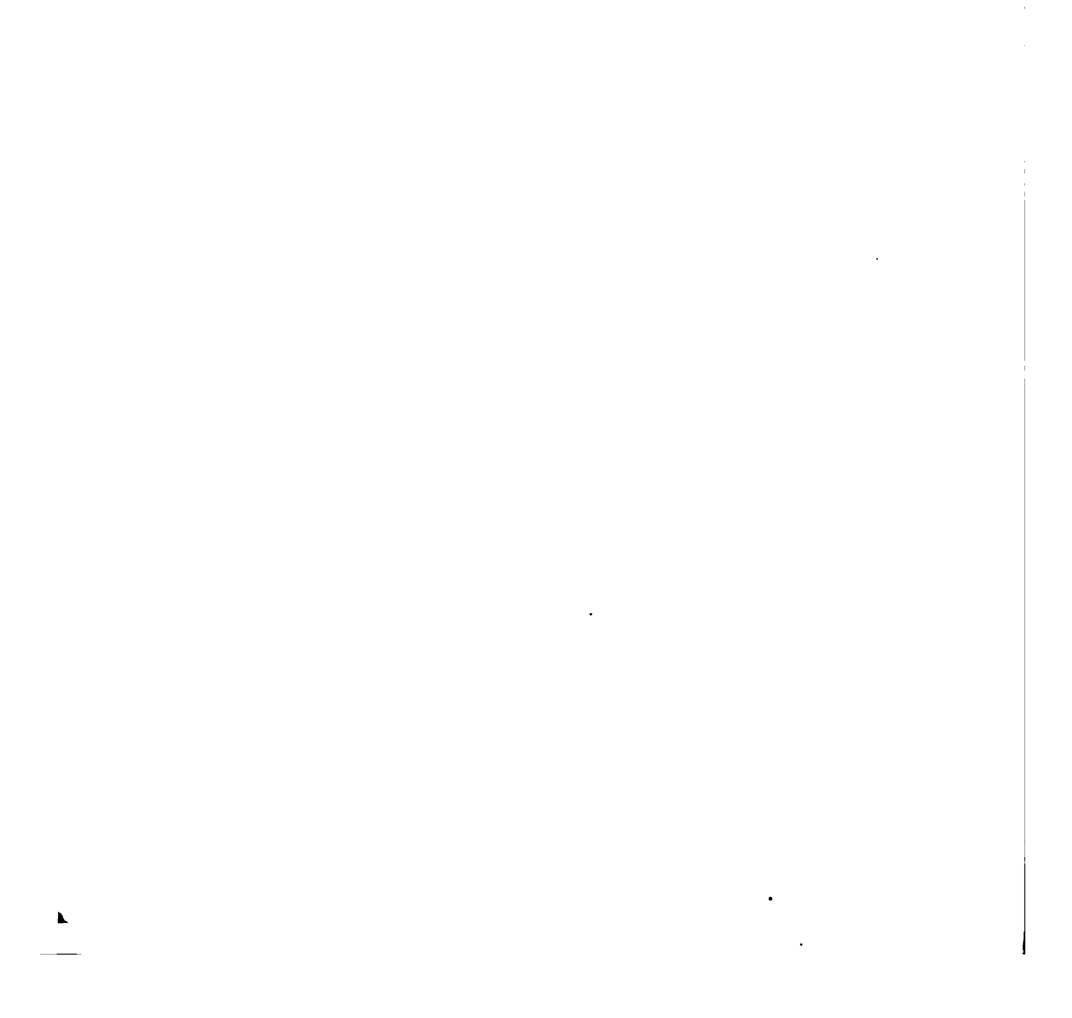
So erzog die Kirche ihre Pflegebefohlenen in Gottesfurcht und Unwissenheit, in Gewissensangst und Frivolität. Bis dieses gemeingefährliche Institut zusammengebrochen sein wird, werden die Eheschließungen im Vernunftstaate der Zukunft edlere Formen aufweisen.

Wenn der Vater der Braut oder des Bräutigams angesichts der Verwandten und Freunde das liebende Paar als vermält bezeichnet, oder wenn dieses sich selbst als für's Leben verbunden erklärt, so wird damit ein persönliches Recht zur Geltung gebracht und die Ehe wäre in menschlich würdiger Form geschlossen. Der Staat hätte bei Ehetrennungen nur die Rechte der Kinder wahrzunehmen, wenn sie gekränkt werden sollten.

* * *

Alles in Allem: Der Geschlechtstrieb ist kein Filosof; er ist ein Gewaltherr, der seine Leibeigenen bald glücklich, bald unglücklich macht und zur Geschichte menschlicher Thorheiten und Frevel ansehnliche Beiträge liefert. Nur bei feingearteten Liebesleuten tritt er als Mäcen der Poesie und als anspruchsvoller Aesthetiker auf.

Ethische Ideale.



XXIII. Zur Einführung.

Ein Ideal ist nicht das Unerreichbare, wie sich einmal ein ungebildeter und frivoler österreichischer Minister im Parlament geäußert hat, sondern ein erreichbares Vollkommenheitsziel.

Die Achsen, um die sich alle ethischen Ideale drehen, sind Wissen und Wohlwollen.

Mit dem Wissen verbindet sich richtiges Denken, das uns vor allem aus alten Erbthorheiten und aus unheilvollen Fantasietäuschungen herausführt. Ob sich das Losungswort: Alles Erkennbare wissen und alles Edle genießen! — als Lebensgrundsatz empfehlen dürfte?

Da das Wissen weltweite Provinzen umspannt, so wird das Erwerben von Kentnissen sich allerdings in begrenzten Linien bewegen; allein die gewonnenen Erkenntnißwerte werden das volle Verständniß der Welt- und Lebensgesetze vermitteln und uns mit den wichtigsten Zweigen menschlichen Schaffens vertraut machen.

Nur im Besitze einer reichen allgemeinen Bildung und mannigfacher fruchtbarer Kenntnisse kann ein klares und sicheres Urteilen geschult werden, das uns die Wahrheit zu sehen gestattet.

Alles genießen? — Das ist bei der Beschränktheit unserer Kraft und bei der engen Zeitspanne des Daseins nicht möglich. Allein man kann über die Werte des Natur- und Kunstschönen gut unterrichtet, mit den besten Werken des Schrifttums aller Völker bekannt geworden, sowie durch den Verkehr mit schönen und vornehm denkenden Menschen ein ganzes Leben mit Genüssen erfüllen.

Sittliche Imperative vernunftgerechten Schlages sind nach dem Mitgeteilten leicht aufgestellt. Sie ließen sich in folgende Kernsätze zusammenfassen: Höre nie auf, aus dem Buche der Natur und aus der Geschichte der politischen Geschicke, sowie der literarischen und Kunstschöpfungen der Völker zu lernen. Schule auf Grund der gewonnenen Kenntnisse das richtige Denken, damit du auch über deine ethischen Pflichten in's Klare kommst. Lasse deine Rechte von Niemandem schmälern und halte auch die Rechte anderer aufrecht. Hole deine Genüsse aus dem Betrachten des Welterhabenen und Naturschönen, sowie der Werke der bildenden Kunst, aus der Poesie aller Völker und aus dem Umgange mit edelgearteten Menschen.

Stehe immer für die Freiheit im Lernen, in der Aussprache des Gedachten und im politischen Leben ein. Sei wohlwollend und rücksichtsvoll gegen deine Daseinsgenossen und folge Impulsen eines hilfbereiten, teilnahmsvollen Herzens. Lehne dich gegen alle Erhalter der Unwissenheit, gegen Widersacher der politischen Vernunft, sowie gegen alle auf, welche dich hindern, auf den Wegen zu sittlichen Lebenszielen vorwärts zu schreiten.

Das alles sind erreichbare Ziele idealer Art. Anklänge an diese Grundregeln sittlicher Lebensführung finden sich bei allen Völkern, die über Pflichten nachdachten. Die religionsfreie Ethik hat seit jeher bestanden und war immer besonnen, weil sie nur menschliche Interessen im Auge hielt.

Es gilt nun, die Grundsätze der religionsfreien Sittlichkeit die bisher nur von Höhenmenschen erkannt und bethätigt wurden, in breite Volksschichten zu tragen. Das bisher in Schulen erworbene Wissen war in ethischer Beziehung mehr als lückenhaft und auf morsche Fundamente gestellt, die von der Religion bereitwillig geliefert wurden. Das Jenseits verzehrte beim menschlichen Mittelschlag das bischen Einsicht, das für das Erfassen einer anständigen Lebensführung notwendig ist.

Jene Gipfelmenschen, die aus den Dämmerungen herrschender Irrsale herausragen, sehen es in den seltensten Fällen für ihre Pflicht an, den irregeführten, oft der Roheit zuneigenden Plebejern der Unter-, Mittel- und Oberschichten nachdrucksvoll die Wahrsätze einer vernünftigen Welt- und Lebensanschauung vor's Ge-

wissen zu stellen und in die Massen der Unbelehrten erbauliche Belehrungen zu tragen.

Solche Höhenmenschen sollten auf Lehrkanzeln und auf Thronen stehen, sollten Minister und Volksvertreter sein und sollten den Mut besitzen, ihre vorgeschrittenen Überzeugungen der Menge in's Herz zu reden, weil es ihre Pflicht so gebietet.

Leider werden noch Jahrhunderte verrauschen, bevor man es für einen Frevel halten wird, die Tiermenschen oben, in der Mitte und unten in ihrer Unwissenheit und sittlichen Unmündigkeit zu erhalten, — bevor man das Joch der Erbthorheiten abgeworfen und die Feigheit der still mit ihrer besseren Überzeugung im Leben Herumschleichenden als Verstoß gegen jenen Gemeinsinn erkannt haben wird, der für die Sittigung Aller mutig und werkthätig einzuspringen hat.

Diesem Gemeinsinn folgt auch diese Schrift, dem hämische Bremser und schmähsüchtige Besserwisser nicht nachkriteln sollten, daß ja der Hauptsache nach die bekannten großen Irrtümer bereits widerlegt wurden. Leider wurden sie nur für wenige widerlegt und beherrschen wie seit Jahrhunderten die Volksmenge in ungeschwächter Kraft. Sie umflattern auch jene feigen Rechthaber, die für den Meinungspöbel den Glauben reservirt sehen und weiter gespannte Kenntnisse von ihm fernhalten wollen. Was ficht es sie an, daß erweitertes Wissen immer vertieftes Menschenglück bedeutet?

* * *

Im vorstehenden Abschnitt wurde dargelegt, daß das Naturstreben nach Arterhaltung mit dem ethischen Erkennen meist nur locker zusammenhängt. Auch dem Selbsterhaltungstriebe entquellen Anregungen vorwiegend unsittlichen Schlages. Die überschwängliche Verehrung des Ich ist ein Kind dieses Triebes und der leidenschaftlichen Ichliebe entsprangen viele Frevel und Thorheiten.

Eine allzu reizbare Selbstliebe kann sich bei einem vernünftigen Unterrichte gar nicht entwickeln. Wer naturwissenschaftlich belehrt, seine Stellung als Mensch im Welthaushalte kennt, muß seine Eigenliebe dämpfen und wird den Egoismus

vor Verblendungen und Ausartungen schützen. Menschen, die über ihren Naturrang in's Klare kommen, stellen die Vorstellung vom selbstherrlichen Ich nicht auf den Altar und widmen diesem eitlen Ding keinen Weihrauch.

Der ungeschlachte Ichcultus ist immer mit Unbildung verbunden. Je geringer der ethische Wert eines Menschen ist, desto roher stampft der Unfehlbarkeitsdünkel auf den Empfindungen des lieben Nächsten, desto berauschter gibt sich der Größenwahn, desto unnahbarer wird die Ichmajestät, die alles heftig verurteilt, was sich nicht vor ihren Ansichten auf die Kniee wirft. Die verdunkelte Einsicht ist bei Leibeigenen der Selbstanbetung fast immer mit Herzensroheit verbunden. Reitet die Selbstvergottung auf hohen Rossen, so wird das rücksichtslose Benehmen der Ichfetischisten oft unerträglich.

Je weiter die Kenntnisse eines Menschen gespannt sind, je mehr Bezirke des Wissens sie berühren, je mehr die Beschäftigung mit Schöpfungen der Kunst und Poesie das Empfinden verfeinert, je entschiedener man sich durch gründlichen Umblick in der Wirklichkeit als hinfälliges Naturding erkennt, desto edler gestalten sich die Formen des Selbstgefühls.

Es ist kaum zu bestreiten, daß die richtige Vorstellung vom Wesen und Werte der eigenen Persönlichkeit von lebenswichtigem Belange ist. Vor allem erkennt man, daß das hochverehrte Ich nur die Vorstellung vom eigenen Körper mit dessen fysischen Mängeln ist. Steckt in diesem Körper auch noch etwas ethische Selbsterkenntniß, so wird man es umso sicherer verstehen, daß das geliebte Ich, von dem alles ausgeht, was wir im Leben bedeuten wollen, dieselbe organische Grundlage besitze wie jene Daseinsgenossen, die im angebornen Pelz herumgehen.

Wir müssen dessen eingedenk bleiben, daß Tiere bei ihrer Gott- und Religionslosigkeit meist etwas klüger denken und naturgerechter leben, als menschliche Herdenexemplare. Tiere werden von denselben Eindrücken der Umwelt berührt, wie die eitle „Krone der Schöpfung", doch sind sie insofern Menschen gegenüber im Vorteil, als ihr Selbstgefühl nie zum Größenwahn ausartet.

Gerade ein Blick in's Tierreich sollte unseren Selbstsinn in bescheidene Grenzen weisen. Nur durch das Ausblühen von

Vernunft-, Wissens- und Schaffenswerten erheben wir uns über unsere vierfüßigen Lebenscollegen. Weist die verblendete Eigenliebe Erkenntnißwerte zurück, die über unsere Lebensstellung genau orientiren, so stehen wir mitunter unter dem Range der Collegen mit dem angeborenen Pelze.

Während das ethisch wohlerzogene Selbstvertrauen der Gesellschaft frommt, gibt sich der ungebändigte Ichgötzendienst als Qual für alle. Wer kennt nicht jene Halbleute mit hohlen Köpfen, die von Äußerlichkeiten abhängen, die wie Jehova von den Juden das unbedingte Gehorchen verlangen, die keinen Widerspruch vertragen, weil sie unlogisch denken und roh empfinden, die ihre Standesehre wie feine Glasware herumtragen und die Ohren jener Zeitgenossen absäbeln, die beim Vorübergehen den Ausdruck: „schneidig" gebrauchen. Solche Ichnarren fordern oft ein Leben für die Berührung des Hymens ihrer Ehre.

Der Größenwahn täuscht seinen Besitzer über dessen eigenen Wert; je weniger er davon besitzt, desto gemeinschädlicher wirkt dieser Erkenntnißdefect. Die Mängel im Erkennen gestalten sich immer zu ethischen Gebrechen.

Man denke doch an den Hochmut ungebildeter Priester, an die Mißgriffe anmaßender Monarchen, an die Ausschreitungen hoffärtiger Kanzleimenschen, an den Dünkel einseitig unterrichteter Kathederleute, an die Selbstüberschätzung von unvollständig gebildeten Arbeiterführern, die mit einigen schalen Schlagworten den Staat umbilden wollen, an die Frechheiten von Junkern und Geldprotzen, sowie an alle andere Prägungen der Selbstüberhebung.

Ohne Bildung und ohne Erkenntniß seines Naturranges gelingt die Zucht der Selbstliebe nicht. Dies beweisen ungebildete Componisten, die wie hungrige Dschungelkatzen jene Leute anspringen, die in den platten Tonwerken der sich Heißliebenden nichts zu bewundern finden.

Nur ein ethisch verwahrloster Schauspieler wird von Selbstverblendung gefesselt, die Mißgriffe seines Darstellungsstils übersehen und jene Personen befehden, die seine Rollengestaltung nicht so ungemessen günstig beurteilen wie er selbst. Nur ein Maler, der an sich ein übergroßes Gefallen findet, obwohl sein Gedankenbesitz dürftig und sein Geschmack verwildert ist, wird Arm-

seliges schaffen, ohne dessen Unwert zu erkennen und wird jeden verachten, der in ihm nicht einen unsterblichen Meister verehrt.

Der Größenwahn zeugt Profeten, Heilige, Märtyrer, unfehlbare Päpste, rachsüchtige Fürsten, übermüthige Feudalherrn, Kanzleidespoten und artet oft genug zur gänzlichen Unzurechnungsfähigkeit eines kranken Gehirns aus. Ein solcher an blöder Selbstanbetung Erkrankter war Empedokles von Agrigent (geb. 444 v. u. Z.), der sich für einen magischen Beherrscher von Wind und Regen erklärte. Er sei mehr Gott als Mensch, meinte er, und verdiene Anbetung. Sagen warfen ihm wie dem Rabbi Jesu eine Himmelfahrt und eine Verklärung nach. Die Pöbelmenge glaubt es gern, wenn sich ein Gehirnkranker für einen Gott erklärte.

Je geringer der Charakterwert eines Menschen, desto frecher werden die Ausschreitungen der Selbstverliebtheit. Der großdenkende Mensch hält sich an Ideen und an Interessen, die außer ihm liegen. Der wahnwitzige Ichanbeter jedoch schätzt sich als den Mittelpunct der Welt, die ohne ihn zusammenbrechen müßte.

Während der Größenwahnwitz eine Quelle von Freveln ist, entströmen dem edel angelegten Selbstsinn des nach großen Zielen ausblickenden Mannes Schöpfungen, welche die Mit- und Nachwelt erfreuen und erbauen. Da bewegt sich der Ehrgeiz um Zwecke, die über die eigene Persönlichkeit hinausgehen, die abseits von nichtigen Äußerlichkeiten stehen und gemeinmenschliche Vorteile im Auge halten. Das kleine Ich zieht sich da hinter den allen dienenden Gemeinsinn zurück.

Es ist ein entschuldbares Streben, wenn man für sein Selbst und für den daranhängenden Namen sich hier ein dauerndes Nachdasein sichern will. Bei dieser Sehnsucht nach einer wenn auch kurzen Unsterblichkeit kann die Selbstliebe eine edle Ehe mit dem Gemeinsinn eingehen, der für die Volksgenossen durch eine schöpferische oder humanitäre Großthat einen bleibenden Wert von hevorragender Bedeutung zurückläßt.

Widmet ein Künstler eine Reihe seiner vornehmen Werke einem Volksmuseum; übermittelt ein wissenschaftlicher Forscher das Ergebniß seiner Lebensarbeit einer Lehranstalt; übergibt ein Ingenieur die Resultate seiner Erfindungen einem Asyl für

technische Erziehung; spenden Filantropen ihre durch klug gelenkte Arbeit erworbene Habe humanitären oder Bildungsanstalten, so verdienen die Namen solcher Männer allerdings die Achtung der Nachwelt und eine möglichst weitgestreckte Unsterblichkeit ihres verdienstvollen Daseins. Da wäre also der harmonische Zusammenklang von Selbstliebe und Gemeinsinn gegeben.

* * *

Einen Gegensatz zu Männern, welche einen dauernden Nachruhm durch hohe ethische Einsätze verdienen wollen, bilden Monarchen, welche, weil sie in den Hermelin hineingeboren wurden, sich um Bildungssachen und um ihre Pflichten wenig kümmern, die sich auf die strenge Pflege der Rechte der Staatsbürger beziehen müßten. Ihre Gemeinschädlichkeit wächst dann bedenklich, wenn ihr Größenwahn den Charakter krankhafter Erregbarkeit annimmt.

Es gab noch im 19. Jahrhundert Fürsten, die den Verfassungseid brachen und sich damit zufrieden gaben, wenn sie der Hofcaplan im Beichtstuhl absolvirte. An dem Verdict der Völker und an dem Gerichte der Weltgeschichte lag ihnen nichts, wenn nur der Hofcaplan Beifall nickte.

Eine größere Bürgschaft als Eide leistet das ethische Feingefühl und die reiche Ausstattung mit Kenntnissen der Throncandidaten. Diese sollten bei voller Öffentlichkeit eine Maturitätsprüfung bestehen, bei welcher Vertrauensmänner des Volkes das Examen führen. Nur nachdem Candidat diese Prüfung mit Auszeichnung bestanden hat, dürfte er den Regierungsmantel anziehen.

Leider lag der denkträgen Volksmenge an Beweisen für die Regierungstauglichkeit der Fürsten gar nichts. Es kümmerte sie nicht, daß der Besitz von Bildungsgütern und das sittliche Mündigwerden der bürgerlichen Freiheit vorangehen müssen.

Den großen Nutzen, den die Unbildung für die Aufrechthaltung der absoluten Fürstengewalt besitzt, die sich zuweilen auch „constitutionell“ nennt, hat die Crême der politischen Beschränktheit, haben die geistlichen Vorstände des Conservatoriums für Unwissenheit immer richtig eingeschätzt und alles sorgfältig

weggefegt, was eine Besserung der gesellschaftlichen Zustände herbeiführen könnte.

Doch der Wahrheit die Ehre! Auch rückständige Staatsmänner und Herrscher sorgen für die Pflege politischer Tugenden. Die Aufzucht „dynastischer Gefühle" liegt ihnen besonders am Herzen. Bei den Neukaledoniern findet man die ersten Spuren dieser merkwürdigen Gruppe von Gefühlen. Dieser Volksstamm ist nämlich ungemein stolz darauf, wenn ihr Häuptling eines ihrer Kinder mit Appetit verspeist. Arische Monarchen verzehren wieder bei vortrefflicher Eßlust die Freiheitsrechte ihrer Völker, die sie beschützen und erweitern sollten.

Ein wohlwollender Volkshirt ist der König Mtesa von Uganda gewiß nicht gewesen, dessen dynastisches Selbstgefühl durch eine Jungfrau verletzt wurde, die es gewagt hatte, ihm eine frischgepflückte Frucht anzutragen. Er ließ das schwarze Fräulein wegen dieser Majestätsbeleidigung in Stücke hauen.

Ist es aber nicht empörender, wenn von europäischen nachlässig erzogenen Monarchen Männer nur deshalb, weil sie vernünftige politische Ansichten vertraten, zu lebenslänglicher Haft oder zu einem schimpflichen Henkertode verurteilt wurden?

Dabei begegnete der Hermelin immer dem billigenden Verständnisse des Weihwedels. Die Kirche haßte nämlich seit jeher Männer, die Naturgesetzen ruhig in's Antlitz sahen und jede Wahrheit hochstellten, die Gott durch die Natur heraus gepredigt hat. Der Kirche erschien Gott zu undiscret und sie trat einer jeden von ihm unklug ausgeplauderten fysikalischen Wahrheit mit Eifer entgegen. Ein jeder Sieg der Erkenntniß bedeutete ihr eine Niederlage des Glaubens und deshalb verfolgte sie das Wort Gottes, das aus der Natur zu den Menschen spricht.

Sollte sich nicht eine Internationale der Gebildeten und Energischen zusammenfinden, welche der Absicht lebt, diese Anstalt für ethische Verwahrlosung in Trümmer zu legen? Diese Internationale könnte sehr gemeinnützig wirken. Gebildete Fürsten, welchen am Majestätsbewußtsein nichts, dagegen am staatsbürgerlichen Rechts- und Ehrgefühl alles läge, würde man als Mitglieder dieses internationalen Bundes gewiß gern begrüßen.

* * *

Der überschwenglichen Selbstliebe der Völker entspringt ebenfalls viel Unheil.

Es gibt kleinliche Politiker, welche in der Erde die Welt erblicken und sich darüber grämen, daß Menschen, die sich über die Erde hinaus als Weltbürger fühlen, an nationalem Werte einbüßen. Sie verkennen es, daß es der Cultur nur zu statten kommen müsse, wenn die Grenzen der Welt- und Lebensanschauung recht weit gezogen sind. Es erleichtert dies die Befreiung von nationalem Dünkel.

Alle Achtung für das Selbstgefühl eines gebildeten Volkes, das die Werke seiner großen Denker in sich aufgenommen und sie schätzen gelernt hat; allein diese vornehme Selbstachtung einer gesitteten Volksgemeinschaft ist weit von jener reizbaren Nervosität einer eitlen Nation entfernt, die nur herrschen und unterjochen will.

Wie bei einzelnen Personen die Eitelkeit ist auch bei kleinen Volksstämmen die krankhaft gesteigerte nationale Eigenliebe ein Hemmniß für das Wurzelfassen von Bildungswerten. Kleine Völkerschaften, die ein stolzes Ganzes vorstellen wollen, schlagen leider nur zu gern nach größeren, ihnen an Cultur überlegenen Nationen aus Neid, Furcht und politischer Abneigung.

Da zeigt es sich deutlich, daß die Vielheit der Sprachen eigentlich ein Culturunglück bedeutet, denn die armen Literaturen enger Sprachbezirke können einen hinreichenden Vorrat an Bildungsmitteln nicht bieten.

Auch die Zerschlissenheit eines großen Volksstammes in kleinere Sprachenfamilien hemmt den Fortschritt umso mehr, je zäher der nationale Sinn der winzigen Volksgemeinschaften seine Eigenart aufrechthalten will.

Gebildete Völker werden die Spitzen ihres Selbstgefühls nie gegen einander kehren; sie müßten einander vielmehr durch die von ihnen geschaffenen Culturwerte wechselseitig fördern.

Bei den schlechten Instincten der Mehrheit der Menschen bleibt jedoch die Duldsamkeit und Verträglichkeit der Völker vorderhand ein schöner Traum.

Wir werden in späteren Abschnitten Gelegenheit finden, den Größendünkel politisch beschränkter kleiner und großer Volksstämme schärfer zu beleuchten.

* * *

Daß sich unsere Pflichten aus rein menschlichen Verhältnissen herausheben müssen, zeigte sich schon beim urzeitlichen Zusammenleben von Stammesgemeinschaften. Die ersten Verpflichtungen, die als solche erkannt und befolgt wurden, betrafen die Beschützung des Lebens, die Achtung des Eigentums, die gegenseitige Hilfeleistung sowie das Festhalten an der Wahrheit, das Erfüllen gegebener Zusagen. Die Achtung der Wahrheit ist also eine sehr alte Pflicht. Für diese haben Religionen jedoch das Verständniß kaum gefunden. Verachtung der Wahrheit lag ihren Dämmerungen näher.

Daß sich sittliche Pflichten nur um menschliche Interessen bewegten, beweisen auch Sprüchwörter, in denen Völker ihre moralfilosofischen Ansichten aussprachen.

Die vom Volksverstande aufgestellten Sittlichkeitssätze bezogen sich bei den Griechen auf gelassenes Maßhalten („Nichts zu viel!"), auf Liebe zu den Eltern, zum Frieden, zur Wahrheit, auf milde Behandlung der Frau, auf Beherrschung heftiger Lustbegierden, auf Rücksicht für Tiere, auf Wohlwollen gegen den Nächsten, auf Dankbarkeit und unerschrockenen Gemeinsinn („rathe den Bürgern nicht das ihnen Liebste, sondern das Nützlichste").

Griechische Schriftsteller bereicherten auch den Volksschatz ethischer Sprüche und ließen dabei die Olympier ruhig schlafen. Was wußten die Götter davon, daß die Unkenntniß des Guten, wie Demokrates bemerkt, die Entwicklung der Sittlichkeit verhindere? Geradezu götterfeindlich war der Satz des Demosthenes, daß man an empfangene Wohlthaten allezeit denken, erwiesene aber vergessen solle. Wollten doch die eitlen Olympier immer nur Opferduft riechen und für alle Naturgaben verbindlich bedankt sein.

Gegen Zeus, den zuweilen Grimmigen, richtete sich ebenso wie gegen reizbare Menschen der witzige Ausspruch des Demokrit, daß der Zorn wie eine Hündin blinde Junge gebäre. Wenn in griechischen Sittensprüchen der Götter gedacht wurde, so hat man neben sie gelassen Menschen gestellt. So sagte Phocion über das Asylrecht der Verfolgten in Gotteshäusern: „Dem Tempel darf man nicht den Altar, der menschlichen Natur nicht das Mitleid nehmen".

Die oft fein zugespitzten Sittenregeln der Hellenen waren der Abstrom ihrer Lebenserfahrungen. Es glänzte darin die

Weisheit und Einsicht des Volkes selbst, das so glücklich war, sich ohne Profeten und Religionsstifter im Dasein durchzufinden.

* * *

Die eitlen Pflichten gegen Gott, von denen im Abschnitt XIX bereits gesprochen wurde, waren nur Reflexe der kranken Ichliebe und des Selbsterhaltungstriebes. Dem Weltich, dem aus der Einbildung geholten und dem Menschenich nachgebildeten, wurden die Schwächen eines reizbaren und heftig in sich verliebten Despoten zugemutet, mit dem in Frieden zu leben, die Sorge um das eigene Selbst lebhaft empfahl. Dem verwöhnten Ich war es ein Bedürfniß, in die blaue Luft einen braven Filantropen hinaufzusetzen, der auf alle menschliche Wünsche hinhorcht und sich beeilt, sie prompt auszuführen.

Die vom kindlichen Unverstand installirte Himmelsmajestät forderte dagegen den aufmerksamsten Hofdienst.

Im Despotenstil hat der Judengott an die Spitze seiner Sittenregeln Befehle gestellt, die mit einem barschen: „Du sollst!" begannen und sehr viel Verehrung und Höflichkeit verlangten. Die Einzigkeit des Judengottes wurde vom Christentume nach heidnischen Vorbildern in drei Persönlichkeiten gespalten und alle drei jochten den Menschen Verpflichtungen auf.

Zu welchen Ungereimtheiten dies führt, beweist u. A. die Beschäftigung der Mystiker des Mittelalters mit Gott. Für das Erkennen ethischer Pflichten blieben diese Betrachtungen gänzlich unfruchtbar. So galt dem Mystiker Tauler die Unwissenheit, die Armut und Bloßheit des Geistes für die christliche Vollkommenheit. Diese widerstrebte also dem Erkennen der Sittlichkeit, blickte nach „übernatürlichen" Tugenden aus, als deren höchste der Glaube, also das Fürwahrhalten des Unwahren galt.

Tauler suchte die Tugend in der Abkehr von Sinnesfreuden, im „entäußerten Leben", in der Erstarrung alles Denkens, in der Gnade der Geistesarmut, in der Einigung mit Gott, dem man „stille halten" soll, damit er in uns alles wirke. Aus diesen Armseligkeiten der Beschäftigung mit Gott konnte die Erkenntniß ethischer Werte nicht hervorblühen. Eine Fantasie-

vorstellung, die sich auf Ungegenständliches stützt, kann man nicht bis zur Berauschung lieben. Und man liebte doch. Allein zur himmlischen Minne hat sich immer wieder der fatale irdische Geschlechtstrieb hinzugesellt. Selbst der gestrenge Thomas a Kempis empfahl es, ein „Liebhaber" Jesu zu sein und in ihm die „süßeste Wonne und Seligkeit, das höchste Glück" zu suchen.

Daß dieser Mystiker das Wesen der Sittlichkeit verkannte, erweisen seine Ermahnungen, die Welt um Gottes willen zu verachten und der Menschen Weisheit gering zu halten. Sinnlos ist der Einfall des Thomas a Kempis, daß das Kreuz der Gipfel der Tugend sei und daß man das Leiden Christi nachahmen solle. Zum Frieden führe angeblich kein anderer als der königliche Weg des heiligen Kreuzes und der täglichen Abtötung.

Mit solchen Verrücktheiten sollten die Kosten eines sittlichen gottgefälligen Lebens bestritten werden! Bezeichnend für die schlaffe Urteilslosigkeit frommer Leute ist es, daß die Achtung des Buches über die Nachfolge Christi sich Jahrhunderte lang erhalten hat.

Kein Wunder, daß sich mit solchen Ansichten über menschliche Verpflichtungen alle Formen von Gehirn- und Nervenkrankheiten verbanden. Die armen mystischen Schwärmer labten sich an der Brünstigkeit des hohen Liedes; die krankhafte Ehe, die ihre ungezügelte Sinnlichkeit mit der „reinsten Geistigkeit" schloß, stand abseits von ethischer Einsicht.

Um den früher angeführten Thatsachen eine neue anzuschließen, sei mitgeteilt, daß sich auch bei der Secte der „Gottesfreunde" himmlische Liebe in Geschlechtsgenuß umsetzte. Hysterische Frauen glaubten nur ihren Pflichten als Seelen- und Christusbräute nachzukommen, indem sie sich von geilen Mönchen umarmen ließen.

Heinrich von Nördlingen hat in diesem Sinne Frauen mit erregtem Gottvertrauen und Geschlechtssinn besonders eifrig getröstet. Apokalyptische Schwülstigkeiten klärten diese inbrünstig Frommen, die „Stillen im Lande", nicht auf, daß man den lieben Gott, den Gipfel aller Vollkommenheiten und „höchsten Geist" auf sexuellem Wege nicht verehren könne. Das Gebot: Du sollst mit Gott nicht Unkeuschheit treiben! — blieb von den Seelenbräuten unverstanden.

Dagegen erfreut eine Secte, die nach wahrhaft sittlichen Zwecken ausblickte. Es war die Genossenschaft der „Brüder vom gemeinsamen Leben", welche von Gerhard Groot und von Florentius Radewin zu Dewenter im 14. Jahrhundert gegründet wurde. Sie huldigte zwar mönchischen Entsagungen, aber wies den Bettel zurück, pries den Wert der Arbeit und wirkte für Hebung des Volksunterrichtes.

Es zuckt aus solchen vereinzelten Strahlen der sittlichen Einsicht immer wieder die Hoffnung auf, daß der religiöse Wahn doch einmal verdämmern und daß der Mensch sich auf seine wirklichen Interessen besinnen werde.

* * *

Daß Religion und Sittlichkeit nicht auf denselben Wegen einherschreiten, wurde in unserem Buche: „Gestalten des Glaubens" (C. G. Naumann, Leipzig 1898) durch eine Fülle von Thatsachen nachgewiesen. Doch was brauchen sich Theologen, Frömmler und filosofirende Mollusken um Thatsachen zu kümmern. Sie halten das Wort: Religion weich gebettet und erklären mit andächtigem Augenaufschlag, der Mensch müsse eine Religion haben. Er muß nicht. Er blättere nur eifrig in der Geschichte der religiösen Frevelthaten des Christentums und vergleiche die theoretischen Imperative, die so dringend die Barmherzigkeit, Nächstenliebe und Sanftmut empfehlen, mit den Thaten der geistlichen Vertreter desselben. Selbst die Sklaverei haben sie begünstigt. Diese galt dem heiligen Filosofen des Christentums Thomas von Aquino sogar als Ausfluß des „himmlischen" und „göttlichen" Rechtes.

Für diese himmlische Sinnlosigkeit wurde wie immer Gott als Protector angerufen. In Amerika wurde die Sklaverei von verlogenen katholischen Priestern ebenfalls alle eine „göttliche Anstalt" bezeichnet. Solche Anstalten wurden von der katholischen Kirche seit jeher mit eifriger Beflissenheit gegründet, die Lustanstalten mitgerechnet.

Der katholische Gott hat sogar dagegen nichts eingewendet, daß in Rom zum Vorteile seiner Kirche im 11. Jahrhunderte Freudenmädchen als Sklavinen verkauft wurden. Er hat auch

grimmig nach dem protestantischen Gott geschlagen. Man denke nur an die Mitglieder des Tridentiner Konzils, die ihre Beratungen mit dem Ausrufe schlossen: „Verflucht seien alle Ketzer, verflucht, verflucht!"

Sie übergaben die Ausführung dieses Fluches, die Vernichtung der Protestanten, den Fürsten ihrer Zeit. Und diese griffen gierig nach dem Leben und der Habe der evangelischen Christen. Es war so ganz im Sinne der Kirchenpolitik, als Macchiavelli die Loslösung von sittlichen Gesetzen, ja selbst das Anwenden verbrecherischer Mittel als Kern der Staatskunst bezeichnete.

Der dreißigjährige Krieg war die Vollziehung des ruchlosen Fluches des Tridentiner Konzils. Es flossen Blutströme für die Befestigung der Alleinherrschaft der katholischen Kirche. Die protestantischen Kämpfer für ihren Glauben wurden unter Folterqualen (Abschneiden der Zungen, Abhauen der Hände, Einsetzen glühender Zangen) hingerichtet. Jesuiten waren die Lenker dieser Mord- und Diebsbewegung, denn die Vermögen der hingerichteten Protestanten wurden eingezogen. Das war katholische Sittlichkeit.

Wird der Wert der Helden der Geschichte nach ethischen Grundsätzen gemessen, so wird mancher derselben seine Gloriole einbüßen. So der Held der katholischen Sache Wallenstein. Er gab sich nach dem Vorbilde seiner fürstlichen Zeitgenossen als grimmiger Despot. Dem ungeschickten Übersetzer eines böhmischen Namens ließ er die rechte Hand entzweischlagen. Eine Bitte um Steuernachlaß erledigte er mit den Worten: „Bei Wiederholung den Kopf abhauen!" Steuern ließ er bei Todesstrafe entrichten.

Faßt man diese Thatsachen in's Auge, so kann man Wallensteins Ermordung in Eger durchaus nicht tragisch finden. Wer das Leben anderer ruchlos geringschätzt, darf sein eigenes nicht hoch bewerten. Was lag daran, daß der grausame Vertreter einer schlechten Sache sein Leben verwirkte, das ethisch durchfaulte.

Entmenscht war auch Kaiser Ferdinand II., der seinem Feldherrn Wallenstein Böhmen, Franken und Schwaben zur Ausplünderung übergab, weil der Krieg den Krieg ernähren

müsse. Wallenstein plünderte, raubte, mordete, sengte, fälschte Münzen, erpreßte Steuern, weil ihm ein verblendeter Fürst das Totschlagen der Protestanten auf den Rat der Hyänen Gottes, der Jesuiten, erlaubt hatte. Ferdinand, geleitet von dem Jesuiten Lamormain, wollte alle von evangelischer Seite confiscirten geistlichen Güter der römischen Kirche zurückgeben und alle Christen unter das Joch des päpstlichen Glaubensabsolutismus beugen.

Held Wallenstein raubte auch für sich, erwarb die Herzogswürde von Mecklenburg und den albernen Titel: „Admiral des Ozeanischen und baltischen Meeres". In Brandenburg allein hat er 20 Millionen erpreßt. Er wollte in seinem Interesse Deutschland einigen und es als Kaiser beherrschen und zwar nach dem Ableben Ferdinands II., dessen Tod auch beschleunigt werden konnte.

Die Höflinge Ferdinands in Wien wollten sich der „wilden Katze" Wallenstein gewaltsam entledigen, „damit sie dem Kaiser nicht in's Gesicht springe". Die katholische Moral gestattete es, den Feldherrn Wallenstein zu meucheln. Ferdinand II. ließ, um diese Sünde von seiner unsauberen Seele wegzukehren, für den Ermordeten 3000 Seelenmessen lesen. Katholische Filosofie! Die Mörder aber belohnte er mit Titeln, Goldketten und Rittergütern.

Nicht besser stand es um den Charakterwert der Fürsten, die sich für die protestantische Sache schlugen. Auch Christian IV. von Dänemark und der Markgraf von Baden mordeten, sengten, plünderten und schändeten Jungfrauen mit ihren Lanzknechten. In der Sache war es dasselbe, ob für den ganz dunklen oder etwas helleren Glauben gefrevelt wurde.

Ein anderer Held für den „reinen" evangelischen Glauben war Gustav Adolf von Schweden. Er zog aus, um die katholischen Kirchendiebe und Straßenräuber zu züchtigen, verübte jedoch dieselben Verbrechen wie sie. Bei der Eroberung von Frankfurt a. d. O. ließ er die Stadt plündern und die 8000 Mann starke Besatzung derselben zur größeren Ehre des protestantischen Gottes niedermetzeln.

Den Belohnungen im Jenseits traute Gustav Adolf nicht und suchte sich deshalb für seinen religiösen Eifer durch die

Erwerbung von Preußen und Pommern sowie durch die Herrschaft über die ganze Ostsee selbst zu belohnen. Er stellte das liebe eigennützige Ich knapp neben Gott.

Jene deutsche Fürsten, welche unschlüssig waren, ob sie den Schwedenkönig unterstützen sollten, weil sie für ihren Besitz fürchteten, setzten wieder ihre persönlichen Interessen höher als den Glauben. Die Ichmajestät allem voran! Gustav Adolf tröstete sie mit den Worten: „Hier streitet Gott mit dem Teufel!" Nicht doch: menschliche Bestien bissen sich untereinander.

Ein blutüberronnener, sittlich ruchloser Feldherr war Tilly, Jesuitenschüler und Anführer des ligistischen Heeres. Auch er glaubte wie Gustav Adolf ein Anwalt Gottes und Bekämpfer des Teufels zu sein. Um zu zeigen, wie innig er die katholische Vorsehung verehre, ließ er in dem eroberten Magdeburg Kinder in Flammen werfen, Säuglinge an der Brust ihrer Mütter spießen, Frauen in Kirchen enthaupten und Mädchen entehren.

Der katholisch sittliche Tilly ließ diese Grausamkeiten verüben, weil es Gott angeblich so wollte und weil „der Soldat für seine Gefahr und Arbeit auch etwas haben müsse".

Mit ähnlichen Grundsätzen gesättigt war der Charakter des Kurfürsten von Sachsen, der den Schwedenkönig gehindert hat, zur Rettung Magdeburgs herbeizueilen. Den Fehler des Kurfürsten mußte dessen Land büßen, welches verwüstet wurde. Zweihundert Dörfer gingen in Flammen auf; alles im Dienste Gottes und des Glaubens. Dann wurde in der Domkirche von Magdeburg ein feierliches: „Dich o Gott loben wir!" gesungen. Die Entmenschten ahnten es nicht, daß der Adressat des Lobgesanges nichts gehört hat. Ein niederträchtiger Kampf um nichts!

Wie groß mußte der Stumpfsinn der Glaubensstreiter auf beiden Seiten gewesen sein, wenn es ihnen nie aufgefallen ist, daß Gott, würde er wirklich als Wächter der sittlichen Gerechtigkeit im Himmel residiren, nie im Stande gewesen wäre, Menschen so untierisch Ruchloses verüben zu lassen, wie es auf jeder Seite der Geschichte der Völkergeschicke mit Blut verzeichnet steht.

Von hervorragender Unsittlichkeit war auch Papst Innocenz X., der den westfälischen Frieden für „eitel und unkräftig" erklärt hatte, weil er die Protestanten weiter bestehen ließ.

Doch hatte der entsetzliche 30jährige Krieg auch Reformen im Gefolge, denen selbst katholische Priester sich willig fügten. Da in Deutschland die Entvölkerung enorm war, erlaubte der Nürnberger Kreistag jedem Manne, zwei Frauen zu nehmen und gestattete katholischen Geistlichen zu heiraten. Diese Reform war vielen nach Sinn.

Trotz des links und rechts aufrechtstehenden Glaubens sah es mit der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland sehr ungünstig aus. Besonders beim Adel, welcher die Bauern trotz deren unbeschreiblicher Notlage zum Blutbann, zu Frohnarbeiten, Steuerleistungen und zur Wildpflege gepreßt hatte. Das Unter- und Unmenschliche stand trotz des vielen „reinen" Glaubens in höchster Blüthe. Die katholische Religion hat nichts gethan, um der allgemeinen Sittenentartung entgegenzuwirken. Sie kümmerte sich nur um „Gottes Ehre".

Die Herren von der Theologie lieben es nicht, die Schlußfolgen aus der Logik der Thatsachen zu ziehen. Spricht man von der Religion, wie sie sich in der Geschichte der Völker ausgewirkt hat, weist man auf die im Namen Gottes verübten Frevel hin, so erklären die frommen Besserwisser, dies sei nicht die echte Religion. Ihr Beruf wäre ja dahin, müßten sie sich selbst von dem Worte: Religion trennen. In der Unsicherheit ihres Erkennens halten sie dafür, daß sich auf mystischem Wege in den „gebildeten Menschen" etwas Erhabenes niedersenke und das sei eben Religion. Dieses Wort mußte um jeden Preis gerettet werden, denn ohne Religion keine Pfarreien.

Hält man ihnen entgegen, daß in sittlichen Grundsätzen für Glauben und Religion ein mehr als vollständiger Ersatz gewährt werde, so blicken sie nicht ohne Verachtung auf jene herab, welche die Sittlichkeit gegen den Glauben austauschen wollen. Es ist die alte Verketzerungsseuche, die bei Leibeigenen ungenügenden Wissens immer wieder ausbricht. Man denkt dabei an die Worte Friedrichs des Großen, der an den optimistischen Schriftsteller Sulzer die Worte gerichtet hat: „Sie wissen nicht, welcher verfluchten Rasse wir angehören".

* * *

Cäsar Wahn herrscht auch auf dem Gebiete der ethischen Forschung. Er bewilligt Halb- und Viertelfilosofen den Sport, die Ziele der Sittlichkeit in ein begriffliches Kernwort oder in einen knappen Gemeinsatz einzuschließen. An der Spitze dieser sittlichen Wahlsprüche schreitet am liebsten das Eigeninteresse, zumal wenn das Glück als Ziel des sittlichen Handelns hingestellt wird. Man würde ja gern den Weg zum Glück einschlagen, wenn man ihn nur leicht fände. Würde man bestimmter sagen: Wissen und Erkennen ist Glück! — so ließe das unausgesetzte Erwerben von Kenntnissen, unermüdetes Lernen jedenfalls ein Stück vom Glück erreichen.

Andere Moralisten bezeichnen das „höchste Gut“ als Ziel ethischen Strebens und spähen herum, wo es eigentlich horste. Einige besprengen sich mit Weihwasser und erblicken in Gott oder in der Tugend das „höchste Gut“. Sollte nicht eher wieder im Wissen das höchste Gut stecken, da es ja auch die Erkenntniß des Sittlichen umspannt? Mit Gott will das Wissen gar nicht concurriren, weil er nur ein Spielding der Unwissenheit ist.

Ein hohes Gut wäre der Sieg über den urteilslosen Autoritätsglauben, der nicht Mut, Lust und Mittel besitzt, seine eigene Nichtswürdigkeit einzusehen und sich von seinen Widersachern über sittliche Lebenswerte belehren zu lassen.

Wenn Moralfilosofen von „sittlichen Gefühlen“ reden, so sprechen sie getrocknetes Gras. Gefühle sind abgeleitete Zustände, während sich sittliche Grundsätze nur mit bestimmten Urteilen über das als recht Erkannte verschmelzen.

Die Nützlichkeit als Maibaum ethischer Werte aufzurichten, wie es englische Moralfilosofen thun, riecht nach Colonialwaren, die mit Gewinn verkauft werden sollen. Es ist Manches sittlich, was keinen Nutzen abwirft, ja was sogar mit Gefahren verbunden ist, wie es die Martyrien freisinniger Politiker darthun.

Cäsar Wahn faselt sonst noch manches Krause, wenn er Ethik vorträgt. So ist es ein unfruchtbarer Gemeinsatz, wenn als Aufgabe des Handelns das „Versittlichen der wirklichen Naturverhältnisse“ bezeichnet wird (Schleiermacher). Was haben aber etwa zurückgehende Gletscher, die zu den wirklichen Naturverhältnissen gehören, mit der Sittlichkeit zu thun?

Es ist hohles Antithesenspiel, wenn pathetisch versichert wird, daß höher als die Liebe zum Nächsten die Liebe zum Fernsten und Künftigen sei. Einsichtsvoller ist jedoch die Behauptung, daß durch den Mut größere Dinge vollzogen werden als durch die Nächstenliebe. Das könnte auch so gedeutet werden, es sei besser, mit den Feinden des politischen Gemeinwohls aufzuräumen, statt sie zu schonen.

Wenn ein Ethiker die Erlösung der Menschen aus der Naturgefangenschaft als ethisches Ziel hinstellt, so kann man diesen Rat deshalb über Bord werfen, weil der Mensch ein Leibeigener der Natur unter allen Umständen bleibt. Noch geringwerthiger ist das feierliche Beteuern eines englischen Ethikers, daß der „Zweck der Sittlichkeit das Leben sei".

Kampf und Not treiben angeblich die Entwicklung vorwärts. Leider nicht immer; sie hemmen sie auch bis an die Wurzel. Man denke doch an die Nahrungssorgen von Dichtern und Künstlern, die dem Kampfe mit der Lebensnot oft erliegen.

Hohl klingt nebstbei die Behauptung eines englischen Moralisten, daß große Wünsche und Leidenschaften die einzigen Bausteine des Glückes seien. Wie viele große Wünsche erreichen nicht ihr Ziel und wie vielen Leidenschaften entströmt nur Unheil!

* * *

Man erquickt sich solchen unfruchtbaren Hohlworten gegenüber bei den alten Denkern des Orients, die in unsere Zeit hereinleuchten. Zu den Vordenkern der Menschen gehört Kong-Tse (Confucius). Auch er verwendet in seinem Tahio*) Begriffsworte (Reinheit, Vollkommenheit, höchste Tugend), doch spricht er auch Mahnworte aus, in denen edle Gedanken glänzen. Den in unseren „Gestalten des Glaubens" bereits mitgeteilten ethischen Ansichten Kong-Tse's fügen wir noch einige hinzu.

Kong-Tse empfiehlt die umfassendste Menschenliebe und legt diese besonders Fürsten an's Herz. Der König soll des Volkes Vater und Mutter sein und jede Selbstsucht ver-

*) Confucius: Tá-hio. Die erhabene Wissenschaft. Aus dem Chinesischen übersetzt und erklärt von Reinh. v. Plänker (Leipzig, F. A. Brockhaus).

meiden. Die Majestät ohne inneren Wert bringe dem Reiche nur Unglück und Schande. Der vernunftlose König trage sein Mandat nicht für die Ewigkeit; des Volkes Ungnade werde ihn zu finden wissen. Im § 15 des Buches von der „erhabenen Wissenschaft“ wird es als ein Verbrechen bezeichnet, wenn ein Herrscher einen ruchlosen Ratgeber nicht von sich entferne. Kong-Tse gibt also das Recht der Auflehnung gegen unsittliche Herrscher zu.

Daß Kong-Tse ein erleuchteter Denker war, beweist sein Ausspruch, daß die Erkenntnißfähigkeit (Lý) das Beste im Menschen sei, der im Erkennen das Höchstmögliche anstreben soll. Die Vervollkommnung seiner selbst sei vom Kaiser bis zum letzten Unterthan gemeinsame Pflicht. „Ermuntere das Volk, damit es sich erneuere“, heißt es weise im Tahio. An dem idealen alten König Wên-Wâng lobte Confucius die Humanität, kindliche Pietät, teilnahmsvolle Liebe und aufrichtige Treue, Vorzüge des Herzens also.

Man kann über die pedantische Form der Darlegungen Kong-Tse's, die durchweg aus in einander gesenkten Bedingungssätzen bestehen, deshalb hinwegsehen, weil er die Hauptpflichten des Wissens und Wohlwollens erkannte und Gott in seinen ethischen Grundansichten gänzlich bei Seite stehen ließ.

Mencius, ein anderer Weltweiser der Chinesen, empfiehlt das Maßhalten, den Elterndienst, Menschlichkeit, Gerechtigkeit und die Errichtung von Unterrichtsanstalten. Diesen Rat hat das Christentum nie gegeben. Auch er erkannte einsichtsvoller als das Christentum, das Wesen ethischer Pflichten, ohne mit dem Himmelreich zu flirten.

Es winken sich nicht blos die Dummköpfe aller Völker und Zeiten, sondern auch deren Lichtmenschen zu. Diesen gehörte auch der Schriftsteller Ani an, der während der Herrschaft der 20. egyptischen Dynastie das „Buch der Maximen“ verfaßt hat*). Er empfiehlt darin wie Confucius Menschenliebe und das Erwerben von Kenntnissen durch Bücherstudium. Das Christentum hat Ähnliches nie angeraten, das Gegenteil davon

---

*) L'Egyptologie, journal mensuel publié à Châlons-sur-Saône par F. Chabas I. Année 1874.

aber wärmstens gepredigt. Darin weicht Ani von Kong-Tse ab, daß er Aufmerksamkeiten gegen Gott aus geschäftlichen Gründen nicht von der Hand weist; der Naturherr werde bei demütigem Gebet „unsere Nahrungsmittel vermehren". Gott werde es uns anrechnen, wenn wir seine Feste feiern. Da reckt sich wieder der struppige Egoismus als Vater der Religiosität auf.

Mit rührenden Worten rühmt Ani die Mutterliebe. Der Sohn gedenke der Qualen der Mutterschaft. „Sie trug dich nach der Geburt wie eine Last weitere drei Jahre, ihren Busen in deinem Munde". — Wohlwollen wird in dem schönen Satze empfohlen: „Esse nie dein Brod in Gegenwart eines Armen, ohne daß du ihm auch davon reichst" — sowie in jener Maxime, welche die rücksichtsvolle Behandlung der Hausfrau dem Manne an's Herz legt. Wie vornehm der christlichen Geringschätzung der Frau gegenüber! Ihrer naiv anmutigen Form und ihres besonnenen Inhaltes wegen stechen die Sittenregeln des altegyptischen Moralisten auch vorteilhaft von der mitgeteilten modernen Hohlnußethik ab.

* * *

Ein hervorragender Ethiker ist der indische Religionslehrer Buddha Gautama. Seine Lehren waren vernünftig, so weit sie sich auf menschliche Interessen bezogen. Wie sie aber davon abspringen und sich der „erhabenen" Geistigkeit, verächtlichen Leiblichkeit, Entsagungen und Abtötungen zuwenden, dann wuchert Wirrkraut auf. Die Widersprüche, die in den Gautama zugesprochenen Suttâs (religiöse Abhandlungen) auffallen, mögen späteren Aposteln des Buddhismus auf die Kerbe zu setzen sein. Gleichwohl findet man im Dhamapada, in den Sittlichkeitsregeln des Buddhismus, Sätze von unvergänglichem Werte.*)

Gautama Sakyamuni ersucht, den Weisen zu dienen, nicht den Thoren und empfiehlt Einsicht, Selbstbeherrschung, die Liebe innerhalb der Familie und unermüdliches Wohlthun. Die ewigen Werte also der Herzensmoral!

*) Im Jahre 1900 wurde in Bayern auf Betreiben des katholischen Clerus das Drama: „Buddha" verboten, weil der Einfluß der asiatischen Concurrenzreligion befürchtet wurde. Da spielten die Angst des bösen Gewissens und das Mißtrauen in die Unerschütterlichkeit der Alleinseligmachenden eine jämmerliche Rolle.

Gesunde Einsicht, die bei einem Religionsstifter immer angenehm befremdet, schimmert in jenen Sprüchen des Vasala-Sutta, in denen Gautama bemerkt, man werde nicht durch die Geburt, sondern durch Thaten ein Ausgestoßener oder ein Brâhmana.

Auflehnungen gegen religiöse Thorheiten enthalten die Amagandha-Sutta, die nicht jenen Mann für gereinigt erklären, der sich vom Fleischgenuß enthalte sowie in der Tonsur, im geflochtenen Haar, im Schmutz, in Feueropfern und im rauhen Gewand ein Reinigungsmittel erblicke. Frei von Täuschungen sein das helfe und reinige, nicht Spenden für Priester, Opfer für Götter, Selbstpeinigungen und Bußübungen, die der Unsterblichkeit wegen unternommen werden.

Sittenregeln vererben sich von Volk zu Volk. Daß die vom Buddhismus gebotenen ethischen Maximen älter sind als die ähnlichen im jüdischen Dekalog enthaltenen, beweist ihre naive poetische Form. Der Judengott befiehlt durch seinen Makler Moses in brüsquer Kürze: „Du sollst nicht töten!" Der Buddhismus bemerkt jedoch im Dhammika-Sutta mit rührender Kindlichkeit und Gemütsweichheit: „Man töte nicht ein lebendes Wesen und verletze kein Geschöpf, mag es stark sein oder sich in der Welt ängstigen".

Das naive buddhistische Gleichniß, man möge wie einen „Haufen glühender Kohlen" unkeusches Leben vermeiden, mag sich auf die fysische Erregung beziehen, die beim Anschmiegen an ein geliebtes Weib den Körper durchzuckt.

Während Jehova barsch befiehlt: „Du sollst nicht stehlen!" — empfiehlt Gautama als Gentleman in discreter Form: „Du sollst nicht nehmen, was dir nicht gegeben worden ist!"

Da das alte Testament die Geschichte des hebräischen Volkes bis zum 5. Jahrhundert vor unſ. Zeitr. verfolgt und der Buddhismus in's 6. Jahrhundert vor unſ. Z. zurückreicht, so läßt sich leicht ermessen, wo die Ursprungsquelle des Dekalogs zu suchen ist. Jehova war also auch etwas Buddhist.

Das menschliche Denken schlägt gern krumme Entwicklungswege ein, weil das gerade Ausschreiten nach vorwärts anstrengt und das Ausruhen auf Seitenwegen so bequem ist. Wenn es von religiösen Vorstellungen durchsickert wird, bleibt es im besten Falle wie ein blindes Tier stehen.

Die buddhistischen Ansichten über die Pflichten der Mönche enthalten viel Verbohrtes und abseits von der Sittlichkeit Schleichendes. Die Mönche der Familienliebe entziehen ist unsittlich, — sie nicht singen und musiziren lassen, ist einfältig, — den Geldgebrauch zu verachten und stumm um Reisbrei zu betteln, ist vernunft- und würdelos, — jenseitiger Honorare für Tugend in der „heiteren Stadt des Friedens vom Nirwâna" zu harren, „wo sich die strahlenden Götter von Freude nähren" und wo man „im Ambrosiasee alle Sünden wegwäscht", bedeutet eitle Sehnsucht nach Trinkgeldern. „Geistiger Fortschritt" wird durch Rasten im Waldesschatten, durch Vermeiden der Berührung mit der Welt und mit „irdischen Anreizungen" nicht gewonnen.

Fortschritt im Wissen ist nur durch die innigsten Beziehungen zur Welt und nicht durch die Flucht vor irdischen Berührungen erreichbar.

Gautama hat den Geschlechtstrieb der Mönche nicht, wie er gesollt, als eine persönliche Angelegenheit aufgefaßt, die den „Vollendeten" eigentlich nichts anging; es war eine unsittliche Anmaßung, diesen Naturdrang zu fesseln. Mit Einsicht und Sittlichkeit hat auch jene Ordensregel nichts zu thun, wenn dem Bikschu empfohlen wird, bevor er seinen Reisragout bekommt, über die Unbeständigkeit und Wertlosigkeit des Körpers sowie über die Wandlungen der Speisen im Leibe nachzudenken.

Wenn der Mönch, der nur eine Almosenschale, ein Schermesser und eine Nadel besitzen darf, auch noch den Körper, sein einziges Lebensgut, verachten soll, so führt dieser Weg zum Erkennen ethischer Werte ebenso wenig, als das Nachdenken in der Waldeinsamkeit über die Wandelbarkeit der Ideen.

Mag auch der Körper hinschwinden, wie Schaum am Meere, so bietet er doch die einzige Möglichkeit, Mensch zu sein.

Die Mönchsregel, ein neues Gewand zu zerreißen und dann zusammenzuflicken, damit es keinen Handelswert besitze, ist ebenso aberwitzig wie der Rat, den Schmuck der Haare abzufegen, nur eine erbettelte Reisportion zu verzehren, in keinem hohen und breiten Bett zu schlafen, sich weder an Schmerz noch an Freude zu erinnern und äußere Eindrücke abzuhalten.

Gesunde Einsicht, die bei einem Religionsstifter immer angenehm befremdet, schimmert in jenen Sprüchen des Vasala-Sutta, in denen Gautama bemerkt, man werde nicht durch die Geburt, sondern durch Thaten ein Ausgestoßener oder ein Brâhmana.

Auflehnungen gegen religiöse Thorheiten enthalten die Amagandha-Sutta, die nicht jenen Mann für gereinigt erklären, der sich vom Fleischgenuß enthalte sowie in der Tonsur, im geflochtenen Haar, im Schmutz, in Feueropfern und im rauhen Gewand ein Reinigungsmittel erblicke. Frei von Täuschungen sein das helfe und reinige, nicht Spenden für Priester, Opfer für Götter, Selbstpeinigungen und Bußübungen, die der Unsterblichkeit wegen unternommen werden.

Sittenregeln vererben sich von Volk zu Volk. Daß die vom Buddhismus gebotenen ethischen Maximen älter sind als die ähnlichen im jüdischen Dekalog enthaltenen, beweist ihre naive poetische Form. Der Judengott befiehlt durch seinen Makler Moses in brüsquer Kürze: „Du sollst nicht töten!" Der Buddhismus bemerkt jedoch im Dhammika-Sutta mit rührender Kindlichkeit und Gemütsweichheit: „Man töte nicht ein lebendes Wesen und verletze kein Geschöpf, mag es stark sein oder sich in der Welt ängstigen".

Das naive buddhistische Gleichniß, man möge wie einen „Haufen glühender Kohlen" unkeusches Leben vermeiden. mag sich auf die fysische Erregung beziehen, die beim Anschmiegen an ein geliebtes Weib den Körper durchzuckt.

Während Jehova barsch befiehlt: „Du sollst nicht stehlen!" — empfiehlt Gautama als Gentleman in discreter Form: „Du sollst nicht nehmen, was dir nicht gegeben worden ist!"

Da das alte Testament die Geschichte des hebräischen Volkes bis zum 5. Jahrhundert vor unf. Zeitr. verfolgt und der Buddhismus in's 6. Jahrhundert vor unf. Z. zurückreicht, so läßt sich leicht ermessen, wo die Ursprungsquelle des Dekalogs zu suchen ist. Jehova war also auch etwas Buddhist.

Das menschliche Denken schlägt gern krumme Entwicklungswege ein, weil das gerade Ausschreiten nach vorwärts anstrengt und das Ausruhen auf Seitenwegen so bequem ist. Wenn es von religiösen Vorstellungen durchsickert wird, bleibt es im besten Falle wie ein blindes Tier stehen.

Die buddhistischen Ansichten über die Pflichten der Mönche enthalten viel Verbohrtes und abseits von der Sittlichkeit Schleichendes. Die Mönche der Familienliebe entziehen ist unsittlich, — sie nicht singen und musiziren lassen, ist einfältig, — den Geldgebrauch zu verachten und stumm um Reisbrei zu betteln, ist vernunft- und würdelos, — jenseitiger Honorare für Tugend in der „heiteren Stadt des Friedens vom Nirwâna" zu harren, „wo sich die strahlenden Götter von Freude nähren" und wo man „im Ambrosiasee alle Sünden wegwäscht", bedeutet eitle Sehnsucht nach Trinkgeldern. „Geistiger Fortschritt" wird durch Rasten im Waldesschatten, durch Vermeiden der Berührung mit der Welt und mit „irdischen Anreizungen" nicht gewonnen.

Fortschritt im Wissen ist nur durch die innigsten Beziehungen zur Welt und nicht durch die Flucht vor irdischen Berührungen erreichbar.

Gautama hat den Geschlechtstrieb der Mönche nicht, wie er gesollt, als eine persönliche Angelegenheit aufgefaßt, die den „Vollendeten" eigentlich nichts anging; es war eine unsittliche Anmaßung, diesen Naturdrang zu fesseln. Mit Einsicht und Sittlichkeit hat auch jene Ordensregel nichts zu thun, wenn dem Bikschu empfohlen wird, bevor er seinen Reisragout bekommt, über die Unbeständigkeit und Wertlosigkeit des Körpers sowie über die Wandlungen der Speisen im Leibe nachzudenken.

Wenn der Mönch, der nur eine Almosenschale, ein Schermesser und eine Nadel besitzen darf, auch noch den Körper, sein einziges Lebensgut, verachten soll, so führt dieser Weg zum Erkennen ethischer Werte ebenso wenig, als das Nachdenken in der Waldeinsamkeit über die Wandelbarkeit der Ideen.

Mag auch der Körper hinschwinden, wie Schaum am Meere, so bietet er doch die einzige Möglichkeit, Mensch zu sein.

Die Mönchsregel, ein neues Gewand zu zerreißen und dann zusammenzuflicken, damit es keinen Handelswert besitze, ist ebenso aberwitzig wie der Rat, den Schmuck der Haare abzufegen, nur e i n e erbettelte Reisportion zu verzehren, in keinem hohen und breiten Bett zu schlafen, sich weder an Schmerz noch an Freude zu erinnern und äußere Eindrücke abzuhalten.

Diese Klostersatzungen mögen kaum in ihrer Gesamtheit Gautamas Inspirationen sein und wenn auch, man könnte sie ihm fast verzeihen, weil er sich des Gotteswahns erwehrt hat. Er sah ein, daß Gott beim Aufsuchen menschlicher Pflichten unbeschäftigt bleiben muß.

Man denke doch, 500 Millionen Buddhisten glauben nicht an Gott! Nach der Ansicht der alleinseligmachenden Kirche verdirbt da eine Unmenge Seelengut. Beschränkter Mönchsverstand nimmt an, daß Buddhisten- und Heidenseelen in Gasbällen brennen. Ob als Wasserstoff oder als Kohlenstoff, steht bei den Geheimnissen Gottes.

Demokratisch gibt sich die Ansicht Buddhas, alle Menschen seien gleichberechtigt. Er bezweifelte auch den Erfolg von Gebeten, forderte von Mönchen das Gelübde des Gehorsams nicht und bestrafte Verstöße gegen Ordenspflichten leicht. Die Sünder mußten den Hofraum des Klosters fegen und Staub um einen heiligen Baum herumstreuen. Die katholischen Bettelmönche, Enkel der buddhistischen Mendicanten, wurden härter gehalten.

Es ist beachtenswert, daß die grellsten religiösen Irrtümer mit dem Seelenwahn auftraten. Auch Gautama erlag der Täuschung von der Existenz eines selbstherrlichen Geistes, dem zu lieb alle positiven Lebenswerte in die Schanze geschlagen wurden. „Von Täuschungen frei bleiben — ist alles" — mahnte Gautama selbst. Auch die abgeschmackte Fiction der Wiedergeburten, das Fliehen der Seele von Mutterschoß zu Mutterschoß hing mit diesem Wahn zusammen, der jenseits von ethischen Interessen steht.

Alle Schattenseiten des Buddhismus flossen in das Christentum hinüber, nur nicht dessen Vorzüge, wie sie der berühmteste Apostel Gautamas, König Asoka, aufgefaßt und bethätigt hat (250 v. u. Z.). Er sah es ein, daß den Menschen Götter und Ceremonien nichts nützen und predigte in seinen Säulenerläßen und Felsenplacaten Herzensrücksichten für Menschen und Tiere, auf die er mit Recht die Nächstenliebe bezogen wissen wollte. Asoka, „die Wonne der Götter", gründete für Menschen und Tiere Krankenhäuser, pflanzte Fruchtbäume und Arzneikräuter und ließ an Straßen Brunnen graben. Das Gute für andere!

Asoka, die Wonne der Völker, ließ jede Form des Gottesdienstes außer acht; dagegen ließ er die Frauen des Harems durch besondere Lehren über ihre Pflichten belehren; sie sollten nicht bloße Genußsachen bleiben.

Buddha Gautama wurde schon unter König Asoka zum Gott erhoben (250 v. u. Z.) und zu Ehren unechter Reliquien (ein Mammuthzahn wurde ihm zugeschrieben) wurden zuerst auf Ceylon Tempel (Dagabas) errichtet. „Der Verehrungswürdige, Allwissende und absolut Sündenlose", wie Gautama in den Suttas genannt wird, zieht eine lange Schleppe von Legendenwundern nach sich, die zu den „Schleiern der Unwissenheit", zum falschen Spiel mit Fantasiekarten gehören. Die Buddhisten von heute umspinnen besonders in Tibet das Andenken Gautamas mit Wundern.

Buddhas Mutter konnte nicht anders als jungfräulich sein; sie war jedoch nicht blos eine einfache, sondern eine doppelte Jungfrau; ihr Ehrentitel war: „Amme des Weltalls". Da das Absurde die Lebensluft des Glaubens und des Wunders ist, so darf es nicht befremden, daß sich vor dem Kinde Gautama im Tempel alle Götterfiguren und im Freien alle Sâlabäume höflich verneigten. Die Bäume waren außerdem so gut, zu jeder Zeit den Schatten auf ihm liegen zu lassen und auf den Vortrefflichen Blüthen herabzustreuen. Engel waren so artig, ihm Blumen und Arien zu widmen.

Man hat sich vergebens bemüht, den Holzstoß anzuzünden, auf dem seine Leiche lag; da war der Holzstoß gegen den „unbedingt Sündenlosen" so gefällig, sich selber anzuzünden. Da man in Mittelasien den Verkehr mit schönen Frauen und Mädchen nicht für sündhaft hielt, so hat man den Tadellosen mit einem gutbesetzten Harem in seinem Wolkenpalaste versehen, wo er sich auch im Wasser der Unsterblichkeit baden durfte.

Die äußerste Ausartung des Buddhismus ist der Lamaismus in Tibet. Die jeweilige Fleischwerdung Gautamas ist der Dalai-Lama, der unfehlbare Papst, der oberste Gönner des blödesten Dogmatismus, der absolute Herr der Geistlichkeit, die für die Erhaltung der Dummheit und des Glaubens alles aufbietet und selbst alle Frevel des unvernünftigen Denkens verübt. Eines ihrer Symbole ist ein Spiegel, in dem sich angeblich das

Bild Gottes reflectirt; das Abwaschwasser dieses Spiegels wird von den Priestern ehrerbietig verschluckt, die damit Gott selbst zu verzehren meinen.

Die Sittlichkeit geht bei allen gottesdienstlichen Äußerlichkeiten des Lamaismus leer aus. Dieser steht mit dem Katholizismus auf denselben Grundlagen der Ceremonien, Dogmen und Formen der Gottesverehrung. Nichts kann den Unbefangenen hindern, sie ein ebenbürtiges Schwesternpaar zu nennen.

Es ist fürwahr komisch, daß man in gewissen katholischen Kreisen den Einfluß Buddhas fürchtet, obwohl er im römischen Kalender als heil. Josafat am 26. November verzeichnet ist.*) Der Kirchenvater St. Johann von Damaskus, der in einem Roman den Buddha Gautama nach dem Lalita Vistara christlichen Lesern vorgestellt hat, verschaffte dem asiatischen Profeten diese Ehre. Man denke, Gautama christlicher Heiliger und doch gottlos! Gleichwohl oder eben deshalb ist er der gescheiteste unter den Notabilitäten des christlichen Kalenders!

* * *

Eine kritische Geschichte der Ethik nach Grundsätzen, denen auch wir folgen, wurde bisher nicht geschrieben. Deutsche Universitäten sind eben nicht Burgen, von denen aus die Freiheit der Wissenschaft tapfer und solidarisch in jedem Falle und gegen jeden Widersacher verteidigt wird, mag er nun ein in der Bildung zurückgebliebener Unterrichtsminister oder einsichtsloser Herrscher sein.

Da wir bei der Prüfung ethischer Volksinteressen im Vernunftstaate und der Widerstände gegen die bisherigen Gegner desselben einen reichen Stoff zu bewältigen haben, so müssen wir uns Einschränkungen auferlegen und können nur noch die Ansichten einer Auslese von Ethikern erwähnen. Dabei behalten wir uns vor, in einer Ethik, die als Erziehungsbuch dienen soll, Pflichtenwerte in ausführlicher Form kritisch zu behandeln. Hier nur Weniges über einige Gedankentreffer und Irrtümer berühmter Denker.

---

*) Rhys Davids: Buddhismus. 17. Auflage 1899.

So bezeichnet Aristoteles richtig die Vernunftthätigkeit als Quellpunct aller Tugenden. Zu oberst stellt er die „dianoëtische" Tugend, d. h. das richtige Unterscheiden und Erkennen. Weniger wertvoll als dieses Wiederfinden einer trefflichen Ansicht des Kong-Tse und des Buddha Gautama ist des Stagiriten Bemerkung, daß die Tugend das Zuviel und das Zuwenig vermeiden und immer auf der „goldenen Mittelstraße" einhergehen soll. So hätte der Tapfere die Pflicht, zwischen Tollkühnheit und Feigheit die Mitte zu halten, der Gerechte hätte die Diagonale zwischen Vor- und Nachteil zu ziehen. Dieses Wagehalten zwischen Nichts und Etwas, Sinn und Unsinn ist filosofisch unzutreffend und es glänzt in dieser dürftigen Definition die von Aristoteles empfohlene dianoëtische Tugend nicht.

Plato bekämpft den Egoismus, die rücksichtslose Genußsucht, aber auch die Skepsis, die den ersten Schritt zur Einsicht bedeutet, ebenso wie die Ehe und den Familienverband, in dem am sichersten die sittliche Teilnahme für andere erzogen wird.

Einsichtsvoll ist jedoch die kühne Bemerkung Platos, daß die Frauen dieselben politischen Rechte besitzen sollen wie die Männer. Wenn der Dichterfilosof wähnt, daß das „höhere Leben der Menschheit" nur aus der Not und aus dem Bedürfnisse hergeleitet sei, so ist diese Quelle der Sittlichkeit unsicher. Gewiß zwingt die Not zur Gedankenarbeit und führt zuweilen zur ethischen Tüchtigkeit, allein diese kann durch Not auch zu Fall kommen. Und daß das „höhere Leben" kein Bedürfniß der Menschheit ist, beweist die Geschichte der Jammerwirtschaft des Glaubens.

Bei jenen griechischen Weltweisen, die sich an die fictive Körper- und Geisteszweiheit klammerten, merkt man die unausbleiblichen Folgen dieses großen Irrtums. Die Cyniker empfahlen, den verächtlichen Körper mit Hilfe des bedürfnißlosen Geistes zu bekämpfen. Die einzige Lebenshabe wurde einem inhaltlosen Begriffsworte zulieb (Seele — Collectivbezeichnung für die Denkthätigkeit des Gehirns) zum Nichts herabgesetzt und eine Fiction zu einem ewigen Werte hinaufgelogen.

Ein sittlicher Heroismus war es nicht, als der Mustercyniker Diogenes aus grundsätzlicher Mißachtung des Körpers Fleisch und Gemüse ungekocht aß, da nach seiner Ansicht alles Übel-

Bild Gottes reflectirt; das Abwaschwasser dieses Spiegels wird von den Priestern ehrerbietig verschluckt, die damit Gott selbst zu verzehren meinen.

Die Sittlichkeit geht bei allen gottesdienstlichen Äußerlichkeiten des Lamaismus leer aus. Dieser steht mit dem Katholizismus auf denselben Grundlagen der Ceremonien, Dogmen und Formen der Gottesverehrung. Nichts kann den Unbefangenen hindern, sie ein ebenbürtiges Schwesternpaar zu nennen.

Es ist fürwahr komisch, daß man in gewissen katholischen Kreisen den Einfluß Buddhas fürchtet, obwohl er im römischen Kalender als heil. Josafat am 26. November verzeichnet ist.*) Der Kirchenvater St. Johann von Damaskus, der in einem Roman den Buddha Gautama nach dem Lalita Vistara christlichen Lesern vorgestellt hat, verschaffte dem asiatischen Profeten diese Ehre. Man denke, Gautama christlicher Heiliger und doch gottlos! Gleichwohl oder eben deshalb ist er der gescheiteste unter den Notabilitäten des christlichen Kalenders!

* * *

Eine kritische Geschichte der Ethik nach Grundsätzen, denen auch wir folgen, wurde bisher nicht geschrieben. Deutsche Universitäten sind eben nicht Burgen, von denen aus die Freiheit der Wissenschaft tapfer und solidarisch in jedem Falle und gegen jeden Widersacher verteidigt wird, mag er nun ein in der Bildung zurückgebliebener Unterrichtsminister oder einsichtsloser Herrscher sein.

Da wir bei der Prüfung ethischer Volksinteressen im Vernunftstaate und der Widerstände gegen die bisherigen Gegner desselben einen reichen Stoff zu bewältigen haben, so müssen wir uns Einschränkungen auferlegen und können nur noch die Ansichten einer Auslese von Ethikern erwähnen. Dabei behalten wir uns vor, in einer Ethik, die als Erziehungsbuch dienen soll, Pflichtenwerte in ausführlicher Form kritisch zu behandeln. Hier nur Weniges über einige Gedankentreffer und Irrtümer berühmter Denker.

*) Rhys Davids: Buddhismus. 17. Auflage 1899.

So bezeichnet Aristoteles richtig die Vernunftthätigkeit als Quellpunct aller Tugenden. Zu oberst stellt er die „dianoëtische“ Tugend, d. h. das richtige Unterscheiden und Erkennen. Weniger wertvoll als dieses Wiederfinden einer trefflichen Ansicht des Kong-Tse und des Buddha Gautama ist des Stagiriten Bemerkung, daß die Tugend das Zuviel und das Zuwenig vermeiden und immer auf der „goldenen Mittelstraße“ einhergehen soll. So hätte der Tapfere die Pflicht, zwischen Tollkühnheit und Feigheit die Mitte zu halten, der Gerechte hätte die Diagonale zwischen Vor- und Nachteil zu ziehen. Dieses Wagehalten zwischen Nichts und Etwas, Sinn und Unsinn ist filosofisch unzutreffend und es glänzt in dieser dürftigen Definition die von Aristoteles empfohlene dianoëtische Tugend nicht.

Plato bekämpft den Egoismus, die rücksichtslose Genußsucht, aber auch die Skepsis, die den ersten Schritt zur Einsicht bedeutet, ebenso wie die Ehe und den Familienverband, in dem am sichersten die sittliche Teilnahme für andere erzogen wird.

Einsichtsvoll ist jedoch die kühne Bemerkung Platos, daß die Frauen dieselben politischen Rechte besitzen sollen wie die Männer. Wenn der Dichterfilosof wähnt, daß das „höhere Leben der Menschheit“ nur aus der Not und aus dem Bedürfnisse hergeleitet sei, so ist diese Quelle der Sittlichkeit unsicher. Gewiß zwingt die Not zur Gedankenarbeit und führt zuweilen zur ethischen Tüchtigkeit, allein diese kann durch Not auch zu Fall kommen. Und daß das „höhere Leben“ kein Bedürfniß der Menschheit ist, beweist die Geschichte der Jammerwirtschaft des Glaubens.

Bei jenen griechischen Weltweisen, die sich an die fictive Körper- und Geisteszweiheit klammerten, merkt man die unausbleiblichen Folgen dieses großen Irrtums. Die Cyniker empfahlen, den verächtlichen Körper mit Hilfe des bedürfnißlosen Geistes zu bekämpfen. Die einzige Lebenshabe wurde einem inhaltlosen Begriffsworte zulieb (Seele — Collectivbezeichnung für die Denkthätigkeit des Gehirns) zum Nichts herabgesetzt und eine Fiction zu einem ewigen Werte hinaufgelogen.

Ein sittlicher Heroismus war es nicht, als der Mustercyniker Diogenes aus grundsätzlicher Mißachtung des Körpers Fleisch und Gemüse ungekocht aß, da nach seiner Ansicht alles Übel-

schmeckende für dieses Schandwesen gut genug wäre. Das Verzichten auf eitle Bedürfnisse und auf jeden Luxus war eine thörichte Zurückweisung der Behelfe für eine gesteigerte und vornehme Form des Daseins und kehrte sich vor allem gegen ethische Interessen. Das Preisgeben aller Genüsse, die Roheit im Verkehr mit Menschen, das hoffärtige Prunken mit Bedürfnißlosigkeit, die Mißachtung des Reichtums, den man nicht besitzt, die Geringschätzung des Wissens, welches angeblich unmöglich sei, — waren Blüthen des cynischen Idealismus.

Das ethische Ideal der Stoiker war ebenfalls schiefgestellt. Sie schwärmten für stolze Selbstgenügsamkeit und Bedürfnißlosigkeit des auf sich selbst zurückgezogenen Weisen, dessen Herz von keinem Schicksalshieb hart getroffen werden könne, der keines Vaterlandes, keines Freundes, ja selbst der Götter nicht bedürfe, der nach Wissen und nach edlen Thaten nicht strebe.

Diese Nichtachtung des Wissens und werkthätiger Sittlichkeit ist nicht weise, sondern stumpfsinnig. Nichts denken, nichts fühlen und nichts handeln, ist der Lebensinhalt von Idioten, die der Götter allerdings ebenso wie Denker entbehren können. Der Weg zur Ethik ist da nicht von gesunden schlanken Ideen umwachsen.

Die Stoiker kämpften, um mit Plato zu reden, „um die falsche Helena" ebenso, wie Plotin, der sich bei seiner Sinnenflucht und Weltentfremdung sogar schämte, daß er in einem Körper wohne. Er wäre wohl am liebsten bei seiner Verachtung der Körperlichkeit „aus der Haut gefahren", der arme Düpirte des Geistes.

Immer wieder zeigt es sich, daß, wo der Geist in feierlicher Pose auftritt, aller Geist, d. h. alle Einsicht schwindet, die allein den Weg zu ethischen Werten findet.

* * *

Im Mittelalter herrschte ein großer Ideenmißwachs, weil die christliche Theologie obenauf war. Der Einbruch der griechisch-römischen Literatur ließ in der Glaubenswüste einige Oasen auftauchen, die jedoch durch Jesuiten wieder versandet wurden.

Es ist beachtenswert, wie viele gemeinsame Berührungspuncte die Ansichten roher Naturvölker und der Jesuiten über

das sittlich Erlaubte aufweisen. Meist sind aber die Kinder des Naturbannes den Jesuiten in bezug auf moralische Noblesse überlegen. Eine kritische Parallele hierüber wollen wir der Beurteilung einiger hervorragender Moralfilosofen anschließen.

Ein epochemachender Ethiker war trotz seiner Schwächen und Irrtümer J. Kant. Er hat mit kritischem Scharfblick selbstische Beweggründe für sittliches Handeln, wie Lust, Glück, Nutzen ebenso zurückgewiesen, wie Gefühle vom Schlage des Mitleids und erklärte für den allein zulässigen Antrieb des Handelns den unbedingten Gehorsam gegen das im Menschen wohnende Sittengesetz. Mit Recht hob es Kant hervor, man müsse vor allem das sittlich Correcte erkennen, um es zu befolgen.

Leider nimmt das Sittengesetz nicht in jedem Menschen für's Leben Wohnung; wäre dies der Fall, dann könnte vielleicht Kants Grundregel zu Ehren kommen: „Handle so, daß wenn alle Menschen so handelten, es gut stehen würde um das Ganze".

In seiner Tugendlehre stellt nun Kant als erste Pflicht des Menschen auf, den Antrieben der Natur zu folgen. Diese empfehlen nun, die Selbst- und Arterhaltung in den Dienst des Lebensgenusses ebenso zu stellen wie die Erhaltung seines Vermögens und den Gebrauch seiner Kräfte. Diese Tugendregel ließe sich dem strengen „kategorischen Imperativ" Kants kaum einverleiben, der alles Selbstische fernhalten soll. Es ist nichts mit Gemeinregeln, die sich wechselseitig zu Fall bringen.

Bloße Hohlbegriffe oder gar Gefühle können zu einer fruchtbaren ethischen Thätigkeit nicht führen. Wohl aber der Vorsatz, das weltliche oder staatliche Gemeinwesen durch rege Teilnahme an wissenschaftlichem, politischem, wirtschaftlichem, künstlerischem, technischem und humanitärem Schaffen zu fördern, sich als Culturwesen zu geben und hervorzuthun. Handle als Culturmensch, der Gemeinnütziges schafft! — könnte im Stile Kants vielleicht als Grundregel sittlicher Lebensführung hingenommen werden. Nur müßte der Boden für eine gemeinnützige Thätigkeit bereits urbar gemacht worden sein. Bei der jetzt herrschenden sittlichen Barbarei hielte es schwer, sich im Leben nur culturmenschliche Aufgaben zu stellen.

Kants großes Verdienst bleibt es, daß er die Ethik von der Theologie und Metaphysik befreit hat. Er kehrte sich gegen die Traumidyllen der Glückseligkeitslehre, forderte es aber gleichwohl als Pflicht, für die fremde Glückseligkeit zu sorgen. Das ist leichter angeraten als angethan, weil diese Sorge viel unfruchtbare Mühe kosten und von manchem barsch zurückgewiesen würde, der sich selbst sein Glück verdanken möchte.

Kant spricht in seiner wenig beachteten Anthropologie edle Kerngedanken ethischen Schlages aus. So im Abschnitt „von der Kriecherei"; da stellt er Maximen auf, die mehr Gehalt haben, als jener Gemeinsatz, daß die Handlungen des Einzelnen immer so sein sollen, daß sie von allen Menschen als ethisches Gesetz hingenommen werden könnten.

Der große Immanuel bemerkt in jenem Abschnitt vortrefflich: „Demut ist keine Pflicht; sie kann dagegen zum Farisäismus und zur Niederträchtigkeit werden, wenn man Gunst oder Vorteil mittels derselben erwerben will. Werdet deshalb nicht Menschenknechte! Laßt euer Recht nicht mit Füßen treten! Nehmt nicht Wohlthaten an, die ihr entbehren könnt! Erweist euch standhaft und meidet unwürdiges Klagen bei Leiden! Kniet vor Niemandem, denn das Ideal ist in euch selbst! Macht man sich zum Wurm, so darf man sich nicht beklagen, daß man mit Füßen getreten wird". Das sind kostbare Wahrsätze, die man zumal im politischen Leben nicht vergessen sollte.

Ehrenvoll für Kant war die Unzufriedenheit Jacobis, Hamann's und Herders mit dessen Ethik, weil der unmittelbare Glaube durch sie nicht zu seinem Rechte gelange und weil nur der Glaube das Wahre erfassen könne. Nach dieser Ansicht braucht man sich nur hinzusetzen und zu glauben, um sofort von der Wahrheit durchleuchtet zu werden.

Daß von Glaubenseiferern selbst vornehme Charaktere entmutigt und verzagt gemacht werden, zeigte sich auch bei Kant, der aus Gefälligkeit für den Glauben diesem den Platz der Wissenschaft anwies, weil ihm ein roher Unterrichtsminister die Entziehung der Professur angedroht hatte.

Bei Descartes war das Heucheln der Rechtgläubigkeit auch eine Art Lebensversicherung. Selbst bei dem gedankenmutigen

Spinoza wirkte der Dolchstoß eines Glaubenstollen nach, als er in seinem theologisch-politischen Tractate verzagt bemerkte, „er wolle nichts gesagt haben, wenn die höchste Staatsgewalt in seinem Tractat Ungesetzliches oder Gemeinschädliches fände". Der edle excommunizirte Jude erinnerte sich eben daran, daß die elende „höchste Staatsgewalt" die erste Ausgabe seines Tractates verboten hatte. Er bemerkte darin, der Staat möge dafür sorgen, daß ein Jeder denken könne, was er will und sagen, was er denkt.

Diese seine Cardinalpflicht verkennt noch heute der Staat und maßregelt Lehrer der Hochschule, wenn sie „sagen was sie denken" und wenn das Gesagte den Querköpfen auf Minister- und Thronstühlen mißfällt.

Zu den Mutlosen und Halbschlächtigen gehörte auch Bayle. Er gab allerdings zu, daß ein Staat sehr gut aus Atheisten bestehen könnte, weil der Glaube die Grundsätze des Handelns nicht beeinflusse; allein diese Unbefangenheit war nur scheinbar, denn Bayle versicherte zugleich, daß Glaubensansichten hoch über dem Verstande aufragen; der Schild seiner Weltweisheit war doch nur die Theologie.

Merkwürdig ist es, daß auch bei Eugen Dühring etwas Mystik durchschlägt. Er meint, daß nur „als Grundlage der Geschichte bewußter Wesen die Geschichte des mechanischen Naturganzen Sinn habe. Eine durchweg bewußtlose Welt würde eine thörichte Halbheit, ein Theater ohne Schauspieler und Zuschauer sein". Mensch und Tier stehen „einem Etwas" gegenüber, das an und für sich Zweck wäre. Das Nachredigiren der Welt hat immer etwas mißliches. Sehen wir die Umwelt an, wie sie sich gibt, Zwecke sieht man da nicht. Dühring nimmt eine Art sittliche Weltordnung an, die man bei den großen Thorheiten und grellen Freveln in der Weltgeschichte für immer bei Seite stellen sollte.

Der von mütterlicher und väterlicher Seite stark belastete Schopenhauer sympathisirte mit dem Christentume, des Pessimismus wegen, der in dieser Religion steckt. Das läßt sich mit ethischer Unbefangenheit ebensowenig vereinbaren, wie der Frauenhaß und die grenzenlose Selbstanbetung Schopenhauers. Dieser bemerkt unter seinen mannigfachen Paradoxen: „Das ethische

Urphänomen des Mitleids wäre unerklärlich, wenn man nicht als letzten Grund die Einheit aller Menschen voraussetzt". Wie mitleidlos waren Menschen seit jeher gegen einander, so daß von einem „ethischen Urphänomen" nicht die Rede sein kann.

Die „Einheit aller Menschen" ist zudem eine völkerkundlich nachweisbare Ungereimtheit. Mitleid findet sich allerdings bei Tieren, allein auch Erbarmungslosigkeit, so daß jenes „Urfänomen" von der Hand zu weisen ist.

Die Sittlichkeit dreht sich überhaupt nicht um Urerscheinungen, von denen Schopenhauer spricht. Die Schwarz-, Gelb- und Rothäute haben ganz andere Ansichten über das menschlich Anständige und moralisch Zulässige als Blaßheute.

Während die Rache bei vielen afrikanischen Stämmen für eine moralische Verpflichtung angesehen wird, gibt es Religionen, welche die Feindesliebe empfehlen. In der Tugendlehre der alten Hindu heißt es vernünftig: „Selbst Feinden nichts Übles zuzufügen, wird das Haupt der Tugenden genannt werden". Poetischer noch bemerkt ein heiliges Buch der Inder: „Sei gegen deinen Feind wie der Sandelbaum, der mit Wohlgeruch die Axt erfüllt, die ihn fällt." Der Vatican und seine Ehrengarde, die Jesuiten, haben an der christlichen Feindesliebe nie Geschmack gefunden. Ihre Hauptfeinde waren all' die Unklugen, die am Glauben nicht bis zum Blödsinn festhielten. Wie die christliche Rache ausgesehen hat, die an ihnen genommen wurde, weiß man.

Natürliche Anlagen und Antriebe arbeiten an der Schwarzhautmoral mit. Nur gewissen Stämmen (Frauen mehr als Männern) hat die launische Mutter Natur als Mitgift Barmherzigkeit zugedacht. Nach Galton, Holub, Burton und Lord Wolseley sind die Negerstämme Innerafrikas von einer Grausamkeit, welche Tieren nicht eigen ist; es ist ein naturgemäßes Vergnügen für sie, menschliche Leiden in jeder Form anzusehen. Dieselbe Eigenart kennt man bei jenen weißen Henkern, die mit Lustbehagen in die Flammen blickten, die über Ketzern zusammenschlugen.

In Indien jedoch und unter den Indianern gibt es Stämme, die sich mit Milde und Herzlichkeit beispringen und ohne jeden religiösen Einfluß viele Beweise ihrer Güte geben. Von Herzens-

güte war bei den Scheiterhaufenknechten der Kirche Andersdenkenden und Andersgläubigen gegenüber nie viel wahrzunehmen.

Der Volksstamm der Veddahs ist von einer Dankbarkeit und von einem Zartgefühl im Beweisen derselben, dem bei christlichen Völkern nichts ähnliches zur Seite gestellt werden kann.

Auf krummen Irrwegen bewegt sich bei verschiedenen Religionen die Sündentheorie. So bezeichnet das Christentum den Vorzug des Unglaubens seit jeher für eine Todsünde, — die Wachabiten (Moslems) erkennen im Rauchen die ärgste Sünde, mit welcher verglichen der Mord nur ein kleines Versehen ist. Die Jesuiten und deren geistliche Gesinnungsgenossen fanden die ärgste Sünde im vernünftigen Denken.

Das Verharren bei der Wahrheit, das Einhalten des gegebenen Wortes galt bei vielen Volksstämmen des Naturzustandes für eine sittliche Pflicht. Die Verehrung der Wahrheit wird bei einigen Indianerstämmen als moralische Schwäche hingenommen. Sie schätzen ebenso wie die Polynesier das Lügen als eine Gewandtheit des Denkens und als eine berechtigte Bequemlichkeit.

Jehova hat nach der Bibel auch gelogen und betrogen (Hesekiel XIV 9). Die Franken hielten den Meineid nur für eine Form der Rede, nicht für ein Verbrechen. Die Unwahrheit war ihnen Zuflucht für den Schwachen und Unterdrückten. Die Jesuiten haßten wie die Polynesier die Wahrheit, und die Lüge war ihnen eine Berufsbequemlichkeit.

Man könnte also nicht behaupten, daß es einen für's Sittliche eingenommenen Menschheitsgenius oder Gott gebe, der von Naturwegen für das Wahre und Gute einspringt.

Daß die Arbeit einen hohen ethischen Wert besitze, verkennen viele Naturvölker und Religionen. Besonders jene, welche sich wie der Buddhismus und das Christentum für mönchischen Müßiggang und fürs Betteln einsetzen. Sie stimmen den Lebensgrundsätzen der Irokesen zu, die alle Arbeit unter ihrer Würde finden, dann der Patagonier, welche alle Mühe dem Lasttier: Frau übertragen und der Kaffern, die es für sittlich correct halten, daß „die Frau ihres Mannes Ochse sei". Das ist ebenso geistreich, wie die Jesuitenansicht, daß das Gebet die höchste Form der Arbeit sei.

Nicht ganz unverständig sind manche Erziehungsgrundsätze von Naturvölkern. Während die christliche Erziehung demütigen Gehorsam durch Züchtigungen erzielen will und jedes freie Aufknospen einer starken Eigenart niederhält, züchtigen die Araucanier ihre Knaben nie, um den künftigen Mann nicht kleinmütig zu machen. Ein Dakotaknabe schlug seinen Vater; dieser ging fort, rieb sich die schmerzende Stelle und brüstete sich des tapferen Sohnes, den er erzeugt habe.

* * *

Es wird sich immer mehr die Überzeugung durchsetzen, daß sittliche Grundsätze nur menschlichen Interessen entkeimen dürfen und daß nur im „regnum hominis“ (Francis Bacon) die Moral aufblühen könne. Darüber hat auch der scharfsinnige, leider zu wenig gekannte und gewürdigte deutsche Filosof Laas in seinem bereits citirten Werke: „Idealismus und Positivismus“ anregenden Bescheid gegeben. Greifen wir zur Erbauung der Leser einige seiner ethischen Grundansichten heraus. Er hat sie für uns alle gedacht und wenn die Ideen eines so edlen Lichtmenschen, wie es Laas gewesen, ins Eigentum breiter Volksschichten aufgenommen werden, dann haben sie ihren Zweck erst erreicht.

Laas wies wie Kant die Beziehungen des Himmels zur Moral zurück, da alle sittlichen Grundregeln nur dem Gemeinschaftsleben der Menschen entspringen. Treffend entwickelt Laas die sittlichen Aufgaben des Staates. Diese müssen auf die Förderung der inneren Cultur gerichtet sein. Die Antastung der bürgerlichen Freiheit ziehe in allen Zweigen des wirtschaftlichen Lebens, besonders im Handel Nachteile nach sich.

Nachlässigkeiten in der Güterverteilung lähmten die Arbeitsfreudigkeit, drückten die Kaufkraft und führten die Gefahr gewaltsamer Explosionen herauf. Unterdrückte Individuen wie Nationen schritten oft zu furchtbaren Befreiungsversuchen. Einzelne Personen wie ganze Völker richten sich zu Grunde, wenn sie der animalischen Natur verfallen, anstatt den sittlichen und humanen Geist zu pflegen.

Für Laas ist die Weltgeschichte nicht wie für marklose Fantasten eine Hymne zum Preise Gottes, eher ein Strafgericht. Es

wirkt wie eine ergreifende Anklage, wenn Laas folgende Schlußfolgen aus geschichtlichen Vorgängen aufstellt: Oft verzehren sich Einzelne und Völker in völlig ergebnißloser Qual. Fruchtbare Ideen finden oft gar keinen Boden. Nicht immer blüht neues Leben aus den Ruinen. Mag die Geschichte auch vieles fortsetzen und entwickeln, Anderes, was nicht unwerter ist, bricht sie roh ab, ohne je darauf zurückzukommen.

Wirkliche Verdienste stoßen auf Gleichgiltigkeit, Neid und Undankbarkeit. Weder im Völker- noch im Privatleben ist ein fester Zusammenhang zwischen Sittlichkeit und Glück, zwischen Anstrengung und Erfolg nachweisbar. Dem Vergeltungsbedürfniß thue der Weltlauf so unzureichend genüge, daß platonisirende Kreise sich immer wieder nach dem Jenseits umblicken. Von dem dürfe man aber nichts erwarten.

Mit ernstem Pathos bekämpft Laas den herzverödenden, sinnverwirrenden und paradoxen Pessimismus ebenso wie den faulen schönseligen Optimismus. Nicht zum Schwärmen und zum Genuß lade der Stand der Dinge ein, nicht zur optimistisschen Schwelgerei oder zur pessimistischen Selbstverstümmelung, sondern zur Arbeit.

Es werde keine göttliche Weltordnung uns oder unseren Nachkommen das Gute in den Schoß werfen. W i r müssen es erarbeiten. Das goldene Zeitalter liege nicht hinter uns, sondern vor uns.

Ungemein schön spricht der vergessene Verfasser des „Idealismus und Positivismus" von den Bedingungen einer besseren politischen Zukunft, eines alle befriegenden Gemeinschaftslebens. Der Tod fordere dazu auf, den Besitzstand zu Gunsten der sogenannten „Enterbten" der Gesellschaft zu revidiren. Das gegenwärtige Erbrecht beruhe auf einer Grundlage, die sich weder volkswirtschaftlich noch moralisch genügend rechtfertigen lasse.

Mit filosofischer Unbefangenheit erklärt Laas, der Staat könne die mittelalterliche Function eines Beschützers, Hortes und Beraters der Kirche unmöglich länger ausüben. Er müsse auch U n g l ä u b i g e n Freiheit und staatsbürgerliche Rechte gewähren.

Laas spricht zwar von den gemeingefährlichen Anmaßungen der Kirche, will aber gleichwohl dieser „gemeinen Gefahr" vollkommen freie Hand lassen. Damit kann man nicht einverstanden

sein. Daß die Kirche auch ohne staatliche Unterstützung der Sittlichkeit hohnspricht, beweist mit entsetzlicher Beredsamkeit die Völkergeschichte.

Laas urteilt zu milde, wenn er den culturhistorischen und pädagogischen Nutzen der Religiosität zugibt, behauptet aber, die wissenschaftliche Moral könne der Religion entraten, da diese keine unersetzliche und unverkennbare Grundlage aller Sittlichkeit sei.

Sollte man nicht endlich aufhören, die Religion als eine Macht für sich zu betrachten? Es steckt in ihr doch nur die Macht der Fantasie unbelehrter Menschen.

Von einem nicht mehr zeit- und bildungsgerechten Menschenwerk sollte die Selbstbefreiung leicht werden. Leider wird die Religion noch immer als eine heilige Mumie behandelt, in welcher die Thorheiten von Jahrtausenden eingewickelt sind. Auch Laas behandelt sie als eine wohl zu beachtende Instanz.

Die Kümmernisse und Bedrängnisse des Lebens würden gemildert werden, wenn man die starren Religionsmumien wegwirft, die Horizonte menschlicher Interessen freilegt und für deren Geltung gemeinsame Kräfte zusammenschließt.

Man begegnet auch bei selbständigen Denkern vererbten, wahlverwandten und neu aufgefrischten Vorstellungen. Nietzsche's „Übermensch“ wird von Laas als „Gottmensch“ bezeichnet, der ein zu erstrebendes Ziel der Culturentwicklung sei. Laas spricht auch von Augustin's civitas Dei, vom Reiche Gottes auf Erden, in welchem die Menschen von jeder „Bestialität und Brutalität frei“, also „vergottet“ sind. Dem großen Denker gefiel dieser Ausdruck der deutschen Mystiker, der nichts anderes als veredelt bedeutet.

Man stoße bei der Erziehung des Menschengeschlechtes zunächst nicht auf Gott, sondern auf hervorragende Führer, auf Forscher, Erfinder, Entdecker, Gesetzgeber, Feldherrn, Könige, Dichter, Künstler, Lehrer und Religionsstifter.

Auch Laas hätte die Rolle eines Ideenführers dem deutschen Volke gegenüber übernehmen können, wenn aus seinem Werke nicht ganze Hügel von Fremdworten herausstarren würden. Die edlen großen Gedanken dieses hochsinnigen Gelehrten sollte man in einem kurzgefaßten volksverständlichen Auszug herausgeben

und der deutschen Nation als Erbauungsbuch widmen. Er verdient ein solches Denkmal.

* * *

Wir eilen zum Schlusse und wollen nur noch wenige Ansichten streifen, die sich auf Imperative der Sittlichkeit beziehen. Clarke und William Wollaston weisen darauf hin, daß das sittlich Gute verbindlich wäre, weil es wahr sei. Damit wäre für's Handeln kein sicheres Richtmaß gegeben, wenn es auch zutrifft, daß eine jede unsittliche Handlung auf falschen Urteilen beruhe. Das wäre eine negative Bestätigung der ethischen Grundregel: Denke richtig!

Die ästhetisirende Moral, welche das „schöne Empfinden" über das vernünftige Wollen stellt, ist keine unreife Brombere wert.

Lust- und Nutzwerte in die reine Höhenluft des Ethischen zu tragen, entspricht nicht der Würde desselben. Man verbeugt sich vor der Sittlichkeit, weil sie von der Vernunft und von der Gesellschaft gefordert wird, weil man, wie Lord Byron klagt, ohne die „verwünschte Tugend keine Ruhe, kein Glück hier finde". Wieder der fatale Seitenblick nach den Seligkeiten im Reiche der Verstiegenheiten!

W. Salter spricht in seiner „Religion der Moral" (1889) einige treffliche Urteile über Pflichtenwerte aus. Wer äußere Dinge als letzte Ziele anstrebe, könne nicht zur inneren Freiheit durchdringen. Berufslose Müßiggänger finde man im Proletariat und am oberen Rande der Gesellschaft, wo nur Renten und Frauen genossen werden. Die Natur habe aber die lebenden Wesen nicht auf das Genießen, sondern auf das Erstreben und Erwerben angelegt.

Die Hochschule erfülle, meint W. Salter, dann erst vollkommen ihre Aufgabe, wenn sie zur Verbreitung allgemeiner Wissenschaftlichkeit und filosofischer Bildung diene. In England, wo mehr Frömmler als Filosofen wachsen, erfüllt sie diese Aufgabe allerdings nicht.

Fruchtbar wäre auch der Vorschlag Salters, hervorragende Talente auf öffentliche Kosten für den Staatsdienst auszubilden. Salter wirft dem deutschen Volke vor, daß es jährlich gegen

300 Millionen Mark für Tabak ausgebe, ohne es zu beklagen, daß mit dieser Summe, die in Rauch aufgeht, 300000 arme Familien mit einer Jahresrente von je 1000 Mark beteilt werden könnten. Durchaus begründet! Doch vergißt Salter, daß England für christliche Missionen jährlich eine weit höhere Summe verschwende, während in London allein viele Leute Hungers sterben. Auch werden durch englische Missionäre, die auf Hochschulen gebildet werden, weder „allgemeine Wissenschaftlichkeit" noch „filosofische Bildung" verbreitet, weil sie diese Werte selbst nicht besitzen.

Paulsen ist weit mehr ein scharfsinniger Ethiker als Salter. Er findet ganz richtig die Grundform der persönlichen (individualistischen) Tugenden in der Selbstbeherrschung und jene der socialen Tugenden im Wohlwollen. Sie senken ihre Wurzel in die Grundformen der Lebenstriebe, welche sich um die Erhaltung der Art und der Person bewegen.

Feiner und richtiger als andere Filosofen erkennt Paulsen im Mitleid die natürliche Grundlage des thätigen Wohlwollens, aber nicht selbst eine Tugend. Wie bedeutend gibt sich den Spötteleien Schopenhauers gegenüber der Ausspruch Paulsens, daß es nichts Stärkeres in der Welt gebe, als das Herz einer demütigen und freimütigen Frau.

Lichtgedanken sind es auch, wenn Paulsen richtigen Vorstellungen für die Wohlfahrt der Menschen eine wesentliche Bedeutung zuspricht und wenn er es für eine Pflicht erklärt, dem Nächsten zur Befreiung von falschen und zur Erlangung correcter Vorstellungen behiflich zu sein.

Man muß es beklagen, daß man einen Monarchen, der am moralischen Irresein oder an starker Unbelehrtheit leidet, nicht als seinen Nächsten behandeln und nicht Paulsens schönen Rat befolgen kann: Diene dem Nächsten mit der Wahrheit!

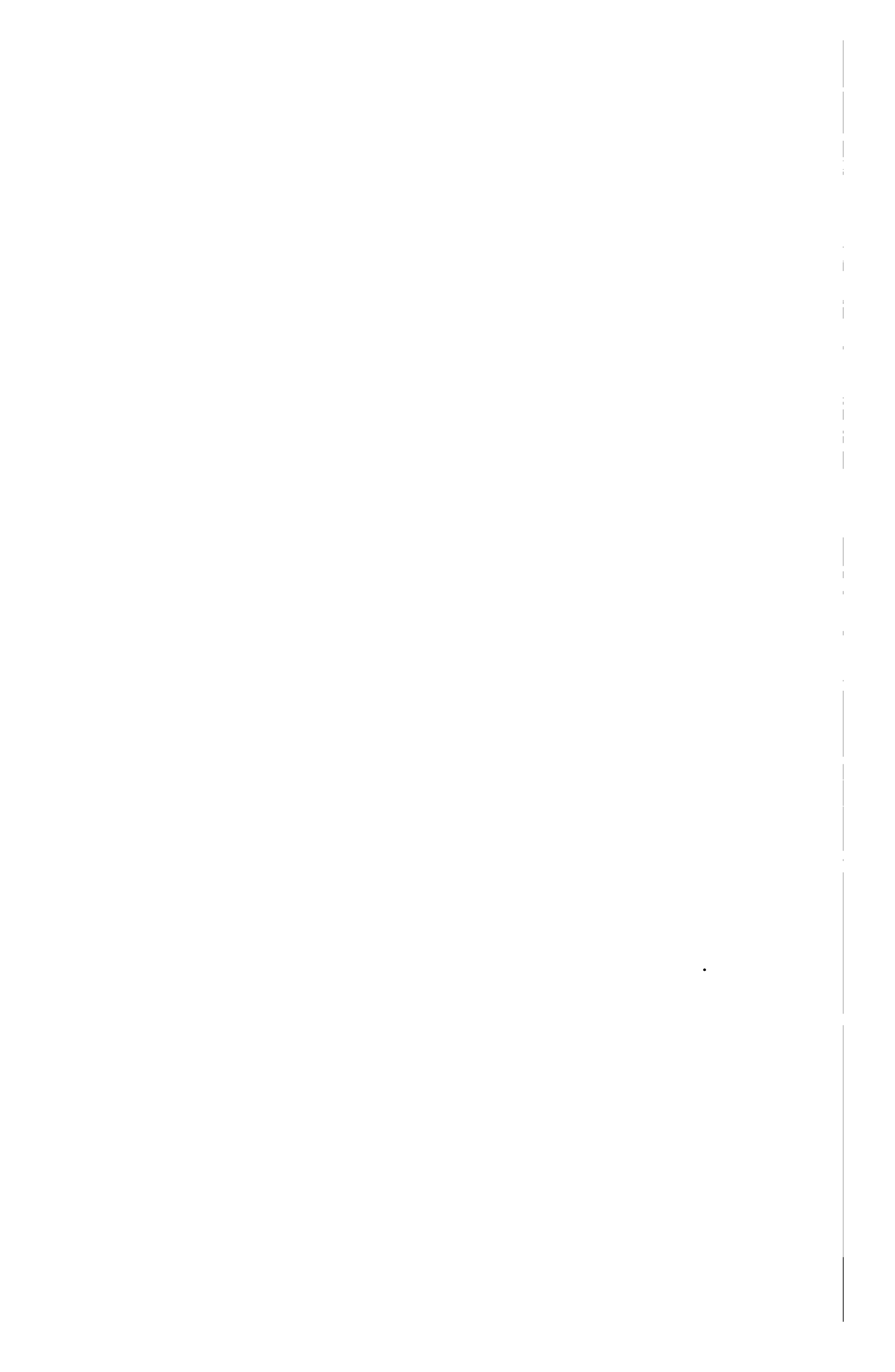
Schade, daß Paulsen bei seinen ethischen Untersuchungen nicht von Gott absieht. Er spricht zu viel von ihm. Männer der Wissenschaft sollten sich dies abgewöhnen und Wahnreden vorderhand Theologen überlassen.

* * *

Wichtigere ethische Fragen werden wir im nächsten Bande behandeln. Sie werden sich auf Quellen der menschlichen Perversität, die alle Schichten der Gesellschaft von heute durchsetzt, auf die Abkunft der herrschenden Culturhemmungen und auf die Widerstände gegen dieselben, auf das Wissen und die Sittlichkeit im Vatican, auf die Widersacher des Rechtes, auf die sittlichen Aufgaben der Fürsten und auf deren Methode, diesen Aufgaben nachzukommen, auf Bildungs- und Sprachenwerte, auf die Programmziele der Arbeiterschaft, sowie auf die Stellung der Frau in der Gesellschaft beziehen.

Ferner wollen wir im Schlußbande die Wege zum Vernunftstaate und zu dessen Institutionen, die ethische Haltung aller Berufskreise in demselben, die vornehmen Ziele des Genusses, die Höhenzüge der bildenden Kunst, darunter die Ideale der Frauenschönheit in verschiedenen Culturepochen, die Kunst als Erzieherin und deren Rolle im idealen Zukunftstaate beleuchten.





(Fortsetzung umstehend).



